Lebens-Erinnerungen

von

Dr. J. H. von Hefner-Alteneck



Abschnitt zur Post-Packetadresse

Post-Annahme-Stempel

MUENCHEN I.P.P. 25 APR. 12-1Nm 00.

Name und Wohnort des Absenders:

Dr. v. Hefner-Alteneck

München Maximi=

milianstraße 33

frei

K 168.



Herrn Professor Dr. Heyne
zum freundlichen Andenken
vom Verfasser.

Lebens-Erinnerungen

von

Dr. J. H. von Hefner-Alteneck.

Unser Leben
Sei ein Streben
Nach Klarheit
Und nach Wahrheit.



München.
Kgl. Hofbuchdruckerei Kastner & Lossen.
1899.

Meiner Familie,

meinen Freunden und Fachgenossen

gewidmet.



Vorwort.

Schon in meinen jüngeren Jahren und noch vielmehr jetzt in meinem hohen Alter wurde ich oft und dringend von Freunden und Bekannten aufgefordert, meine Erlebnisse niederzuschreiben. Ich konnte mich lange nicht dazu verstehen, da ich annehmen musste, dass die Sache für Fernerstehende zu wenig Interesse habe; allein, durch mein eigenes Schaffen im Gebiete der Kunst- und Kulturgeschichte sah ich immer mehr ein, wie oft selbst unscheinbare Ereignisse im öffentlichen, wie im häuslichen Leben von Werth sind, um von Zeit und Volksleben ein klares Bild zu geben. Auch glaubte ich dabei doch Manches von Interesse bieten zu können, weil ich in meinem Leben mit Menschen aller Klassen, darunter auch mit solchen, welche jetzt der Geschichte angehören, in Berührung kam.

Der erste Theil dieser Erinnerungen mag wohl einigen Werth für diejenigen besitzen, welche für Familienleben und den Zeitgeist am Schlusse des achtzehnten und am Beginne des neunzehnten Jahrhunderts sich interessiren.

Das Wesentliche aber dieser Aufzeichnungen ist für jene berechnet, welche sich mit Studien der Kunst und ihrer Geschichte befassen und die aus Beruf oder Neigung Sammler von Kunstwerken sind.

Mögen diese Erinnerungen, die uns leider nicht immer die Menschen im schönsten Lichte zeigen, eine wohlwollende Aufnahme finden!

München, im Juli 1899.

Dr. J. H. von Hefner-Alteneck.

Inhalts-Verzeichniss.



I. Meine Familie und deren Umgebung.

Meine Voreltern gehörten einer alten bürgerlichen Familie an, sie war in Mainz wie im Rheingau begütert und leistete dem kurmainzischen Staate manche Dienste, weshalb mehrere Mitglieder derselben in den erblichen Adelstand erhoben wurden. — Mein Urgrossvater Johann, geboren 1674, erreichte das Alter von 100 Jahren, mein Grossvater Ludwig, geboren 1725, das Alter von 90 Jahren; beide waren Rechtsgelehrte und Hofräthe. Mein Vater Franz Ignaz Heinrich von Hefner, früher grossherzoglich-Frankfurtischer, später königlich-bayerischer Staatsrath, geboren zu Mainz 1756, in den erblichen bayerischen Adelstand erhoben 22. November 1814, starb zu Aschaffenburg 1846 im 90. Jahre als der letzte Kommandeur des grossherzoglich Frankfurtischen Concordienordens.*) Bei Auflösung des Kurfürstenthums zog er mit dem letzten Kurfürsten Friedrich Karl Joseph, aus der Familie der Freiherren von Erthal, von Mainz nach Aschaffenburg, der kurfürstlichen Sommerresidenz und verblieb daselbst unter dem Fürstprimas Karl von Dalberg, dem späteren Grossherzog von Frankfurt. Meine Mutter Margarethe, geborene Göbhardt, war die letzte Erbin der alten Göbhardt'schen Buchhand-

*) Vergl.: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Dritte Folge. Bd. I. Frankfurt 1891. 8°. Seite 12.

lung zu Bamberg und jener zu Würzburg, sie starb 1825. Ich bin geboren den 20. Mai 1811 zu Aschaffenburg; aus der Taufe hob mich mein Grossonkel, Heinrich Göbhardt, geboren zu Bamberg 1742, der letzte Abt von Bronnbach in Baden bei Wertheim,*) der nach Aufhebung des Klosters in Bamberg 1816 gestorben ist. Bei meiner Taufe vertrat ihn mein Onkel Jakob Hefner, welcher nach einem Schreiben des letzten Kurfürsten Friedrich Karl, das ich noch besitze, i. J. 1800 zum „Stabskapitän wegen seiner geleisteten Dienste“ ernannt wurde. Man rief mich, nach damaliger Sitte, Jacques Henri, was mir in der Jugend öfter Verdruss bereitete, denn die Dienst- und andere Leute nannten mich „Schackeri“; jetzt heisse ich Jakob Heinrich. Den Beinamen „Alteneck“ erhielt ich erst 1856 für mich und meine Nachkommen durch König Maximilian II. zur Verhütung störender Namensverwechslung.

Es waren mir schon vier Geschwister vorausgegangen, welche ich überlebte, mein ältester Bruder Ludwig, königlich bayerischer Ulanenlieutenant, meine ältere Schwester Philippine starb in jungen Jahren, die zweite Margaretha war mit Freiherrn von Sensburg, die jüngere Therese mit Forstmeister Dr. Daniel Ernst Müller vermählt; alle übten, so weit es Alter und Verhältnisse zuliessen, Zeichnen und Malen, besonders Therese wurde eine geschickte Landschaftsmalerin.

---

*) „Am 30. April 1803 verliess Göbhardt, der 52. und letzte Abt von Bronnbach die altehrwürdige Stätte im Taubergrund.“ Siehe: Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden. IV, 1. Kreis Mosbach, Amtsbezirk Wertheim, bearbeitet von Adolf von Oechelhäuser. Freiburg 1896. 8°. Seite 22.

Auf einen älteren Bruder meines Vaters, den kaiserlichen Rath Peter Joseph von Hefner, und auf den jüngeren Jakob, kurmainzischen Ingenieur-Hauptmann, komme ich später noch zu sprechen.

Was ich von meinen Gross- und Urgrosseltern sagen kann, beruht auf Notizen von der Hand meines Grossvaters, und besonders auf dem, was ich von meinem Vater und älteren Verwandten vernommen habe.

Meine Grosseltern, wie schon deren Eltern, zogen gewöhnlich mit Familie im Herbst zur Weinlese von Mainz nach Geisenheim am Rhein, wo sie ein Haus mit grossem Weingarten und einen Theil des berühmten Rothenberg besassen. — Das Familienleben daselbst war, ungeachtet der Nachwehen des dreissigjährigen und des noch wüthenden siebenjährigen Krieges, ein patriarchalisches, gemüthliches und heiteres, dabei ging auch ein gewisser poetischer Zug durch das Ganze, wohl veranlasst durch den herrlichen Rheinstrom, die vielen Burgen und Klöster, die rheinischen Sagen etc. Auch erhielt damals der Rheingau eine besondere Belebung dadurch, dass sich daselbst ein grosser Theil des rheinischen Adels aufhielt, aus welchem manche Kurfürsten hervorgingen, es waren die Grafen Ingelheim, Ostein, Elz, Bassenheim u. A., welche besonders in Geisenheim, Rüdesheim, auf dem Niederwald, in Elfeld etc. Besitzungen hatten.

Erst in späten Jahren, als das Gut längst an andere Verwandte übergegangen war, fand ich in Geisenheim unter dem Dachgebälk die Bildnisse meines Urgrossvaters und meines Grossvaters lebensgross in Halbfigur; ersterer erscheint darauf im Rock von blauem Seiden-

damast, herabhängendem Spitzenhalstuch, rothem Mantel, das Haupt geziert durch eine auf beiden Seiten lang herabhängende Allongeperücke. Dieselbe wurde alle Samstag durch den Perückenmacherjungen abgeholt, und dagegen die neuhergerichtete gebracht. Das Herrichten bestand u. A. darin, dass die Perücke in Brodteig gebacken wurde. Einmal kam der arme Perückenmacherjunge weinend in das Haus, weil ihn die Schusterjungen „Perückenkrustenfresser" geschimpft hatten. Auf dem zweiten Bilde erscheint mein Grossvater in seinem 12. Jahre in einem violetten, reich geblümten Seidendamastrock, dem langen ärmellosen rothen Unterkleid, der späteren Weste, und Spitzentuch; er trägt ebenfalls schon eine Perücke, jedoch nur von weisser Wolle, gelockt und nicht auf beiden Seiten herabhängend. Kamen die Jungen aus der Schule, so warfen sie sich oft mit den Perücken und liefen mit dem kahlgeschorenen Haupte, das durch den Modewahn so verunstaltet wurde.

Zu den Begebenheiten in meinem urgrossväterlichen und grossväterlichen Hause in Mainz und im Rheingau, welche durch Erzählungen in der Familie erhalten blieben, gehört u. A. Folgendes.

Auf dem Gute zu Geisenheim kam öfter ein älterer Herr, Vetter Junker von Wolfaden, Schlosshauptmann auf dem Schlosse Schönstein am Rhein, zu Besuch, ein Charakterbild aus den letzten Jahren des dreissigjährigen Krieges. Wie ihn mein Vater noch im Bilde gesehen, trug er einen zugespitzten Hut mit rother Feder, hohe Halskrause, Lederkoller, braune Schlappstiefel mit rothen Absätzen, ein breites mit Silber ge-

sticktes Bandelier um die Schultern als Träger des Degens. Er hatte in einem Kampfe gegen eine Räuberbande eine Kopfwunde erhalten, die ihm oft Schmerzen verursachte, welche nur durch starke Getränke gelindert wurden. Ein anderer Ueberrest aus alten Zeiten war eine Base Jungfrau von Salm, sie erzählte gerne von ihren Jugenderlebnissen und von den Festen, die sie bei Verwandten und Bekannten auf deren Schlössern mitgefeiert hatte. Die Jagd ging gewöhnlich voraus, dann folgte der Schmaus. Wenn die Tafel zu Ende ging, entfernten sich die Damen, und es begann das eigentliche Saufgelage; es verlangte die Ehre des Hauses, dass ein jeder Gast unter dem Tische lag, blieb noch einer sitzen, so bliesen die Jäger mit den Jagdhörnern, bis er als der Letzte vom Wein und Schall betäubt, vom Stuhle sank; dann war das Fest vollständig. Das waren die guten alten Zeiten.

Eine tragische Geschichte kam im Hause meiner Urgrosseltern zu Mainz vor. Mein Vater erinnerte sich, noch als Kind, eine alte verkrüppelte Frauensperson gesehen zu haben, welche öfter in sein väterliches Haus kam; wann sie erschien, stellte man ihr Wein vor und suchte ihr nur Angenehmes zu erzeigen. Die Geschichte derselben ist folgende:

Sie war in dem Hause meiner Urgrosseltern eine junge schöne, brave Hausmagd; ein Soldat verfolgte sie mit Liebesanträgen, wurde jedoch nicht erhört. Eines Abends stand sie mit anderen Mägden am Brunnen und hielt in der Hand einen Apfel auf dem Rücken, da kam jener Soldat hinterher, nahm ihr den Apfel aus der Hand, biss hinein, liess ihn fallen und

zeigte durch Pantomime, er sei stumm. Zeugen waren gegenwärtig, der Apfel kam von ihr, der Soldat war stumm — also kein Zweifel, sie war eine Hexe! Sie wurde elend gefoltert, in den Schmerzen gestand sie, nahm wieder zurück und wurde durch fortgesetztes Foltern zum Krüppel gemacht. Endlich zum Tode verurtheilt, war schon der Scheiterhaufen errichtet, da kam in der elften Stunde ein anderer Soldat und gab an, er habe im Spital des Nachts jenen Stummen im Traume sprechen gehört. Man ergriff den Stummen, legte ihn über und zählte ihm von hinten so lange auf, bis ihm von vorne die Sprache wieder kam. Er gestand, dass er sich wegen der verschmähten Liebe rächen und zugleich vom Militär frei machen wollte.

Meine Urgrosseltern waren fromm, und soweit es die Zeitverhältnisse zuliessen, auch sehr gescheit; jene Geschichte ging ihnen auch sehr zu Herzen, allein wo der Teufel im Spiele war, da konnte man nichts machen!!

Meine Grossmutter war, im Geiste jener Zeit, eine tüchtige Hausfrau mit vielen Kindern, sie betete viel und hielt auch die Kinder dazu an, doch ging ihr Pflichterfüllung über Alles. Das oft nicht geistliche Leben am geistlichen Hofe zu Mainz hatte auf das Familienleben, zum Glück, keinen Einfluss.

Jeden Abend musste der älteste Sohn Peter in Gegenwart der Mutter, aller Geschwister und der Dienstleute ein Gesetz des Rosenkranzes vorbeten. Hatten sich die Geschwister zufällig des Tages mit dem älteren Bruder entzweit, so dauerte der Rosenkranz lange, standen sie aber gut mit ihm, so flüsterten

sie ihm öfter zu: „Peter schlag ab.“ Da liess er einige Rosenkranzperlen fallen und das Beten hatte früher ein Ende, so dass die Mama öfter in Verwunderung sagte: „Aber heute war das Beten schnell fertig“.

In allen Familien, in welchen Wohlstand herrschte, war es Sitte, dass zur Winterzeit im Hause, d. h. im Hofe, wenigstens zwei Schweine geschlachtet, Schinken, Würste etc. hergerichtet wurden; eine Veranlassung, bei welcher Verwandte und Hausfreunde kamen, um die Hausfrau bei den vielen Geschäften zu unterstützen. Dabei spielte die sogenannte Metzelsuppe eine Rolle.*)

Es hatte meine Grossmutter eines Tages die alte Lisbeth mit der Metzelsuppe zu Verwandten geschickt, sie trug dieselbe in einem Topf, welcher in dem Henkelkorb stand, an ihrer Seite ging der älteste Sohn Peter, damals 7 Jahre alt. Nun war in Mainz ein verkommenes Subjekt, in der ganzen Stadt unter dem Namen „Vetter Hungrig“ bekannt, der wollte immer „fressen“; wenn er nichts bekam, wurde er furchtbar zornig; dieser kam von hinten her, roch die gute Suppe, und da er nichts davon haben konnte, versetzte er, aus Zorn, dem unschuldigen kleinen Peter eine tüchtige Ohrfeige.

So unbedeutend diese Geschichte an und für sich ist, so musste ich doch in meinem Leben oft daran denken, denn auch ich lernte noch viele „Vetter Hungrig“ kennen, besonders in der Klasse der sogenannten „Streber“, welche mir, wenn auch in anderer

---

*) Siehe Uhlands Gedicht „Metzelsuppenlied.“

Form, manche Ohrfeige zudachten, und zwar nur, weil mir Frau Fortuna öfter huldvoll war.

Es war auch die alte Lisbeth, welche alle nöthigen Vorkehrungen traf, wenn ein Gewitter heranzog, sie hing einen geweihten Rosenkranz an das Fenster, zündete geweihte Kerzen an und läutete mit dem „Lorettoglöckchen“, das sich damals fast in allen christkatholischen Haushaltungen befand, es war in St. Loretto geweiht und trug das Bildniss der Jungfrau Maria, auch warf sie „Palmenkätzchen“ in das Feuer, welche auf Palmsonntag geweiht waren. Das hatte auch sicher geholfen, ein Beweis dafür ist, dass, als der Blitz doch einmal einschlagen musste, er nicht das bewohnte Hauptgebäude, sondern den unbewohnten Hinterbau traf; unter dem Dach war ein Taubenschlag, von diesem Augenblick an waren alle Tauben für immer verschwunden, man fand auch keine todte. Darunter war eine Kammer, in derselben stand ein Bündel eiserner Vorhangstangen, diese wurden durch den Blitz schraubenartig zusammengedreht.

In Mainz war Kapuziner-Pater Kasimir, eine ehrwürdige Erscheinung, gesucht als Vertrauensmann und Rathgeber in vielen Familien; er war vernünftig und menschenfreundlich, aber auch nach damaliger Art sehr derb und witzig, wie es in unsern Tagen kaum denkbar ist, er war auch Freund in meinem grossväterlichen Hause. Einst begegnete ihm meine Grossmutter auf der Strasse und sagte: „Wollen uns Euer Hochwürden morgen zu Mittag die Ehre schenken?“ „O ja, ich werde schon kommen.“ — „Aber Hochwürden wissen, dass morgen Fasttag ist, da bedaure ich, nicht mit

Fleisch aufwarten zu können." „Ja, das ist schon „recht, gute katholische Christen müssen schön die „Kirchengebote halten, aber wissen Sie, da gibt es „so böse Leute, die lassen unter dem Kraut eine „Wurst platzen, das nimmt der liebe Gott nicht so „genau." Da platzte natürlich eine Wurst unter dem Kraut.

Nach damaliger Sitte hat dieser Pater bei seinen Reden lateinische oder französische Worte angebracht. Mein Vater hörte in seiner Jugend eine Predigt von ihm, er sprach darin über die Verdorbenheit der Menschen, dass alle Bemühungen der Seelsorger vergebens seien etc. und schloss mit den Worten: „Wenn „ihr aber doch dem Teufel in den . . . . . hinein fahren „wollt, à la bonne heure! im Namen des Vaters, des „Sohnes und des heiligen Geistes. Amen".

Kaum glaublich, aber doch wahr; man denke nur an Pater Abraham a Santa Clara, Pater Martin von Cochem u. A.

In seinen hinterlassenen Aufzeichnungen spricht mein Grossvater auch noch von einem andern geistlichen Hausfreund in Anerkennung und Dankbarkeit, es war Domprobst Dumetz, er war fein gebildet, klug und menschenfreundlich, was sich auch deutlich in seinem Bildniss ausspricht, welches ich noch besitze.

Es war im Jahre 1723, da lag meine Grossmutter, welche schon viele Kinder hatte, in schweren Kindesnöthen, man hielt sie für verloren, selbst der sehr berühmte kurfürstliche Leibarzt Dr. Strack war rathlos. Da sagte eine Tante meinem Grossvater, „die Herren Franziskaner besässen ein eigenhändiges Schreiben des

heiligen Ignatius, welches in ähnlichen Fällen schon Wunder gethan habe". Mein Grossvater eilte zu diesen Herren und bat um Hülfe, sie erschienen mit Crucifix, Kerzen, Weihwasser, legten den Brief auf, beteten, segneten, die ganze Umgebung kniete betend nieder, und alles ging glücklich vorüber.

Manche Aerzte sagten mir: „Hätten wir ähnliches Mittel, um in solchen Fällen Muth, Vertrauen und Hoffnung zu erwecken, so würden wir auch oft als Wundermänner angesehen."

Eine Begebenheit machte auf meinen Vater tiefen Eindruck. Als derselbe in seinen jungen Jahren als Assessor in Mainz beauftragt war, mit einem Collegen Gefängnisse zu besichtigen, trafen sie in einem derselben zwei Strassenräuber und Mörder in Ketten, diese glaubten, dass die Herrn in schwarzer Kleidung mit Degen etc. das Todesurtheil verkünden sollten, sie krochen auf dem Bauch, wollten die Schuhe ablecken und schrieen: „Lassen Sie uns in Eisen schmieden, Zeit Lebens in den tiefsten Kerker werfen, hauen alle Tage, nur lassen Sie uns das Leben! Das Leben!!" Von da an war mein Vater, noch mehr als vorher, empört, und zwar bis in sein hohes Alter, wenn er von Abschaffung der Todesstrafe hörte. Oft sagte er: „Welche Strafe gibt es noch für solche Kanaillen, welche andere Menschen kaltblütig morden, und dann um ihr eigenes elendes Leben so jammern!"

Im Jahre 1793 wurde Mainz belagert und beschossen, die näheren Umstände sind durch die Geschichte bekannt.*)

*) Klein, Carl. Geschichte von Mainz 1792—93. Mainz 1861. 8°. Seite 493 u. ff.

Nur anführen will ich, dass mein Grossvater während der Beschiessung bei Tag und Nacht Männer anstellte, welche auf dem Dache, in dem Hause und im Hofraum mit Wasserkübeln und nassen Tüchern bereit standen, die Zünder der einfallenden Bomben zu löschen.

Von jenen, welche als Zeit- und Amtsgenossen mit meinem Vater in Berührung kamen, erwähne ich nur Folgende: Christian Ernst Graf von Bentzel-Sternau, geb. zu Mainz 1767, er bekleidete hohe Aemter und wurde fürstlich primatischer Staatsminister, er war vielseitig gebildet und als Schriftsteller thätig; ich erinnere mich noch, in meiner Jugend den Grafen im elterlichen Hause bei Tische gesehen zu haben, wo ich seinen Worten mit Aufmerksamkeit folgte und wenig davon verstand.

Ein besonderer Freund meines Vaters war Nikolaus Vogt, geboren zu Mainz 1756, Lehrer des Fürsten Metternich, Archivar und Bibliothekar des Fürstprimas, 1816 Senator in Frankfurt a/M., 1831 Schöff daselbst; er gab verschiedene Werke, meistens politischen Inhalts, heraus, auch schrieb er die rheinischen Sagen nieder. Metternich, dessen Gesinnungsgenosse er zwar nicht war, liess ihn nach seinem am 19. Mai 1836 zu Frankfurt erfolgten Tode auf dem Johannisberg begraben. Sein Herz wurde auf seinen Wunsch in den Fluthen des Rheins versenkt.*)

---

*) Schrotzenberger, Robert. Francofurtensia, Aufzeichnungen zur Geschichte von Frankfurt a. M. 2. Aufl. Frankfurt 1884. 8°. Seite 262.

Heinrich Freiherr von der Tann, Vater des bekannten bayerischen Feldherrn, war dem König Ludwig I. sehr befreundet, er war auch unter verschiedenen Verhältnissen Amtsgenosse meines Vaters, auch mir war er noch in späten Jahren Freund und Rathgeber.

Ebenso kam mein Vater mit dem fürstlich primatischen Minister Franz Joseph Freiherrn von Albini, geboren 1748 zu St. Goar, dienstlich vielfach in Berührung. Albini spielte in der Politik jener Periode eine wichtige Rolle, u. A. bei dem Rastatter Kongress, wie bei der Organisirung des bekannten Mainzer Landsturmes i. J. 1799.*) Ich besitze noch Schreiben von seiner Hand an meinen Vater.

II. Künstler in Mainz.

Trotz der politischen Wirren war Mainz nicht ohne Künstler und Kunstfreunde. Auch mein Vater übte das Zeichnen schon in jungen Jahren, so weit es sich mit seinen sonstigen Studien vertrug, und kam fast mit allen in Mainz lebenden Künstlern mehr oder weniger in Berührung. Er nahm Unterricht bei dem Italiener Joseph Appiani, welcher in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus Mailand nach Deutsch-

*) Rothenbücher, Karl. Der Kurmainzer Landsturm in den Jahren 1799 und 1800. Augsburg 1878. 8°. Seite 18 u. ff. — Mainzer Landsturm-Almanach auf das Jahr 1800.

land zog, von mehreren deutschen Fürsten Aufträge erhielt und besonders mit Geschick viele Deckengemälde in Kirchen fertigte.

Er liess sich in Mainz nieder, wo er den Titel eines Kurfürstlichen Hofmalers erhielt. In Nagler's Künstlerlexikon sind seine Werke sehr heruntergesetzt, und zwar mit Unrecht. Nagler hat nie eine Arbeit von ihm gesehen und wohl die Notizen durch einen Feind Appiani's erhalten, und dass er deren viele hatte, ist natürlich, denn er war sehr hochmüthig und verachtete dabei stets die Werke deutscher Künstler.

Es lebte auch in Mainz Gottlieb Welte*), Sohn und Schüler des Malers Anton Welte. seine Gemälde und Radirungen, besonders Gesellschaftsstücke, sind geistreiche Charakterbilder des Lebens im achtzehnten Jahrhundert.

Ein anderer Maler in Mainz war Birgi, dessen Name ich noch in keinem Lexikon gefunden; derselbe fertigte besonders in Deckfarben, sehr naturgetreue und fleissig ausgeführte Landschäftchen, deren ich viele gesehen und einige besessen habe.

Zu den Künstlern ersten Ranges zählt Johann Peter Melchior**), Bildhauer, Modelleur, Zeichner und Maler, geboren 1742 zu Lintorf im Herzogthum

---

*) „Gottlieb Welte ist einer der genialsten deutschen Künstler des vorigen Jahrhunderts.“ Siehe: Gwinner, Ph. Friedrich. Zusätze und Berichtigungen zu Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. 1867. Seite 94.

**) Vergl. Zais, Ernst. Die kurmainzische Porzellan-Manufaktur zu Höchst. Mainz 1887. 4°. Seite 109—114. — Collection Georg Hirth. I. Abtheilung. München 1898. 4°. Seite XXXVIII bis LVI.

Berg. Dieses Meisters muss ich hier, wenn auch nur in kurzen Zügen gedenken, da er lange nicht genug gekannt und geschätzt war. Seine Jugend verlebte er in Armut und traurigen Verhältnissen. Er musste sogar eine Zeit lang das Vieh hüten; er arbeitete sich nur durch die Kraft seines eigenen Genies empor. Bessere Tage und ein grosses Feld für seine Thätigkeit wurde ihm geboten, als er 1770 kurfürstlich mainzischer Hofbildhauer und Modelleur an der kurfürstlichen Porzellanmanufaktur zu Höchst bei Frankfurt wurde. Im Jahre 1779 siedelte Melchior nach Frankenthal über als Modellmeister der dortigen Fabrik und 1795 wurde er Inspektor der Porzellanfabrik zu Nymphenburg. Die plastischen Werke dieses Meisters bestehen in grossen und kleinen Figuren, ganzen Gruppen, Bildnissen, in Büsten, Basreliefs und zwar in Marmor, Alabaster und vorzüglich in weissem und bemaltem Porzellan, in Biscuit etc.

Obwohl viele seiner Werke im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen sind, erwarb ich doch noch in späterer Zeit eine grosse Anzahl derselben für das bayerische Nationalmuseum. Nach damaliger Kunstrichtung erschienen die früheren Werke im Rokoko-, die späteren im Empire-Stil, bei ersterem herrscht noch Ueppigkeit und Pracht, bei letzterem Nüchternheit vor, wenn auch die technische Geschicklichkeit dabei zu bewundern ist. Da es auch in jener Zeit sogenannte Kenner und Kritiker gab, welche ohne selbst etwas zu leisten, nicht im Stande waren, das wirklich Schöne einer jeden Stilart zu erkennen, so musste Melchior, der niemand kränkte, manche Kränkung erfahren.

Wenn er während seines Wirkens in Nymphenburg nicht mehr auf der ersten Höhe seiner Kunst stand, so ist doch mit seinem Ableben 1825 die dortige Manufaktur in auffallender Weise gesunken; während in Nagler's Künstlerlexikon gerade das Gegentheil zu lesen ist.

In der Regel werden die Porzellanfiguren und Gruppen von Sèvres, Meissen und Wien, besonders im Kunsthandel, den Werken Melchior's vorgezogen, indess ein unbefangener Vergleich zeigt klar, dass letztere selten erreicht und noch seltener übertroffen sind.

Im Jahre 1828 besuchte ich mit meinem Vater Landolin Ohmacht, den berühmten Bildhauer und Schüler des Melchior, von dem sich auch im Nymphenburger Park einige Statuen befinden, in seinem Atelier zu Strassburg.

Ausser so manchen anderen mehr oder weniger geschickten Künstlern in Mainz, muss ich der Gebrüder Schneider gedenken; sie waren Söhne eines armen Kurmainzischen Leibgardisten. Der ältere war Wächter auf dem Stephansthurm, fast alle Fremden bestiegen diesen höchsten Punkt der Stadt, um die herrliche Umgebung von Mainz und auch den originellen Thürmer kennen zu lernen. Wenn auch der zweite Bruder Johann Kaspar*) den ersten Unterricht bei

---

*) Geb. 19. April 1753, gest. 24. Febr. 1839 zu Mainz. Ein seiner Zeit hochgeschätzter Künstler. Nach seinen Bildern und Zeichnungen ist viel gestochen worden von Kuntz, Reinheimer, Rücker u. a. Er war ein Schüler von Haiklof. Siehe: (Schneider Friedrich) Darstellungen der Stadt Mainz und ihrer Denkmäler. Mainz 1879. 8°. Seite 120.

einem Maler erhielt, so war diess gewiss kein bedeutender, er hat sich selbst durch Fleiss und Studium der Natur herangebildet, und war vorzüglich Landschaftsmaler, doch lieferte er auch viele Bildnisse und Stillleben. Mein Vater besass von seiner Hand zwei vorzügliche Landschaften. Ich besitze von ihm noch das lebensgrosse Bildniss meiner Mutter, welches er im Jahre 1780 malte. — Der Kurfürst unterstützte diesen Künstler, verschiedene Fürsten gaben ihm zahlreiche Aufträge; selbst Napoleon I. schätzte ihn sehr und schmückte Gallerien und Gemächer mit Landschaften von seiner Hand.

Georg Schneider,*) um 6 Jahre jünger als Kaspar, erhielt von dem älteren Bruder nur spärlichen Unterricht. Um etwas zu verdienen, ging er als Gehilfe zu einem Dekorationsmaler, bei welchem er sich bald besonders im Blumen- und Transparentmalen als brauchbar erwies.

Georg fand auch bei einem Kunstliebhaber eigener Art, Namens Winterheld, Verdienst. Derselbe kaufte massenhaft Gemälde, ganz gleich, ob gut oder schlecht; sein Vergnügen bestand darin, dass er ein Bild auf die Staffelei stellte, den Georg kommen liess und z. B. sagte: „Hier in dieser Landschaft geht ein Mann, der könnte auch einen Hund bei sich haben, male mir also einen Hund dahin.“ Das geschah auch so-

---

*) Landschaftsmaler. Seine Darstellungen sind vornehmlich den Rhein- und Main-Gegenden entnommen, er behandelte seine Bilder nicht mit so grossem Fleiss, wie sein Bruder Kaspar, aber mit mehr malerischem Talente. Siehe: (Schneider Friedrich) Darstellungen der Stadt Mainz und ihrer Denkmäler. Mainz 1879. 8°. Seite 120/1.

gleich; dann wurde ein anderes Bild hingestellt und ein Haus oder ein anderer Gegenstand hineingemalt, — und so ging es weiter. Winterheld hatte die Uhr neben sich, sobald eine Stunde herum war, bekam Schneider ein Sechskreuzerstück.

Es kam nun ein Jubiläumstag des Kurfürsten mit grossen Festlichkeiten, u. A. wurde im Theater ein Ballet aufgeführt, und Schneider musste zur Verherrlichung Blumen, Opferaltäre etc. transparent malen. Der hohe Herr fand Wohlgefallen daran und befahl, dass der Maler zu ihm ins Schloss kommen solle. Schneider war dabei in grossen Sorgen, denn er stand noch nie vor einem hohen Herrn. Man gab ihm anständige Kleidung, der Theaterfriseur belockte und puderte ihn gehörig; der Tanzmeister lehrte ihn gründlich, wie er seine Komplimente zu machen habe. Er kam in das Schloss, die Flügelthüren öffneten sich schnell, der Kurfürst stand schon vor ihm, er wollte die gehörige Reverenz anbringen, allein die Distanz war zu kurz, er stiess mit dem gepuderten Kopf dem hohen Herrn auf den Bauch, so dass das weisse Toupet auf der schwarzen Sammetweste abgeklatscht war. Im Schrecken war Schneider besinnungslos und wusste nicht mehr, wie er hinausgekommen; als er wieder zu sich kam, schwebte er in grosser Angst, er werde wegen seines Verbrechens von der Polizei abgeholt, jedoch statt dessen kam ein Röllchen mit Dukaten, und Georg war überglücklich, denn so viel Geld hatte er noch nie gesehen.

Georg Schneider fand an dem Grafen Franz von Kesselstadt zu Mainz einen Freund und Gönner; der

Graf war nicht nur ein eifriger Sammler, sondern auch Zeichner und Maler. Wir verdanken ihm eine Anzahl von Abbildungen hervorragender Gebäude aus dem alten Mainz, die nun längst verschwunden sind. Diese von ihm gezeichneten und gemalten Ansichten liess er von Friedrich Ludwig Neubauer und dessen Sohn Johann Kaspar (in Frankfurt a. M.), von J. Lindenschmit und H. W. Eberhard radiren; sie sind dann kolorirt worden. Ein Exemplar mit 17 Abbildungen befindet sich im Münchener Kupferstichkabinete.*)

Unter diesen Ansichten befindet sich auch die des merkwürdigen Kaufhauses, welches unter Kaiser Ludwig dem Bayern 1314—1317 erbaut und 1812—1813 unter der französischen Herrschaft niedergerissen wurde.

In dem Zinnenkranz dieses gothischen Prachtbaues befand sich das über lebensgrosse Bildniss Ludwig des Bayern in Basrelief, unter denen der Kurfürsten, das einzige gleichzeitige Werk, in welchem der Kaiser in Waffentracht erscheint; es wurde zum Glück erhalten und befindet sich jetzt im städtischen Museum zu Mainz.**)

---

*) Dieses Exemplar trägt auf dem Vorsatzblatte von alter Hand folgende Aufschrift: „Ansichten Mehrerer Gebäude In und bey der Stadt Maynz, welche seit 1774 bis 1814 Theils abgerissen, Theils zerstört wurden, gezeichnet von Franz Graf von Kesselstatt, Capitular des 1802 aufgelösten Erzhohen Domstifts zu Maynz."

Kesselstadt war am 18. Sept. 1753 zu Trier geboren und ist am 18. Nov. 1841 zu Mainz gestorben.

**) Abgebildet in: J. H. von Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts. 2. Aufl. Band 3. Frankfurt a. M. 1882. Fol. Tafel 170.

Graf Kesselstadt machte öfter Ausflüge mit Schneider, um nach der Natur zu malen.

Graf Ostein besass auf dem Niederwald am Rhein ein Schloss mit grossen Garten-Anlagen, in welchem er durch Schneider Gemächer, Gartensalettchen etc. ausmalen liess. Schneider sprach oft davon, als von der schönsten Zeit seines Lebens.

III. Meine Kindheit.

Die ersten Eindrücke, die ich in meiner frühen Jugend hatte und die jetzt noch klar vor meiner Seele stehen, gehen bis zum Beginn meines dritten Jahres zurück, sie bestehen natürlich nur in einzelnen Lichtbildern, deren Zusammenhang mir erst später durch Erzählungen klar wurde. So z. B. wie wir am 30. und 31. Oktober 1813 zu Aschaffenburg den Kanonendonner der Schlacht bei Hanau hörten, darauf Verwundete in unser Haus gebracht wurden, Eltern und Kinder in den Dachkammern wohnten, da das Haus voll Verwundeter lag; wie ein Kosak, welcher am Fenster klopfte und nur Brod haben wollte, mich sehr erschreckte; wie meine Mutter Lebensmittel austheilte, und ich mit wichtiger Miene dabei geholfen; wie mir, als ich unartig war, ein Baschkire die Knute zur Thüre herein zeigte, worauf ich sogleich brav wurde.

Vor allem machte mir es den tiefsten Eindruck, als am 7. November 1813 Abends alle Räume erleuchtet waren, meine Kindswärterin schrie und hereinstürzte,

mich in ein Tuch wickelte und hinunter in den Rückbau trug, wo ich einem verwundeten Hauptmann anempfohlen wurde. Ich erblickte, auf einem Stuhl stehend, über meines Vaters Garten hinweg das nahe gelegene Kapuzinerkloster in vollen Flammen stehen, in denselben sah ich noch das Glöckchen in Bewegung und hörte dessen Schall, gleich einem Hülferuf, bis das Glockenthürmchen (Dachreiter) einstürzte und an dessen Stelle ein Feuerstrom, wie aus Raketen bestehend, sich gegen den Himmel erhob, wobei die Flammen, zu meinem Staunen, in verschiedenen Farben wechselten. Dann erinnere ich mich noch, dass die Herren Patres, welche auf einige Zeit obdachlos waren, öfter bei uns einkehrten. Besonders ist mir noch erinnerlich, dass diese Herren mir schöne Heiligenbildchen schenkten, und als Ostern kam, vom Hasen schöne Eier legen liessen. Als ich etwas älter, aber doch noch dumm genug war, sagte ich: „es ist wahr, der Hase legt Eier, denn die geistlichen Herren haben es gesagt“.

Zu den schon späteren Bildern meiner Kindheit gehört die allgemeine Hungersnoth nach den Kriegen in den Jahren 1816 und 1817, die mir der Armen wegen tief zu Herzen ging. Ich kam mir wie ein reicher Herr vor, wenn ich ein Stück Brod verabreichte, welches mir die Eltern in die Hand steckten. Höchst segensreich wirkte die von Rumford erfundene Knochensuppe, welche viele vom Hungertode rettete. Täglich kam der „Knochenbu“, um die Knochen abzuholen, ich streckte mich, um in seine Butte zu schauen, ob die Armen auch genug Knochen erhielten. Meine Mutter liess diese Gelegenheit nicht vorübergehen, um in mir das Mitgefühl für Noth

und Armuth zu erwecken, was bei mir verwöhntem Jungen auch einen bleibenden Eindruck hinterliess.

Nicht lange vorher war es folgendes Ereigniss, welches auf mein ganzes Leben nicht ohne Einfluss blieb. Als ich an einem Herbstabend bei meiner Mutter spielend sass, kam Lorenz Freund, der Diener meines Bruders, und sagte, er wolle den kleinen „Schackeri“ zu sich auf das lammfromme Pferd nehmen. Meine Mutter, den Lorenz und das Pferd wohl kennend, gestattete es nach kurzem Bedenken zu meiner grossen Freude. Klar sind mir noch alle Kleinigkeiten dieses Rittes. Als es im Schritt durch die Platanenallee ging, warf die untergehende Sonne den Schlagschatten vom Pferd, von dem grossen und dem kleinen Reiter auf die „Thalmauer“. Ich fragte, was ist das? Lorenz sagte, das ist der Schatten, welchen die Sonne auf die Mauer malt; das gab meinem kleinen Gehirn Stoff zum Nachdenken. Der Ritt war glücklich vollbracht; wir kamen in die Einfahrt des Hauses, Lorenz stieg ab, hielt mich noch mit der linken Hand, griff mit der Rechten nach dem Stallschlüssel, in diesem Moment machte das Pferd einen Satz über eine Hecke in den Garten und schleuderte mich an die Mauer des Hinterbaues; ich stand wieder auf und lief schreiend zu Lorenz, der mich zu meiner Mutter trug. Vater und Geschwister eilten herbei, Nachbarsleute liefen ins Haus und riefen: „Was ist dem armen Schackeri geschehen?“ Es wurde der berühmteste Arzt Aschaffenburg's Dr. G. geholt, dieser erschien mit einem Gehilfen, er erklärte den rechten Arm als gebrochen, derselbe wurde geschindelt und fest eingebunden. Als der Arzt die Binde abnahm,

war der Brand daran kurirt. In Bestürzung sagte der Doctor: „Das Kind ist scrophulös, da können alle Aerzte der Welt nicht mehr helfen.“ Meine armen Eltern in schrecklichem Jammer liessen sogleich Pferde mit Wagen nach Frankfurt jagen, um den Geheimen Rath Dr. Crève zu holen, der auch noch zum rechten Moment eintraf, er tobte wie wüthend gegen den Aschaffenburger Arzt und sagte: „Wenn Ihre Behauptung wahr wäre, dann könnte ich auch nicht mehr helfen, allein das ist nicht der Fall“. Er bestrich den Arm mit einer Salbe, worauf sich das brandige Fleisch von dem gesunden trennte, der brandige Theil wurde von dem Knochen abgestreift, welchen man direkt unter dem Ellenbogen absägte.

Die Heilung ging ziemlich schnell vor sich. Alle Schmerzen, welche ich bei dem ganzen Hergang empfand, waren nicht so gross, als jene meiner armen Eltern; der Gedanke daran schmerzt mich jetzt noch in meinem Alter. Nach und nach erschien es mir unerträglich, immer so bedauert zu werden, ich zeigte daher bald, dass ich keinen Verlust empfand und auch das leisten könnte, was andere Menschen mit zwei Händen vollbrachten. Aber auch dann begnügte ich mich nicht mehr mit dem Gewöhnlichen und Nöthigen, sondern jugendlicher Uebermuth und Eitelkeit trieben mich auch dazu an, mehr als das Gewöhnliche zu leisten, als grosse Lasten zu heben und zu balanciren, hohe Bäume zu erklettern, mit Kanonenkugeln Ball zu spielen u. s. w., wobei oft mein Schutzengel mein treuer Begleiter war.

Es kommt bisweilen vor, dass Ereignisse oder

Unglücksfälle gleicher oder ähnlicher Art sich in Familien wiederholen, wodurch oft der Glaube an ein durch höhere Macht bestimmtes Fatum Unterstützung findet.

Ein Sohn meines Onkels, des schon erwähnten Ingenieur-Hauptmanns, Ludwig war nach dem Tode seines Vaters in dem Hause des meinigen; er besuchte in Würzburg die Universität, studirte das Bau- und Ingenieurfach und war ein geschickter Zeichner, 21 Jahre alt. Dieser wurde eines Tages von Freunden zu einer Jagd eingeladen, ermüdet stützte er sich auf sein Gewehr, dieses ging los und zerschmetterte ihm den rechten Arm. Mein Vater liess wieder in Eile den Geheimen Rath Crève aus Frankfurt kommen, welcher mir, wie schon gesagt, in ähnlichem Falle das Leben gerettet hatte, doch hier konnte er nicht mehr helfen, denn schon auf dem Transport nach Hause war der Brand zu sehr vorgeschritten. Ich war zwar noch sehr jung, empfand aber doch tiefen Schmerz über den Verlust des so lieben Vetters. Der Jammer seiner, ebenfalls sehr talentvollen, Schwester Margaretha war grenzenlos.

Als ich in dem Alter angekommen war, in welchem ich begann, die Erscheinungen der Natur, wie jene der Kunst, wenn auch noch wie unter einem Schleier mit Interesse zu betrachten und darüber nachzudenken, war meine ganze Umgebung dazu angethan, meine Phantasie anzuregen und mir eine Richtung zu geben, welche mich bis in das Alter nicht mehr verliess. Ja schon ganz früh, als ich noch wegen Heilung meines Armes im Bette lag, war ich von liebenden Eltern

und Geschwistern umgeben, welche alles aufboten, mir Zerstreuung zu verschaffen, so z. B. wurde ein Tabernakel über meinem Bettchen erbaut, ausgeschmückt mit allem möglichem Bildwerk. Als Weihnachten kam, errichtete meine Mutter neben meinem Bett eine Krippe, die heilige Familie, die drei Könige etc. erschienen darauf in Pracht und Glanz, wobei auch der Teufel nicht fehlte, welcher den Herodes holte.

Das Haus, in welchem ich das Licht der Welt erblickte, hat mein Vater, nicht lange nachdem er nach Aschaffenburg gezogen, erbaut, alle Räume desselben enthielten mehr oder weniger Kunstwerke; es musste meinem Vater schmeicheln, als es der Fürst Primas, bei mancher Gelegenheit, einen Musentempel nannte. Das Haus war klein, mein Vater konnte es nach beiden Seiten nicht erweitern, da die Nachbarn keinen Raum dazu abtraten, er vergrösserte es daher durch einen Hinterbau, mit Einfahrt, Stallung und Remise. Der kleine Hausgarten war reizend schön; beim Eintritt in das Haus sah man zwischen Rosenbäumchen und Blumenstauden den hellen Strahl eines Springbrunnens auf dem dunkelgrünen Hintergrund einer Epheuwand. An diesen Hausgarten anstossend schenkte Dalberg meinem Vater einen grossen Theil des ehemaligen Stadtgrabens zum Zweck einer Gartenanlage.

In Bezug auf diese Schenkung des hohen Herrn muss ich noch Folgendes erwähnen. Dalberg ging damit um, in seinem Fürstenthum ausser Kunst und Wissenschaft auch die Industrie zu fördern, zu solchem Zweck gab er den anderen anstossenden Theil des

Stadtgrabens dem Hofrath Nau. welcher als Sachverständiger eine Zuckerfabrik anlegte, wodurch auch das einheimische Produkt, die Runkelrüben, eine Verwerthung finden sollte. Es entstand dabei wegen Grenzeziehung zwischen beiden Nachbarn ein Streit. Der Plan wurde dem Grossherzog zur Entscheidung vorgelegt; zufällig stand gerade damals Nau bei dem hohen Herrn nicht in Gnaden, weil bei dessen Fabrikation nicht viel herauskam; ärgerlich stiess Dalberg die Feder in die Tinte, zog durch den ganzen Plan einen dicken Strich als Grenzlinie und schrieb auf die eine Seite „dem Zuckerwasser“ auf die andere „meinem Hefner“, Unterschrift „Karl“, wobei mein Vater am Besten wegkam. Diesen unregelmässigen Raum wusste mein Vater, unterstützt durch seinen Bruder, den schon genannten Ingenieur-Hauptmann, und durch den damaligen Hofgärtner Seitz, in eine prachtvolle Anlage zu verwandeln, es entstanden darin Terrassen mit Obstbäumen, Blumenstauden, Laubgängen etc., die Rückwand des Ganzen war durch hohe Tannen, Akazien, Platanen etc. hergestellt, welche die Nachbarhäuser deckten.

Einige Jahre darauf erwarb mein Vater den dieser Anlage gegenüber gelegenen Weinberg, genannt „im Schutz“, welcher sich nach oben bis an die Mauern des Kapuzinerklosters erstreckte. Terrassenanlage und Weinberg waren in ihrer Tiefe durch einen schmalen Weg getrennt, welcher zu dem Main führte. Auf Alle, welche Sinn für das Schöne hatten, machten diese Anlagen einen tiefen Eindruck.

Als ich später, nachdem ich längst meine Vater-

stadt verlassen hatte, wieder durch Aschaffenburg kam, sah ich zu meinem Schmerz, dass nicht nur die Terrassenanlage wieder als Schutthaufen dalag, sondern auch, dass in der Stadt gar Manches von historischem und malerischem Werthe verschwunden war. — — —

Zu den frühen Eindrücken meiner Jugend kam die Strömung der Zeit, welche das häusliche wie das öffentliche Leben durchdrang. Es war kurz nach den Befreiungskriegen die Hoffnung der Jugend ein einiges, grosses deutsches Vaterland; die getäuschten Hoffnungen, die Verehrung für Napoleon, der uns mit Füssen getreten, — dabei in Aschaffenburg ein Fürst, welcher gehofft hatte, nur durch die Freundschaft Napoleons Regent zu bleiben.

Obgleich ich nach Beendigung der Befreiungskriege noch ein Kind war, trug ich nach Art der „Teutschthümler“ ein sogenanntes altdeutsches Röcklein, darauf einen grossen weissen Kragen, ein Barettchen mit silbernem Kreuzchen und langes Haar. Ich erinnere mich noch deutlich, wie man sagte, es sei nicht mehr Mode, oder verboten, und wie man mir das lange Haar abschnitt und das silberne Kreuzchen durch eine bayerische Kokarde ersetzte, wobei ich fürchterlich heulte.

Mit Zunahme der Jahre und des Verständnisses machte mir jenes Kinderspiel immer mehr den Eindruck, als sei es ein in mir glimmender Funke der Liebe und Begeisterung für das deutsche Vaterland gewesen, welcher mehr und mehr bis in mein Alter zur Flamme angefacht wurde.

Es war auch schon vorher die krankhafte Kunst- und Geschmacksrichtung der Zeit entstanden, in welcher ein jeder, der als gebildet erscheinen wollte, alles verachten musste, was nicht dieser Richtung angehörte. Man wollte das alte Griechenthum, das man allein klassisch nannte, mit Gewalt in eine Zeit und auf einen Boden verpflanzen, wo es niemals Wurzel fassen konnte; es war der sogenannte Empirestil, den ich nicht anders bezeichnen kann, als das schwindsüchtige Griechenthum. Mein Vater war, wie ich in Wahrheit sagen kann, im Kunstverständniss seiner Zeit voran geeilt, doch konnte er sich dem nicht ganz entziehen, was damals zum Ton und dem Ansehen einer besseren Familie gehörte, besonders da er öfter schon vom letzten Kurfürsten und noch mehr von Karl von Dalberg beauftragt wurde, Kunst zu fördern und mit Künstlern zu unterhandeln. Es lässt sich denken, was man unter Künstler verstand, Maler, Dichter, Musiker, Schauspieler etc. und was für Leute?

Meine Schwestern machten im Zeichnen und Malen Fortschritte, dabei hätte es wohl verbleiben sollen, allein sie mussten überdies musiciren, singen, deklamiren, auch tanzen, aber nicht im jetzigen Sinne, sondern solo Shawltanz, auch Tanz mit Tamburinen und Castagnetten. Ich erinnere mich noch, wie eine alte Tante meines Vaters, Franziska Bolz, eingeladen war, die Tanzkunst meiner Schwestern anzusehen. Sie sass neben meiner Mutter, der Tanzmeister Herzog liess seine Geige ertönen, die Damen machten ihre Sprünge, die Tante, noch aus alter guter Zeit, war darüber entsetzt, schlug die Hände zusammen und

hielt eine Strafpredigt: „Passt sich das in eine christliche Familie, sollen die Töchter Seiltänzerinnen oder Schauspielerinnen werden etc.“ Meine Mutter stimmte ihr vollständig bei. Auch hatten meine Schwestern im Deklamiren Unterricht bei Charlotte Pfeiffer, der nachmaligen berühmten Birch-Pfeiffer, und im Singen bei deren Schwester Anna, von den andern Künstlern und Künstlerinnen nicht zu reden. Die beiden Schwestern Pfeiffer figurirten auf dem Theater in Aschaffenburg, welches, noch aus den Kurfürstenzeiten stammend, nach damaligen Begriffen, vorzüglich war. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Abends, an welchem Charlotte Pfeiffer nach einer Aufführung von meinem Vater zum Souper eingeladen war, wir fuhren vom Theater nach Hause, die Tafel war glänzend hergerichtet, ich hatte Hunger, durfte mich aber noch nicht setzen, denn der Wagen wurde wieder zurückgeschickt, um die Gefeierte abzuholen. Als sich die Pforte öffnete, die Dame mit ihren Gesten eintrat, da hatte ich dummer Junge den Eindruck einer Erscheinung aus der Feenwelt! Meine Phantasie war schon sehr gross, aber mein Geist noch klein.

Von allem diesem Kunststreben war noch das Beste der Zeichenunterricht; ich sass oft im Atelier meiner Schwestern und versuchte mich in Strichen. Meine ältere Schwester zeichnete unter der Leitung des Professors Berg, welcher sich seiner Künstlergrösse sehr bewusst war, nach Gipsabgüssen der berühmtesten Antiken, welche man damals aus Italien bezog.

Meine jüngere Schwester führte Landschaften aus, zu welchen sie Naturstudien gemacht hatte, angeleitet

durch den schon früher erwähnten Georg Schneider; später malten beide Schwestern in Oel. In diesem Atelier ereignete sich zwar nichts Bedeutendes, doch manches Komische, so z. B. erschien daselbst der Kunstfreund Graf Pocci, der Vater des bekannten Grafen Franz Pocci, der wie auch später sein Sohn, eine der höchsten Hofstellen bekleidete, er war damals mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen König Ludwig I., in Aschaffenburg. Einmal erschien auch zu gleicher Zeit in diesem Atelier Frau Urlaub, Blumenmalerin, welche der Grossherzog schon für die künftige Kunstschule ausersehen hatte, diese gerieth mit dem Künstler Berg in einen Kunststreit. und sagte dabei nach ihrer Gewohnheit oft: „Wissen Sie“. Berg wurde zornig und sagte: „ja ich weiss, aber Sie wissen einen D . . . . !“ Der Graf nahm meine Schwestern am Arm und sagte: „Meine Damen, wir gehen in den Garten, es ist nicht mehr schön hier.“

Ein anderes Ereigniss an dieser Stelle ging nicht in solcher Stille vorüber. Meine Schwestern sahen durch das Fenster den jungen Baron Gruben mit einem prachtvollen Bouquet ankommen, das war gerade störend, sie versteckten sich und liessen sagen: „Nicht zu Hause“. Der Baron verlangte nur Einlass in das Atelier, steckte daselbst das Bouquet in eine Vase, trat zurück, um zu sehen, wie es sich von der Ferne ausnehme, stiess rückwärts an das hohe Gestell mit der Kolossalbüste des Apollo von Belvedere. Diese stürzte aus ihrer Höhe, zerschellte mit einem Kanonenknall in tausend Trümmern, zugleich erscholl der Schreckensschrei der nicht zu Hause sein wollenden

Damen. Er stürzte ins Freie und ward nicht mehr gesehen.

In Begleitung des Kronprinzen Ludwig befand sich auch Oberst von Fick, welcher öfter unser Haus besuchte, wo er sich stets gut unterhielt und mit mir kleinem Jungen oft Spässchen machte. Er erzählte uns manches von der kronprinzlichen Familie, so z. B., als er einmal den kleinen Prinzen Otto, nachmaligen König von Griechenland, spazieren führte und mit ihm durch den Schlosshof ging, rief die Schlosswache: „Unter's Gewehr!“ Der Oberst winkte ab, der Prinz sagte: „Fick, warum hast Du denn abgewunken?“ Der Oberst antwortete: „Weil die Wache wegen mir und nicht wegen Ihnen unter das Gewehr gerufen hat“. Auf dem ganzen Weg sprach dann der Prinz kein Wort mehr. Nach der Tafel nahm die Kronprinzessin Therese den Obersten auf die Seite und fragte: „Was ist denn vorgegangen? Otto sagte: Heute war mir Fick aber recht grob, sonst nichts“. Der Oberst erklärte den Hergang, die Kronprinzessin belobte sein Verhalten und sagte: „Wollen Sie in ähnlichem Falle immer dasselbe thun.“

Eine eigenthümliche Scene wurde durch Fick veranlasst. Alle, welche bei derselben zugegen waren, sind, ausser mir, längst nicht mehr am Leben, daher verletze ich wohl kein Zartgefühl, wenn ich jetzt davon spreche. Ich fühle mich besonders dazu veranlasst, als ich später zeigen werde, dass König Ludwig bis in das hohe Alter seine Eigenart nicht änderte.

Der Oberst von Fick machte meiner älteren Schwester Margaretha, der nachmaligen Freifrau von

Sensburg, einen Heirathsantrag, allein, besonders wegen des grossen Altersunterschiedes hatte die Bewerbung keinen Erfolg. Eines Tages waren Vater, Mutter, meine zwei Schwestern und ich unter einem grossen Publikum in dem berühmten „schönen Busch". Da kam der Kronprinz Ludwig durch die Menge, den Fick am Arm haltend, und sprach ganz laut: „Wo ist sie? wo ist Fräulein von Hefner? führen Sie mich zu ihr." Er stellte sich vor unsern Tisch und sprach überlaut: „Fräulein, Sie wollen den Fick nicht heirathen, da „haben Sie sehr unrecht, er ist ein braver Ehrenmann, „auch mein Freund, er ist Oberst und kann es auch „noch weiter bringen, einen Hauptmann oder Major „können Sie alle Tage haben; ich wäre dabei Braut- „führer, das müssen Sie doch auch in Anschlag bringen". Die Verlegenheit war grenzenlos; meine Schwester einer Ohnmacht nahe. Ich verstand schon alles, war jedoch noch zu jung, um die Grösse der Verlegenheit zu begreifen.

Zu meiner sehr erregbaren Phantasie kam noch, dass mich mein allzu guter Vater zu oft in das Theater gehen liess. Es war gerade die Zeit der Romantik, die bekannte Epoche des „Versenkens ins deutsche Alterthum". Besonders gefielen mir die Ritterstücke, in welchen der edle Ritter stets Sieger blieb; u. A. sah ich einmal den Ritter von den drei Rosen toben, das gefiel mir ausnehmend. Des andern Morgens holte ich mir in der Schreibstube meines Vaters einen Pappendeckel, machte einen Schild daraus, pappte drei grosse rothe Oblaten darauf, das waren die drei Rosen, setzte einen Helm von Pappendeckel auf, nahm

ein hölzernes Schwert und ging in den Garten. Es war Frühjahr und Thauwetter, die hohen Stauden waren noch in Stroh eingebunden, eine derselben erkannte ich als den Wütherich, welcher das Burgfräulein geraubt hatte, ich hieb auf ihn los, rutschte dabei aus und fiel als edler Ritter in eine Lacke von Schneewasser und schwarzer Gartenerde. Diesen Unfall hätte ich noch ertragen, allein der Bediente meines Vaters schaute aus der Mansarde und lachte mich fürchterlich aus; das empörte mich als edlen Ritter. Bemerken muss ich noch dabei, dass ich erst sieben Jahre alt war.

IV. Der Fürst Primas und seine Zeit.

Ehe ich mich wieder zu der mitunter wunderlichen Laufbahn meines Lebens wende, will ich einige Episoden aus dem Leben des Fürsten Primas Karl Freiherrn von Dalberg mittheilen. Wenn ich mich gleichwohl nur erinnern kann, dass man mir den Fürsten in meiner Kindheit zeigte, so darf ich doch sagen, dass ich vieles von ihm durch seine nächste Umgebung erfahren habe, denn ausser meinem Vater, welcher alle seine Zeit- und Amtsgenossen überlebte, waren noch geraume Zeit manche Herrn in meiner Umgebung, welche vielfach mit dem Fürsten in direktem Verkehr gestanden hatten.

Da manche der Episoden aus dem Leben dieses Fürsten Beweise von Edelmuth geben, fühle ich mich um so mehr zu deren Mittheilung verpflichtet, als wir, d. h. ich und meine deutschen Gesinnungsgenossen,

uns über das undeutsche Wesen dieses Fürsten oft sehr hart aussprachen. Seine nichtdeutsche Gesinnung entstand jedoch erst dann, als er glaubte, das deutsche Reich sei nicht mehr zu retten, und er könne sich nur durch Napoleon's Freundschaft als Regent erhalten; derselbe hatte ihn schon 1806 zum Grossherzog von Frankfurt ernannt und 1810 dessen Gebiet erweitert.

Als der letzte Kurfürst Friedrich Karl 1802 zu Aschaffenburg verschieden war, plante Karl von Dalberg ein Denkmal für ihn. Es war schon die Büste des Kurfürsten ausgeführt. Die Ansicht meines Vaters war, man solle die Büste auf ein entsprechendes Postament von schwarzem Marmor mit passenden Attributen setzen, was durch edle Einfachheit die gehörige Wirkung erzielen würde. Allein Dalberg wollte seinem Vorgänger ein grossartiges Denkmal gesetzt wissen, benahm sich mit meinem Vater darüber und übertrug ihm die Besorgung des Ganzen. Es wurde vielfach besprochen; nach dem Geiste der Zeit konnte natürlich nur etwas schwulstiges, allegorisches, klassisches entstehen, was sich weder für einen geistlichen Fürsten, noch für die katholische Kirche, in welcher es aufgestellt wurde, eignete. Das Ganze besteht aus drei kolossalen Figuren in halbkniender Stellung aus Alabaster auf einem abgestuften Piedestal von schwarzem Marmor, darstellend den Kurfürsten in römischem Gewande, aufwärts blickend, rückwärts in den rechten Arm des Genius der Ewigkeit sinkend, welcher über ihm den Schleier der Zukunft lüftet. Dieser Genius trägt in seinem Diadem ein Auge, den Blick in die Zukunft allegorisirend. Der Genius der Geschichte reicht dem

sterbenden Fürsten mit der Linken die Sternenkrone, während er mit dem Griffel in der Rechten die Geschichte des Verewigten auf eine Tafel niederschreibt. Auf den Stufen des Piedestals liegen Trümmer einer weiblichen Statuette, auf deren Haupt eine Mauerkrone, in der Hand ein zerschlagenes Rad, darstellend das zertrümmerte Kurfürstenthum Mainz; wohl nicht leicht zu errathen.

Der Meister des Werkes war Philipp Friedrich Sommer, Hofbildhauer in Kassel. Mein Vater nahm mich noch als Kind mit in die Bildhauerwerkstätte, welche sich in der erst neu erbauten Kaserne befand; es machte Eindruck auf mich, dass mein Vater zankte, weil die Arbeit so langsam vor sich gehe, und komisch erschien es mir, dass Meister wie Gesellen mit papierenen Kappen herumgingen. Später ward das Denkmal in der Stiftskirche aufgestellt, wo es von Joseph Scholl, Hofbildhauer in Mainz, überarbeitet wurde. Dalberg erlebte die Vollendung nicht mehr, sie geschah auf Kosten des Königs Maximilian I., nachdem Aschaffenburg an Bayern übergegangen war.

Es ist bekannt, dass der geistliche Fürst Primas oft vergass, dass er Geistlicher sei. Als er einen aus dem Rhein Gezogenen sterbend sah, rief er aus: „Ist denn kein Geistlicher da?“ Als man sagte: „Kurfürstliche Gnaden sind es ja selbst“, griff er an die Stirne und sagte: „Ach ja!“

Karl von Dalberg stand fast mit allen Gelehrten seiner Zeit in Verkehr. Er schätzte Jean Paul sehr hoch, dem er eine Jahrespension von 1000 fl. aussetzte;

auch hielt er auf den berühmten Herder sehr viel. Als dieser krank war und sein Ende voraussah, welches am 18. Dez. 1803 erfolgte, hatte er schwere Sorgen um seinen jüngsten Sohn; Dalberg liess ihm schreiben, er solle sich keine Sorgen um ihn machen, er werde Vaterstelle an dem jungen Mann übernehmen. Der junge Herder kam nach Aschaffenburg, wo ihn der Grossherzog sehr verwöhnte.

Eines Tages kam der Polizeikommissär Molitor zu meinem Vater und sagte: „Der hohe Herr nimmt mir es immer übel, wenn ich etwas gegen den jungen leichtsinnigen Herder sage, er erblickt in mir immer nur den Polizeimann. Diesmal hat der Junge wieder einen Skandal angestellt, welcher, des öffentlichen Beispiels wegen, nicht ungestraft bleiben darf. Haben Sie die Gefälligkeit, das dem hohen Herrn beizubringen.“ Mein Vater kam dem Wunsche nach; Dalberg rief ärgerlich aus: „Das habe ich von meiner Güte und von meinem gegebenen Versprechen! — Lassen Sie mir den Jungen kommen, Sie sollen dabei sein und hören, wie ich ihm den Kopf zurechtsetze.“ Nun standen der hohe Herr, mein Vater und der Sünder beisammen. Dalberg begann in Aufregung: „Du machst Deinem Vater, dem ich Gutes erzeigen wollte, im Grabe Schande und gehest darüber selbst zu Grunde, und dazu helfen noch meine Wohlthaten; das ist der Dank, den ich ernte etc.“ Herder heulte fürchterlich, der Fürst aber sagte: „Gehe hin, bessere Dich, zahle Deine Schulden“, und gab ihm ein Goldröllchen in die Hand. Als mein Vater sagte: „Eure Kurfürstliche Gnaden machen so das Unheil nur noch grösser“,

erwiderte Dalberg: „Machen Sie mir nicht auch noch Vorwürfe, jene, welche ich mir selbst mache, sind schon gross genug.“

Herder wurde später noch Forstmeister und entsagte dem Becher nie.

Dalberg hatte eine Nichte, welcher er stets auf ihren Namenstag ansehnliche Geschenke schickte; aus bestimmten Gründen fing er an, an ihrer guten Gesinnung und Dankbarkeit zu zweifeln. Als nun wieder ihr Namenstag kam, schickte er ihr ein schlichtes Körbchen mit schönen Blumen, was sie ihm mit Indignation zurücksandte. Unter den Blumen lag aber ein Papier, das ein bedeutendes Legat enthielt, Dalberg zerriss es mit den Worten: „Sie scheint es nicht zu verdienen.“

Mayer Anselm Rothschild, genannt Amschel, der Stammvater des grossen, einflussreichen Hauses der Rothschild, kam oft mit dem Fürst Primas wie mit andern hohen Herren in Berührung. Der Fürst rühmte ihn öfter als einen reellen, zuverlässigen Mann.

Amschel hatte wohl einmal vor, sich in Mainz niederzulassen, denn als ihm Dalberg rieth, nach Aschaffenburg zu ziehen, sagte er: „In Mainz ist nur eine Gaugasse, in Aschaffenburg aber ist alles Gaugasse“, d. h. bergig.

Als Amschel einmal aus dem Schloss zu meinem Vater kam, sagte er: „O wie ist doch unser allergnädigster Herr so lieb, so gut.“ Als mein Vater fragte: „Was hat er Euch denn gethan?“ war die Antwort: „Er hat gesagt: Rothschild setze Er sich einmal!“ Tempora mutantur.

Mein Vater nannte mir oft den Amschel als ein Beispiel von dem, was der Mensch durch Verstand, Fleiss und Rechtlichkeit zu erreichen vermag. —

Den Kammerlakai Korn, welcher bei Dalberg in Gnaden stand. ersuchte sein Neffe, er möge ihm bei dem hohen Herrn eine Stelle in der Hofkanzlei erwirken. Der Onkel sagte: „Für einen Verwandten darf ich nicht bitten, damit würde ich die Sache nur verderben, aber folge mir, morgen früh acht Uhr stehest Du am Ausgang des Laubganges im Schlossgarten“; das geschah. Der Onkel kam und zankte den Neffen tüchtig herunter: „Ich habe Dir es schon oft gesagt, dass ich nichts für Dich thue, ich verbitte mir diese Zudringlichkeit und Keckheit etc.“ Da kam Dalberg von hinten her und rief: „Was gibt es da für einen Spektakel!“ Korn kehrte sich erschrocken um, bat um Verzeihung und sagte: „Mein Neffe da hat mich in Aufregung gebracht, es ist schon wahr, er ist brav, fleissig und geschickt, er will aber immer, dass ich bei Eurer Kurfürstlichen Gnaden mich für ihn verwende, was ich doch grundsätzlich nicht thue, er soll mir meine Ruhe lassen!“ Dalberg sprach: „Aber warum da gleich so grob sein, ich bin auch noch da und habe ein Wort zu reden; der junge Mann bringe mir sein Anliegen selbst vor.“ Das geschah, und Dalberg sagte: „Er soll es haben.“ So wollen es hohe Herren oft gemacht haben!

Wenn auch das Wohlwollen Dalbergs für Künstler und Gelehrte oft missbraucht wurde oder auf unfruchtbaren Boden fiel, so bewirkte es doch direkt oder indirekt, dass Männer in allen Zweigen der Kunst und

Wissenschaft aus dem kleinen Aschaffenburg hervorgingen.

Hier gedenke ich des berühmten Franz Bopp, des Begründers der vergleichenden Sprachforschung. In seiner Kindheit zog er mit seinem Vater dem „kurfürstlichen Hof-Futterschreiber“ von Mainz nach Aschaffenburg. Was er als Gelehrter und Schriftsteller geleistet, ist hinlänglich bekannt.

Ein junges Talent, besonders von Dalberg begünstigt, welches sich gegen die Geschmacksrichtung der Zeit und gegen den Sinn des Protektors Bahn brach, war Peter Cornelius. Folgendes mag dafür sprechen. Der Empirestil wurde dem jungen Mann bald zuwider, er empfand Sinn für das Seelenvolle der damals verachteten altdeutschen Kunst und machte den Versuch, eine heilige Familie im Geiste der Alten zu komponiren, welche sich noch in der städtischen Gemäldesammlung zu Frankfurt a. M. befindet. Allein er mag wohl bald erkannt haben, dass er nur an den äusseren Formen hängen blieb und nicht in das Wesen der Sache eingedrungen war. Um in den Geist und besonders auch auf die Technik der Alten mehr einzugehen, kopirte er das Bildniss der Frankfurter Patrizierin Margaretha Stalburg von 1504 in der Gallerie des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M., und zwar nur als Brustbild, während sie dort in ganzer Figur erscheint. Cornelius schickte diese Kopie an Dalberg, welcher sehr ärgerlich darüber war und zu meinem Vater sagte: „Lassen Sie mir dieses Bild auf eine Staffelei stellen, neben daran jenes des Hofmalers Kaufmann, die Fusswaschung darstellend, und lassen

Sie mir den jungen Cornelius dazu kommen, Sie sollen hören, welche Lektion ich ihm gebe.“ Das geschah. Dalberg sagte: „Wenn Du so fortfährst, Dich nach jenem alten läppischen Zeug zu richten und auf solche Abwege zu gerathen, dann kann ich nichts mehr für Dich thun. Hier, sieh auf das Kunstwerk von Kaufmann, das steht auf der Höhe unserer Zeit, nach solchen Werken hast Du Dich zu richten etc.“ Cornelius sagte: „Wenn ich nicht mehr malen darf, wie mir es von Herzen kommt, dann bedaure ich, auf die Wohlthaten Eurer kurfürstlichen Gnaden verzichten zu müssen.“ Dalberg sagte: „Du junger Trotzkopf!“ entzog ihm aber darum sein Wohlwollen doch nicht. Zum erstenmal kam ich mit Peter von Cornelius selbst im Jahr 1850 in Berlin zusammen, ich erzählte ihm jene Geschichte, er staunte und sagte: „Sie entrollen mir da ein Traumbild meiner Jugend.*)

Zu meiner Zeit waren mehrere Mitglieder der Familie May in Aschaffenburg; sie hatten ansehnliche Stellen inne. Der Stammvater Carl May war bei dem Fürsten Primas Hofkonditor und Phelloplastiker, er fertigte mehrere römische Ruinen treu und malerisch aus Kork, sie dienten als Tafelaufsätze, und befinden sich jetzt in der Schlossbibliothek zu Aschaffenburg. Im Auftrag Königs Ludwig I. von Bayern, damals

---

*) Hier sei bemerkt, dass jenes Bildniss der Stalburgerin, wie das lebensgrosse Bild Napoleons I. zu Pferd von Charbon und ein Rundgemälde, den Kopf Napoleons en face als Sonnengott im Mittelpunkt einer Sonne darstellend, von David nebst circa 30 andern Gemälden als Privateigenthum Dalbergs von dessen Erben aus der Schlossgallerie genommen wurden.

noch Kronprinz, fertigte May in ziemlich grossem Massstabe das Schloss von Heidelberg, welches nach des Vaters Tod dessen Sohn, Bauinspektor Georg May vollendete.*)

Letzterer wurde einst auf einem Balle von einer adelichen Dame zugleich mit seinem Vater beleidigt. Der Vater klagte das dem Fürsten, welcher sagte: „Ich werde Ihnen Genugthuung verschaffen.“ Tags darauf gegen Schluss der Tafel rief er: „May, zwei Champagnergläser, füllen Sie, nehmen Sie das eine, stossen Sie mit mir an; Sie sind mein alter treuer Diener, als solchen ehre ich Sie, sind auch Künstler, als solchen ehre ich Sie noch mehr, wer Sie beleidigt, der beleidigt mich.“

Dalberg fand Wohlgefallen an der Gräfin Coudenhove; sie mag ungefähr eine Lady Milford gewesen sein, auch sie war wohlwollend und wohlthätig. Eine zweite Dame, welche der geistliche Fürst gerne sah, war Fräulein von Ferett, diese beiden Damen geriethen einmal fürchterlich hintereinander, wie es dabei zuging, kann man sich denken, wenn man den Ton kennt, welcher damals sogar in der Damenwelt der hautevolée herrschte. Bei solcher Gelegenheit kam manches zur Sprache, was dem hohen Herrn nicht gefallen konnte. Vertrauensmänner wurden beauftragt, die Versöhnung herzustellen, was auch gelang.

Gerade damals liess Dalberg den „schönen Busch“ bei Aschaffenburg, eine der schönsten Gartenanlagen

---

*) Vergl. Nagler, Künstlerlexikon Bd. VIII, S. 485/6. Die Nachbildung des Heidelberger Schlosses befindet sich jetzt im bayerischen Nationalmuseum.

Deutschlands, welche der Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal in den 1770er Jahren angelegt hatte, aufs Möglichste verschönern und Abwechslung darin anbringen. Nun gab ihm jene Versöhnungsgeschichte einen erwünschten Stoff dazu, er liess zum Andenken daran den kleinen „Freundschaftstempel“ errichten. Das vorspringende Portal wird von jonischen Säulen getragen, durch dasselbe schaut man in dem Innern Attribute der Freundschaft, als Hände, welche sich Palmen reichen etc. Das Ganze ist umgeben von einem Tannenwäldchen, einem murmelnden Bächlein und allenthalben von Epheu und Immergrün umzogen. Obschon ich kein Freund der süsslichen antiken Allegorie war, so verweilte ich doch oft in meinen jüngeren wie späteren Jahren gerne an dieser Stelle und hatte stets den wohlthuenden Eindruck der Ruhe, Freundschaft und des Friedens.

Aus der Zeit des letzten Kurfürsten von Mainz, wie aus jener des Fürsten Primas zu Aschaffenburg kannte ich noch viele Menschen, welche uns jetzt als wunderliche Originale erscheinen würden, sie bildeten den Uebergang der Menschheit des achtzehnten Jahrhunderts zu dem neunzehnten, sie glaubten, durch ihr Festhalten an ihren Sitten und Trachten, den Lauf der Zeit aufzuhalten.

Das Tragen eines Haarbeutels sah ich nicht mehr. Mein Grossvater trug noch einen. Den letzten, welchen mein Vater noch in natura sah, trug der Hofnarr des vorletzten Kurfürsten Emmerich Joseph, namens Bartel Bubu, und der war von rothem Sammet. Ich sah die Menschen wohl mit einfacher und doppelter sogenannter

Wurstperrücke und gepudert mit langem Zopf, am Anfang desselben eine schwarze breite Masche von Sammet oder Seide, bekleidet mit einem dreieckigen Hut, kurzen Beinkleidern, Schuhen mit Schnallen, hohem Stock mit silbernem Knopf. Jene, welche ich noch in solchem Kostüme sah, lebten bis gegen das Jahr 1820, es waren der Maler Pechtold, der Hof-Fechtmeister Hill und der kurfürstliche Hof-Silberschliesser Münzenberger und dessen Gemahlin, geborne Helene Klarwasser, die ebenfalls ihre alterthümliche Tracht beibehalten hatte. Diese, wie noch manche ähnliche Persönlichkeiten erreichten fast das hundertste Lebensjahr.

Was den hohen Adel jener Zeit betrifft, welcher mit dem letzten Kurfürsten nach Aschaffenburg übersiedelte, so war derselbe doch so ziemlich von manchen Vorurtheilen, welche ihn früher beherrschten, zurückgekommen. Doch eines Mannes als Ueberrestes des deutschen Adels, wie ihn Voltaire in seinem „Candide, oder die beste Welt“ schildert, muss ich gedenken. Es war Freiherr von Wambold von Umstadt, er lebte von der Menschheit fast abgeschlossen und war ein guter wohlwollender Mann, doch bestand bei ihm die höchste Menschenwürde nur in dem Adel; er jammerte sehr, dass derselbe immer mehr an Ansehen und Einfluss verliere; hörte er von einer Mesalliance, so rief er händeringend: „Mais mon Dieu, encore une famille ~~décapitée~~!“

Zwei Original-Menschen muss ich als Urbild von „Bürger und Junker“ erwähnen; es war Hofmarschall von Ferett, das Muster eines damaligen Hofmarschalls; stolz, gebieterisch, aber in guter Laune auch gnädig

herablassend. Im Gegensatz dazu Stubenmaler Meister Eisentraut, ehrlich, bieder, witzig, schlagfertig, sehr grob und stolz auf sein Bürgerthum.

Einstens arbeitete Letzterer mit Gesellen bei Ersterem. Der Hofmarschall erschien dabei, war unzufrieden und wurde dem Meister grob, letzterer wurde noch gröber. Da sagte Ferett: „Hör' Er, Meister Eisentraut! mit mir führt man keine solche Sprache. Er muss wissen, ich habe einen langen Arm.“ Der Meister zitternd und bebend: „O! da könnten mir Excellenz einen unendlichen Gefallen erzeigen“. Die Excellenz: „Wie so? Der Meister: „Heute früh ist mir meine Taschenuhr in den Ab . . . . . gefallen.“ . . .

V. Das Schloss zu Aschaffenburg und die Geschmacksrichtung am Ende des 18. und im Anfang unseres Jahrhunderts.

Das Schloss zu Aschaffenburg ist, in der Stilart seiner Zeit, ein Kunstwerk ersten Ranges; es wurde unter Erzbischof Johann Schweickhard aus der Familie der Cronberg durch den, in seinen Diensten stehenden, geschickten Baumeister Georg Ridinger (Rüdinger) aus Strassburg, Schüler des bekannten Wendel Dietterlin, erbaut und 1614 vollendet. Die Reichhaltigkeit der Ornamentik dieses Prachtbaues schliesst sich allenthalben wirkungsvoll den Grundformen der Architektur an. — Allein dazu stand die Geschmacksrichtung der Zeit des letzten Kurfürsten Friedrich Karl Joseph und seines Nachfolgers des Fürsten Primas in direktem Gegensatz,

fast jede Ornamentik und alles, was in der Kunst das Menschenherz erwärmt, musste der langweiligen sogenannten edeln antiken Einfachheit weichen — und so gingen beide Fürsten darauf aus, so viel als möglich, alles, was dem Stil jener früheren Periode angehörte, im Aeusseren wie im Inneren zu vernichten.

In der Front gegen den Main zu befand sich in den obersten Räumen der sogenannte Kaisersaal, der bestimmt war, den Kaiser aufzunehmen, wenn er den Mainzer Kurfürsten in seiner Sommerresidenz besuchte. Dieser Saal nahm in der Höhe zwei Stockwerke ein. Da das Deckengewölbe desselben die Seitenmauern nicht zusammenhalten konnte, hatte Ridinger ein eisernes Hängwerk bis in das Dachgebälk construirt. Wände wie Decke dieses Saales waren durch ausserordentlich reiche Darstellungen aus der Geschichte des Kaiserreiches plastisch in Stucco geziert. Besonders dieser Saal und das Hängwerk waren der Stolz des Meisters, was schon aus dem Titel des Werkes hervorgeht, welches Ridinger selbst herausgab, er lautet: „Architectur des Maintzischen Churfürstlichen neuen Schlossbawes St. Johannspurg zu Aschaffenburg sampt dessen gründen, aufzügen, gehenckhwerckh, gibeln vnd figuren von alten Römischen Kaysern Innerhalb des bawes, einem ufzug der Stadt Aschaffenburg, und gantzen Schlossbau durch Georg Ridingern Maintzischen Churfürstlichen Bawmeister etc. Maintz 1616."

Diesen Saal mit seiner ganzen Pracht hat Friedrich Karl Joseph vollständig ruiniren und in einzelne Zimmer umbauen lassen.

Der in der Front der Hauptfaçade gelegene Speisesaal hatte in der Decke und an den Wänden

zierlich geschnitzte Vertäfelungen, in den Fenstern mit Butzenscheiben an einzelnen Stellen schöne Glasgemälde mit Wappen und Attributen des Kurthums Mainz, der Obertheil der Wände zeigte eine Reihenfolge von lebensgrossen Bildnissen der Kurfürsten.

Mein Vater hörte selbst noch Dalberg sagen: „Ich mag nicht in dieser Todtenkammer sitzen, da verginge mir aller Appetit“, was ja von dem Lebemann nicht anders zu erwarten war. Diese Kurfürstenbilder wurden in Gängen und Vorhallen angebracht. Der Saal wurde um ein halbes Stockwerk erhöht, wodurch alle darüber liegenden Zimmer wie jeder Schmuck, welcher noch von Ridinger herstammte, ruinirt wurden.

Die übrigen Räume des Schlosses waren mehr oder weniger Prachtgemächer mit in Holz geschnitzten, theilweise vergoldeten Plafonds. Die Wände waren mit Gobelins nach Bildwerken der grössten Meister des sechzehnten und Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts überzogen. In späteren Jahren sah ich noch unter dem Dache des Schlosses Reste der prachtvollsten Gobelins, welche als Fussteppiche und Putzlumpen benutzt und dadurch ruinirt waren. Im Hofraum befanden sich fast ringsum Bogenhallen auf Säulen ruhend in zierlichem Renaissancestil, darauf eine Balustrade, von welcher aus die Herren und Damen den Komödien zuschauen konnten, welche in dem grossen Hof aufgeführt wurden. Man hat jene in so roher Weise hinweggerissen, dass jetzt noch Trümmer zu sehen sind, welche an der Mauer hängen blieben.

Das Hauptportal des Schlosses erscheint jetzt im Verhältniss zu der Ausschmückung des ganzen Baues

viel zu einfach. Nach Ridinger's Plan befand sich über dem Thor ein reiches plastisches Bildwerk, welches die Höhe eines Stockwerkes einnahm, und das Wappen des Kurthums, von allegorischen Figuren umgeben, darstellte. Dieses musste einem unschönen und unpassenden Balkon weichen.

Direkt von dem Thor aus führt jetzt noch eine Brücke über den Schlossgraben. Am Anfang derselben stand gewissermassen ein zweites vorgeschobenes Portal (porta triumphalis), welches das ganze Ansehen des Schlosses erhöhte und mit dessen reicher Ornamentik in Einklang stand. Es hatte in der Mitte die Durchfahrt und auf jeder Seite einen Durchgang. Es war reich geschmückt durch Figuren, Lisenen, Karyatiden. Die thurmartige Bekrönung in der Mitte zeigte auf der Vorderseite in Hautrelief den heiligen Martinus zu Pferd, den Mantel mit dem Armen theilend, als Patron der Stadt Aschaffenburg; auf den beiden Nebenseiten, wie auf der Rückseite erschienen stark erhaben die Wappen von Kurmainz und Cronberg. Mitten auf dem Giebel befand sich freistehend Johannes der Täufer als Patron des Schlosses, der „Johannisburg".

Dieses Prachtwerk wurde niedergerissen und ein Theil der Trümmer desselben in einem Gewölbe in der Nähe des Schlosses vermauert. — Als der grössere Theil des ehemaligen Stadtgrabens nebst anstossenden Räumen zu einer Gartenanlage umgewandelt wurde, wofür man damals, ungeachtet der sonstigen schlechten Geschmacksrichtung, Sinn hatte, verwendete man jenen Obertheil mit dem hl. Martin nebst andern Trümmern, um in dieser Anlage eine malerische Gruppe her-

zustellen, welche an die alten römischen ruinösen Grabdenkmale Italiens erinnern sollte.

Bei einem späteren Besuch in Aschaffenburg fand ich auch dieses bis zur Unkenntlichkeit verwittert. In der Nähe stand die noch wohlerhaltene schöne gothische Klosterkirche. Wenn auch diese Dalberg in eine römische Ruine umwandeln wollte, so darf man sich nicht wundern, denn die herrliche Gothik war damals ein verachtetes Zeug, wozu schon Voltaire und Zeitgenossen den Ton angaben,*) hatte doch in Köln unter der französischen Herrschaft der französische Gouverneur sich dahin ausgesprochen, dass der Kölner Dom ein geschmackloses Machwerk sei, welches einigen malerischen oder poetischen Werth erhalten könne, wenn es einmal mehr verfallen, ruinirt und mit Bäumen und Schlingpflanzen überwachsen wäre. Sonach wurde auch in diesem Sinne mit dieser schönen gothischen Kirche im „schönen Thal“ verfahren.

Diese Vorkommnisse schildere ich hier nicht nur allein in Bezug auf Dalberg und Aschaffenburg, sondern vorzüglich, um dadurch ein sprechendes Beispiel der Geschmacksrichtung und Kunstverkommenheit jener Periode, d. h. von circa 1760—1830, im Allgemeinen zu geben. Von da an begann man wohl allmählich das Schöne in einer jeden Kunstrichtung zu schätzen; dem ungeachtet werden wir noch bis in unsere Tage

*) Eine rühmliche Ausnahme machte Goethe, der schon 1772, entzückt über das Strassburger Münster, den Manen Erwins von Steinbach einen Aufsatz: „Von deutscher Baukunst“ widmete und der seit 1810, durch die Gebrüder Boisserée dazu veranlasst, sich sehr für den Kölner Dom interessirte.

durch Unverstand und Zerstörungslust der Menschen nicht nur um Schätze der Kunst, sondern auch der Wissenschaft gebracht. Was letztere betrifft, so muss ich wieder, um ein Beispiel zu geben, auf meine Vaterstadt zurückkommen. In den grossen Schlosskellern zu Aschaffenburg war das ganze kurmainzer Archiv von frühester Zeit an bis zur Aufhebung des Kurthums in Fässern und Kisten untergebracht. Um das Jahr 1836 wurde ein Kommissär aus München dorthin geschickt, um den Werth der Sache zu beurtheilen. Da dieser das Ganze als unnütz erklärte, wurde Alles auf vielen Wagen hinausgeschafft und vertilgt. So ging uns, besonders für das Studium der vaterländischen Geschichte, ein eminenter Schatz von unberechenbarem Werthe auf immer verloren.

Wie oft muss ich noch hören: „Die Kriege, besonders der dreissigjährige, haben uns fast alle Schätze der Kunst und Wissenschaft geraubt." Es ist schon wahr, dass durch diesen Krieg vieles zu Grunde ging, jedoch steht dasselbe zu dem, was auf obige Art vertilgt wurde, noch nicht im Verhältniss wie 1 zu 20.

VI. Lehre und Selbstunterricht.

Nun komme ich wieder zur Schilderung meines eigenen Lebenslaufes.

Mit meinem siebenten Jahr begann die Zeit, in welcher ich lernen sollte. Ich muss dabei bemerken, dass damals alles, was in das Gebiet der Anschauung der Natur oder gar der Kunst gehörte, wohl als schöne Liebhaberei und Spielerei angesehen wurde, jedoch von

dem Begriffe des Lernens, der Schule und der Wissenschaft vollständig ausgeschlossen war, und ich daher nur nebenbei mit Hindernissen den Weg gehen konnte, auf welchem ich etwas erreichte.

Man holte Herrn Stoll, einen alten guten Mann, Schullehrer in dem nahen Dörfchen Damm. Bei ihm ging mein Lernen sehr schwer und zwar nicht nur, weil ich sehr zerstreut war, da ich stets an die schönen Gemälde im Hause, an den poetischen Garten und meine, meistens selbst fabricirten, Spielsachen dachte, sondern auch weil damals die Pestalozzische Lehrmethode aufkam, welche der Lehrer selbst noch nicht recht verstand, so dass er mich theils nach der alten, theils nach der neuen Methode das Lesen lehrte. Dabei belebte dieser Mann meine aufgeregte Phantasie noch mehr durch alle Arten von Geschichtchen, welche weit über das hinausgingen, was man naiv nennt; auch erklärte er mir die Bibel so, dass sie für das dümmste Kind noch zu dumm war, so z. B. schilderte er den lieben Gott, wie er öfter Adam und Eva im Paradiese besuchte, ihnen gute Lehren gab, dass sie schön geschickt und brav sein sollten; so dass ich mir denselben genau so vorstellte, wie meinen Papa, wenn er des Morgens zu uns mit guten Ermahnungen in das Kinderzimmer kam, und zwar in langem geblümten Schlafrock, farbigen Pantoffeln, einem Käppchen mit Quaste und einer langen Pfeife.

Als Adam und Eva gesündigt hatten, liess er den lieben Gott schimpfen wie einen Bauern aus seinem Dörfchen Damm.

Damit es besser gehe, gab man mir nach dem Stoll den Herrn Noll, Lehrer an der untersten deutschen Stadtschule. Er gab mir im Hause Unterricht, stellte aber meinem Vater vor, dass der öffentliche Unterricht vieles für sich habe. Mein Vater gab nach, und ich ging auch in die Schule des Herrn Noll. Hier war aber der Unterricht, wie er, Gott sei Dank! heutzutage nicht mehr denkbar ist. Die Ruthe spielte die Hauptrolle. Für einen Fehler, welchen ein Junge machte, musste er herausknien, dann kam die Execution, der Reihe nach musste ein jeder vortreten, und erhielt für einen jeden Fehler auf die flache Hand mit einer grossen starken Ruthe einen fürchterlichen Hieb. So wurde oft eine halbe Stunde lang gehauen und es entstand dabei ein furchtbares Geheul, so dass die Leute auf den Strassen zusammenliefen. Ich staune jetzt noch, dass es kein grösseres Unglück absetzte und das Publikum, besonders die Eltern der Kinder, die Sache so ruhig hingehen liess.

Ich erhielt nie Schläge, welche ich so gut wie die Anderen verdient hatte, da mein Vater Herrn Noll als Hauslehrer gut honorirte und traktirte, ja bei der öffentlichen Preisvertheilung erhielt ich sogar einen schönen Schulpreis, welcher mich aber nicht freuen konnte, indem ich an meine Portion Schläge dachte, welche Andere bekamen. Es war ein Glück, dass mir eine solche Schule nicht schadete. Von mir war es ein grosser Fehler, dass ich nicht von vorneherein alles meinem Vater erzählte, der mich gewiss sogleich aus dieser Schule genommen hätte; wie ich überhaupt jetzt noch in Aerger daran denke, dass ich meinem

guten Vater so manches verschwieg, was mir als zu krass oder als zu unglaublich erschien.

Noch in jenem Schuljahre erscholl die Schreckensnachricht, es erscheine als Prüfungskommissär Staatsrath Freiherr von Asbeck aus Würzburg. Die Schuljungen dachten, wenn der Herr Lehrer schon so dreinschlägt, wie wird erst so ein vornehmer Herr donnern und wettern? Das Schullokal wurde gefegt und geputzt, was sehr Noth that, die Thüre wurde mit Tannenreis dekorirt, auf den Tisch ein grosser Blumenstrauss gestellt; die Jugend war gewaschen und gekämmt, wie es wohl nicht oft geschah. Der hohe Herr erschien in Begleitung zweier geistlichen Herren, Herr Noll an deren Seite mit süsslichster Miene und vielen Bücklingen. Als sich der Gestrenge niederliess, ertönte ein Gesang der Jugend, dessen Text vielleicht so gewesen sein mag wie: „Es ist schon lange her“. Darauf erklärte Herr Noll seine Lehrmethode und die liebevolle Art, mit welcher er die Jugend behandle. Dann wurden von den Schülern einige auswendig gelernte Gesetzchen hergeplappert und die Schönschreibproben vorgelegt. Der Schultyrann erhielt grosses Lob als vorzüglicher Pädagoge und väterlicher Freund der Jugend; aber alles blieb beim Alten, die Schulbuben wurden gehauen wie zuvor. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass alle ähnlichen Lehranstalten meiner Vaterstadt von solcher Art gewesen sind.

Wie fast alle Notabilitäten, welche nach Aschaffenburg kamen, wurde auch Herr von Asbeck von meinem Vater zur Tafel geladen. Der Tafelaufsatz, ein Genius

mit Blumenkorb, welcher vor dem hohen Herrn zum ersten Mal figurirte, steht noch in meinem Wohnzimmer, fällt mein Blick darauf, so denke ich öfters: „O Zeiten, o Menschen!“

Darauf erhielt ich Hausunterricht bei Herrn Reider, welcher damals auf dem Lyceum in Aschaffenburg studirte, und später Professor der Mathematik an der Universität zu Würzburg wurde. Er hatte seine liebe Noth mit mir, da ich im Elementarunterrichte sehr vernachlässigt und dabei sehr zerstreut war. Da seine Geduld auch nicht immer ausreichte, schlug er einen andern Weg ein, er begann mit mir Hofmanns Anschauungslehre: Was ist ein Punkt? was eine Linie? was ein Winkel? u. s. w. Dabei führte er mich oft spazieren und machte mich auf die Erscheinungen der Natur aufmerksam. Das war endlich etwas für mich, da es mir Stoff zum Nachdenken gab, und dafür bin ich Reider Dank schuldig, wenn ich gleichwohl in manchem Wichtigen noch zurückblieb.

Nachdem Herr Reider Aschaffenburg verlassen hatte, war es meines Vaters Bestreben, dass ich nicht nur guten Unterricht erhalten, sondern auch unter guter Aufsicht stehen sollte, da ich ein verwegener Junge war. Er zog daher Herrn Geistlichen Rath Anderloher zu Rathe, der schon vorher meinen Schwestern und mir Religionsunterricht ertheilte und in grossem Ansehen stand. Dieser empfahl, in bestem Glauben, einen jungen Theologen Valentin Glanzner aus Bensheim als musterhaft. Mein Vater nahm ihn ins Haus; es ging auch eine Zeitlang gut, obwohl mit mir nicht so leicht zurechtzukommen war. Einmal kam unser alter Haus-

freund Hauptmann Hacke, später Generallieutenant, welcher im 96 sten Jahr als der älteste Offizier der bayerischen Armee in Bamberg gestorben ist, er sagte meinen Eltern: „Den frommen Mann, welchen Sie im Hause haben, sah ich gestern zu meinem Staunen mit der berüchtigten N. N. auf einem Feldwege bei Obernau gehen.“ Meine Eltern glaubten, der alte Freund habe doch vielleicht nicht recht gesehen. Als nun darauf Herr Gleisner, ich wollte sagen Glanzner, zu Tische kam, suchte er das Gespräch auf die Verdorbenheit der Jugend zu bringen. Anknüpfend sagte er: „ich erhielt Kenntniss von einem Mädchen, das auf üblem Wege sei; ich suchte mit ihm zusammenzukommen, redete ihm ins Gewissen, stellte ihm die Gefahren für sein zeitliches wie ewiges Wohl vor und bot alles auf, es auf den Weg der Tugend zurückzuführen; ich hoffe, dass mir es mit Gottes Hülfe gelungen ist.“

Einst sagte mir der Bediente, dass Herr Glanzner oft von den Bäumen im Garten das Obst hole und damit am Gartenzaun junge Burschen belohne, welche ihm verdächtige Geschäfte besorgten. Aus jugendlicher Dummheit wagte ich nicht, dieses meinem Vater zu sagen. Als ich darauf Glanzner an einem Baum schütteln sah, zog ich ihn, statt vernünftig zu sprechen, an seinem langen schwarzen Rock von dem Obstbaum hinweg. Er wollte mir eine Ohrfeige geben, diese ging aber in die Luft. Ich, körperlich sechsmal so stark als geistig, gerieth in Wuth; das rechte Bein gegen die Anhöhe stemmend, den linken Arm vorwärts, gab ich ihm einen Stoss, dass er in mehreren Purzelbäumen über drei hohe Terrassen hinunterfuhr.

Als ich ihn in der Tiefe liegen sah, kam mir die Angst, ich glaubte, er habe den Hals gebrochen, aber er erhob sich, die Augen, welche sonst in christlicher Demuth niedergeschlagen waren, leuchteten wie jene eines Tigers, er ergriff einen dicken Kieselstein und schleuderte ihn dicht an meinem Ohr vorüber. Des andern Tags gab er mir wieder Unterricht und that, als wäre nichts vorgefallen, und auch ich schwieg im Bewusstsein, nicht ganz richtig gehandelt zu haben.

Von da an wurde die Sache des frommen Mannes immer verdächtiger. Das hatte aber nichts zu sagen; er erhielt die Priesterweihe. Seine erste Predigt hielt er in dem nahen Dörfchen Glattbach; ich war dabei, die Bauersleute bewunderten diesen Heiligen auf Erden. Darauf erhielt er eine Stelle zu Bensheim an der Bergstrasse. Nach einiger Zeit kam von ihm ein klägliches Schreiben an meinen Vater, er sei durch Neid und Verleumdung in Unglück gerathen und habe seine Stelle verloren; sich der vielen Wohlthaten erinnernd, wage er um Schutz und Obdach zu bitten. Mein Vater liess ihn wohl kommen, traute der Geschichte aber gar nicht und richtete ein Schreiben an den Herrn Bischof von Wrede in Mainz, mit dem Ersuchen, er möge, wenn thunlich, für Unterkunft dieses Mannes sorgen, wenn auch seine Fehler gross seien, damit er nicht so verkomme und vor den Augen des Volkes das geistliche Ansehen schädige. Der Inhalt der Antwort lautete: „Euer etc. Es gereicht Ihnen zur Ehre, dass Sie sich, wenn auch nur noch halb in gutem Glauben, jenes Menschen annehmen. So gerne ich, wo thunlich, über verzeihliche Fehler

den Mantel christlicher Liebe decke, so kann ich in diesem Falle nichts thun. So gross auch die Laster dieses Mannes sind, so ist doch seine Kunst zu lügen und seine grenzenlose Heuchelei noch grösser. Wenn wir solche Leute in Schutz nehmen, so wird dadurch das geistliche Ansehen nur geschädigt etc.“

Es war nun mein Vater in Verlegenheit, denn er konnte doch nicht den Mann ins Elend stossen. Da kam Forstmeister Sündermahler, dessen Kinder früher bei Glanzner, zur Zufriedenheit der Eltern, Unterricht erhalten hatten. Er war sogleich bereit, den Armen, vom Schicksal Verfolgten, in sein Haus aufzunehmen. Dort gab dann Glanzner wieder Unterricht und las jeden Morgen in der Stiftskirche die heilige Messe; das war schön, aber an einem Sonntag Nachmittag schleppten zwei Taglöhner den geistlichen Herrn, welchen sie auf der Strasse besoffen fanden, in das Haus. Des andern Tages wurde der Sünder mit Spannung bei Tische erwartet: Alle sassen schon, da schob sich die schmale schwarze Gestalt zum Thürspalt herein und begann: „Ich habe schwer gesündigt, und zwar sowohl als Mensch, wie besonders als Priester, ich erkenne die Grösse meiner Schuld, ich werde alles aufbieten, um wieder Gnade bei Gott zu finden. Ich danke für Speise und Trank, und werde den ganzen Tag nur mit Beten und Fasten zubringen.“ Er schob sich wieder zur Thüre hinaus.

Nun ein launiges Spiel des Schicksals.

Nach Tisch verfolgte der Jagdhund im Hofe eine Ratte, dieselbe sprang in das Zimmer des Herrn Glanzner, der Forstmeister mit seinen Kindern eilten

nach, um zu sehen, wie die Ratte erwischt werde, diese sprang ins Bett, der Hund nach und warf das Oberbett herunter, da lag eine Flasche Wein, Wurst, Käse, Brot etc. Der Büsser stand daneben, der Forstmeister warf einen wüthenden Blick auf ihn und auf den Fastenapparat, entfernte sich und schlug im Zorne die Thüre zu. Nun traute der Hausherr selbst dem Landfrieden nicht mehr; er wendete sich an Herren, welche in geistlichen Dingen Einfluss hatten; aber da wurde das Mäntelein der christlichen Liebe, gegen den Sinn des Herrn Bischofs, über das Haupt des Sünders so sehr ausgespannt, dass es in Fetzen ging. Er las wieder die heilige Messe, wurde aber bald in ein kleines Dörfchen im Spessart versetzt. Von da an schwieg die Geschichte über ihn.

Die Tartuffes sterben nicht aus!

Als jene Geschichte vorüber war, gelang es meinem Vater, Herrn Professor Hocheder, welcher die oberste Gymnasialklasse unter sich hatte, als Lehrer für mich zu gewinnen. Von da an hatte ich einen pünktlichen geregelten Unterricht im Latein, und als ich dazu kam, Klassiker zu übersetzen, gewann ich erst Interesse, indem ich zugleich mit den Worten auch bildliche Vorstellungen hatte. Bei Titus Livius dachte ich an die schönen Holzschnitte des Tobias Stimmer, die Stiche des Georg Pencz u. A., bei Ovidius an jene des Virgilius Solis, Heinrich Goltzius und unzählige Bildwerke grosser Meister. Auch Griechisch musste ich lernen, halte es aber für gut, darüber zu schweigen. Ich erlangte dabei an klassischer Gelehrtheit wenigstens so viel als nöthig ist, um zur gebildeten Menschheit

gerechnet zu werden. Dass ich auch französisch lernen musste, ist besonders nach damaligen Verhältnissen selbstverständlich, jedoch ging es da bei meinem deutschen Gemüthe nicht glänzend, zumal da in jener Zeit die Sprachlehrer meistens ohne Bildung waren. Unter Andern hatte ich einen, welcher, so oft ich eine Dummheit machte, sagte: „comme c'est allemand!“ Das musste ja mein deutsches Blut in Wallung bringen. Später ging es besser, als ich einen Lehrer erhielt, welcher verstand, mit den Worten auch Gedanken zu verbinden. Dazu kam noch, dass damals alles, was in Kunst für ein grösseres Publikum geschrieben wurde, französisch sein musste. Auch besuchte ich noch die zwei Curse des Lyceums in Aschaffenburg, welches den ersten Cursen der Universität gleichgestellt war. Wenn ich auch nicht alle Curse einer Universität durchwanderte, wie es nöthig war, um eine Stelle im Staate zu erhalten, so darf ich doch sagen, dass mein ganzes Leben einer Universität glich, indem meine Freunde und späteren Collegen Männer der Wissenschaft nach allen Richtungen waren, deren heitere Unterhaltung und ernste Vorträge zureichten, mir eine Universität zu ersetzen.

Mein Schul- und klassisches Studium, welches mir wohl für das ganze Leben unentbehrlich blieb, konnte ich doch nicht zu dem direkt benutzen, was später den Beruf meines Lebens bildete, sondern schon von vorneherein und gleichen Schrittes strebte ich es an, und zwar auf unebenem, fast unbekanntem Wege. Die Werke bildender Kunst der Vorzeit jeder Art sprachen zu mir wie Geisterstimmen aus nebelgrauer Ferne, sie

wurden mir mit Zunahme meiner Jahre Lern- und Lehrmittel und zwar vom A b c bis zu dem, was ich Philosophie nennen darf. Es ist gewiss, dass aus dem tiefsten Dunkel der Vorzeit die Gebilde der Menschenhand höherer und niederer Art oft mächtig zu uns sprechen, wo Worte und Schriften schweigen, wenn man dabei vorurtheilsfrei zu Werke geht.

Die Geschichte der Menschheit, ohne jene der Kunst gleicht einem grossen Schauspiel, welches man hört und liest, von dem man aber nichts sieht.

Ich suchte mir ein Urtheil dadurch zu bilden, dass ich stets Kunstwerke der verschiedensten Meister, Zeiten und Länder mit einander verglich, um zu erkennen, welchen Antheil, Talent und Geschick des Künstlers oder die Geschmacksrichtung der Zeit und des Landes daran habe.

Die Kunstlitteratur, welche damals noch sehr mangelhaft war, sah ich vorher selten an; nur später, als ich glaubte, mir schon ein Urtheil gebildet zu haben, las ich nach, wie andere Menschen darüber dachten. Stimmte deren Urtheil mit dem meinigen überein, dann war ich befriedigt, wenn nicht, dann ging ich nochmals an die Quelle, um mich zu überzeugen, ob ich mich oder jene sich geirrt hätten. So wurden die Kunstwerke verschiedenster Richtung für mich lebende, sprechende Wesen.

Es kam mir im Leben öfter vor, dass Menschen, welche auf diesem Gebiet etwas erreichen oder vorstellen wollten, vor Allem die Litteratur über Kunst, die Kunstgeschichte, Aesthetik und alles Zubehör

studirten und dann vor den Kunstwerken selbst als peregrini in Israel standen.

Mein Streben galt bis zu meinem Mannesalter nur als etwas Absonderliches ohne Werth für das praktische Leben und ich für einen Sonderling, aus dem niemals etwas werden könne. Für mein Schaffen existirte noch nicht einmal eine entsprechende Benennung, erst in neuerer Zeit tauchte der jetzt so beliebte Namen „Kulturgeschichte“ auf, welcher auch meiner Sache eine gewisse Geltung verschaffte. Wenn ich bei manchem der jetzigen Kulturhistoriker auszusetzen habe, dass sie dabei öfter die Bedeutung der Kunst zu wenig schätzen, so muss ich mir auch gefallen lassen, wenn sie mir manche Einseitigkeit vorwerfen. Das Gebiet ist gross und kann nur durch Zusammenwirken und gegenseitiges Ergänzen gefördert werden.

Schon frühzeitig von Kunst und schöner Natur umgeben, erschien mir bald als höchstes Ziel des Lebens, Maler von Fach zu werden; allein ich hatte schon zu früh die Höhe und Bedeutung der Kunst erkannt, so dass es mir als Verwegenheit erschien, ein so hohes Ziel anzustreben. Die meisten Anfänger schauen auf der Stufenleiter zur Kunst mehr abwärts als aufwärts, sonst würde ihnen oft der Muth vergehen, die schwindelnde Höhe zu erklimmen.

Das Zeichnen übte ich mit Vorliebe, wenn auch anfangs mit schwacher Kraft, wohl aus dem Drange, einen Gedanken oder eine Erscheinung zu Papier zu bringen, jedoch alsbald noch viel mehr, um die Werke bedeutender Meister besser zu verstehen, denn es kam

mir oft vor, dass ich Schönheit und Charakteristik eines Gemäldes oder einer Sculptur wohl zu begreifen glaubte; aber erst dann, als ich versuchte mit Linien nur in die Hauptumrisse der Sache einzugehen, tauchten vor meinen Augen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten auf, welche ich vorher kaum ahnte.

Es gehörte besonders in der letzten Periode der Kurfürsten von Mainz zum guten Ton, dass die Herren vom Hof und höhere Beamte Gemäldesammlungen besassen; da dieselben, der Natur der Sache nach, nicht immer Kenner sein konnten, so waren wohl selten Werke von besonderer Bedeutung darunter. Von meinem Vater kann ich aber ganz vorurtheilsfrei sagen, dass er nicht aus Modesucht, sondern aus wirklicher Erkenntniss des Guten und Schönen, eine kleine, aber ausgezeichnete Gemäldesammlung zusammengebracht hatte. Dabei besass er auch Kupferstiche und Handzeichnungen bedeutender Meister und, da er meine Liebe zur Sache billigte, unterstützte er mich im Weitersammeln.

Schon frühzeitig erkannte ich, dass die Kunst nicht nur in der Malerei oder Plastik, wie man zu meiner Zeit gewöhnlich glaubte, sondern auch in dem Kunsthandwerk besteht, mit welchem sich die Menschheit in den verschiedenen Perioden umgab.

Dadurch wurde ich veranlasst, mein Sammeln wie Studieren auf ein grösseres Gebiet, auf alle Erscheinungen im menschlichen Leben auszudehnen. Ich sammelte daher auch alsbald Erzeugnisse des Kunsthandwerkes, wie Trachten, Geräthschaften, Waffen etc. Dass dieses für meine Jugend und für meine schwachen

Kräfte ein zu grosses Feld der Thätigkeit war, ist natürlich. Wenn ich aber auch dabei noch viel im Nebel herumtastete, so liess ich doch nicht davon ab.

Mein erster Lehrer im Zeichnen war der schon genannte Georg Schneider. Ein gründlicher Unterricht konnte von demselben nicht erwartet werden, er war ein Talent von Natur, besass aber nicht die nöthige Vorbildung; doch erhielt ich manche nützliche Anregung durch ihn, es blieb vorderhand mein Selbstunterricht die Hauptsache, wozu mir nicht nur die Kunstwerke im väterlichen Hause, sondern vorzüglich auch jene in der Schlossbibliothek der Vaterstadt reichen Stoff boten. Letztere bestanden in den wunderbaren Pergament-Manuscripten mit Miniaturen der grössten Meister aus karolingischer Periode bis in das 16. Jahrhundert; darunter das grosse Missale, welches Kurfürst Albrecht von Brandenburg durch Nikolaus Glockendon unter der Leitung des Albrecht Dürer ausführen liess, ferner zwei kleinere Gebetbücher mit Miniaturen des Hans Sebald Beham von wunderbarer Schönheit und der besonders für das Kunstgewerbe so eminent wichtige „Mainzer Domschatz", welchen Kurfürst Albrecht von Brandenburg um 1520 durch die bedeutendsten Künstler in Pergamentmalerei herstellen liess.*) Ausserdem war eine unschätzbare Kupferstichsammlung vorhanden. Da kopirte und stu-

---

*) Eigentlich die Heiligtümer des Domstiftes Halle. Vergl. Gabriel von Térey, Albrecht von Brandenburg und das Hallische Heiligthumsbuch von 1520. Strassburg 1892. 8°. Siehe auch die zweite Auflage meines Werkes: Trachten, Kunstwerke, Geräthschaften etc. Bd. VII. Frankfurt a. M. 1886. Tafel 484 u. 485.

dirte ich viel, was mir durch die Gefälligkeit des damaligen Bibliothekars Professor Dr. Joseph Merkel erleichtert wurde. Die genannten Pergament-Manuscripte mit Malereien stammten schon aus älterer Zeit von den Kurfürsten her; die eigentliche Bibliothek und besonders die überaus kostbare Kupferstichsammlung stiftete Lothar Franz Freiherr von Erthal, Staatsminister und Obersthofmeister, Bruder des letzten Kurfürsten von Mainz, bekannt unter dem Namen „Chevalier Erthal.“ Der Stifter bestimmte diese Schätze für das „Fürstenthum Aschaffenburg“; da ein solches von dem Jahre 1814 an nicht mehr existirt, so gehören nach der Intention des Erblassers diese Schätze wohl zweifellos der Stadt Aschaffenburg. Ich erwähnte bereits das geringe Verständniss für Kunst in damaliger Zeit, um so mehr müssen wir den Mann bewundern, der in seinen edlen Bestrebungen fast verlassen, diese herrliche Kupferstichsammlung zusammenbrachte. Nach jetzigem Stande der Dinge kann man diese Sammlung ohne Uebertreibung auf Millionen schätzen.

Wenn dieses alles meine Landsleute nach Gebühr zu schätzen wüssten, dann hätte Chevalier Erthal ausser seiner eigenen Schöpfung auch ein Denkmal von Stein oder Erz.

Es besteht noch in Aschaffenburg der „Friedericianische Fond“, eine Stiftung Dalberg's aus dem Nachlasse des letzten Kurfürsten Friedrich Karl, aus welchem verdienstvolle Künstler und Gelehrte unterstützt werden, indem den ernsten Studien und den schönen Künsten sich widmenden Jünglingen Vorschub geleistet werden solle. Dieser Fond, für das „Fürstenthum

Aschaffenburg“ bestimmt, blieb, obwohl Aschaffenburg kein Fürstenthum mehr ist, doch mit Recht der Stadt und deren Umgebung. Ebenso verhält es sich mit der Bibliothek als Erthal'scher Stiftung; allein der Bibliothekar Merkel schrieb auf die Thüre „Königliche Bibliothek“, ob auf höheren Befehl, weiss ich nicht; er gebrauchte auch nicht mehr den, durch den Stifter bestimmten Stempel mit dem Kurmainzer Rad, sondern schrieb auf die Titel der Bücher K. B., ein Verfahren, das zu Erörterungen Anlass gab, durch welche die Bibliothek und die Kunstsammlung beinahe der Stadt entzogen worden wären.

Der erste Bibliothekar daselbst war Wilhelm Heinse vom Jahr 1786 bis 1803, welcher sich durch seinen „Ardinghello“ ein geistreiches, aber jugendverderbendes Denkmal schuf. König Ludwig I. setzte ihm an der Agathenkirche zu Aschaffenburg einen Grabstein und liess später seine Büste in der Walhalla aufstellen. Auf Heinse folgte Nikolaus Vogt, der schon genannte Jugendfreund meines Vaters. Dann Professor M. Engel bis 1813 und Karl Windischmann von 1813 bis 1818, darauf der schon erwähnte Joseph Merkel, ferner mein früherer Lehrer Hocheder. Im Jahre 1876 wurde Professor Georg Englert mit dieser Stelle betraut, welcher mit Liebe diese segensreiche Anstalt verwaltete. Noch in München danke ich diesem meinem Landsmanne werthvolle Mittheilungen; nachdem sich derselbe in den Ruhestand versetzen liess, folgte ihm Professor Ludwig Harrer.

Ich kann nur wünschen, dass den Herren Professoren diese wichtige Stelle nicht im Nebenamt

übertragen bleibe, sondern dass ihnen die nöthige Musse und Mittel gegeben werden, wie es für die Verwaltung einer so bedeutenden Anstalt nöthig ist.

Ausser diesen Kunstschätzen, welche mir zu meinem Studium schon die nächste Umgebung bot, war es der Besitz des Freiherrn von Mergenbaum auf seinem Gute in Nilkheim. Abgesehen von Vielem, was mich daselbst schon in meiner Kindheit erfreute, als Affen, Papageien, Pfauen, Federvieh jeder Art etc. befand sich daselbst eine reiche Gemälde-Gallerie, eine bedeutende Anzahl vortrefflicher Glasgemälde aus dem Schlusse des 15. bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts. Ich bildete davon später manches in meinen Werken ab. Mergenbaum war ein eigenthümlicher Mann, dem ich viel verdanke; nach seinem Tode wurde sein ganzer Besitz durch entfernte Erben mittels einer Versteigerung in Nilkheim in alle Gegenden zerstreut.

Unschätzbar für meine Zwecke war der sogenannte Rittersaal, d. h. die Sammlung von Prachtrüstungen und Waffen jeder Art, des Grafen Erbach-Erbach zu Erbach im Odenwald.*) — Auch fand ich daselbst noch manche andere Kunstschätze von hohem Werthe, z. B. den Doppelpokal, welcher nach dem darauf befindlichen Wappen von dem Grafen Theodorich von Erbach, von 1434 bis 1459 Erzbischof zu Mainz, stammt. Dieser Pokal, der aus zwei Achatschalen in

---

*) Vergl. Kunstdenkmäler im Grossherzogthum Hessen, Provinz Starkenburg, Kreis Erbach, von Georg Schaefer. Darmstadt 1891. 8°. Seite 55—90.

vergoldetem Silber besteht, ist aufs kunstvollste gravirt und emaillirt.*)

Da mein Vater mehrfach in Frankfurt am Bundestag beschäftigt war, kam ich öfters mit ihm dahin und erfreute mich besonders an der vortrefflichen Gemälde-Gallerie des Städel'schen Instituts und machte Studien darin, so weit es meine Jahre zuliessen.

Schon im Jahre 1822 hielt sich mein Vater 6 Monate in Bamberg auf; ich erhielt in dieser kurzen Zeit Zeichenunterricht bei dem geschickten Maler Karl Rupprecht, dem wir manche schöne Ansichten Bambergs zu danken haben. Dabei hielt mir mein Vater auch Lehrer für Deutsch und Latein.

Der Dom daselbst mit seinen herrlichen Monumenten erweckte in mir Erinnerungen an Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde, wie die Altenburg solche an Adalbert von Babenberg, die mich mit einem heiligen Schauer durchrieselten; später nannte ich dieses Gefühl das Alterthumsfieber. Es lässt sich denken, welchen Eindruck es auf mich machte, wenn ich nicht nur meine Jugendgenossen, sondern auch meinen Lateinlehrer durch diese, mir heiligen Räume, wie durch einen Kuhstall wandeln sah.

Ich fühle mich hier veranlasst, eine tragische Geschichte mitzutheilen, welche sich im Beginne unseres Jahrhunderts zutrug, da ich wohl jetzt noch der Einzige bin, welcher sagen kann, dass er sie von Zeitgenossen und der Sache Nahestehenden vernommen hat.

---

*) Abgebildet und beschrieben in der zweiten Auflage meines Werkes: Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften etc. Bd. IV. Frankfurt a. M. 1883. Seite 26 und Tafel 274.

Es ist bekannt, dass das Faustrecht und Raubritterwesen im Mittelalter, ungeachtet aller Bemühungen der Fürsten, der verschiedenen Städtebündnisse im 13. Jahrhundert, des Niederbrennens der Raubschlösser und der vielen Hinrichtungen sich nicht ausrotten liess und es sich gewissermassen als Gewohnheit oder ererbtes Recht mitunter bis zur neueren Zeit fortsetzte.

Als grossartiges Beispiel der Art erscheint die Geschichte der Burg Lisberg in Franken, nicht weit von Bamberg, im Besitze einer alten mehrfach um das Vaterland verdienten Familie. Ein Mitglied dieses Namens übte noch bis in den Beginn unseres Jahrhunderts dieses edle Handwerk in grossartigem Stil, er beherbergte öfter eine Räuberbande, ein Mann Namens Loderer, welcher einer solchen Bande angehörte, stand in seinem Dienste; unter Anderem raubte er die junge Frau eines reichen Holzhändlers Namens Baier. Ein Ehepaar in seinen Diensten waren sogenannte Gängler (Hausirer), sie durchwanderten die Umgegend und besorgten für ihren Herrn böse Geschäfte; als sich der Burgherr mit ihnen entzweite, und sie ihm als gefährlich erschienen, liess er sie einkerkern und später, wie man sicher glaubte, ermorden. Diese Dinge wurden wohl theilweise ruchbar, allein der Arm der Gerechtigkeit war in Folge der Kriegsunruhen schwach, auch drohte der Burgherr, sich für den Fall eines Angriffes bis auf das Aeusserste mit seinen Feuerwaffen zu vertheidigen und im schlimmsten Falle, die Burg in die Luft zu sprengen. Da erbot sich einer seiner ehemaligen Freunde, ihn auszuliefern.

Derselbe nahte sich vor Tagesanbruch der Burg, versteckte in dem Gebüsche Bewaffnete, und rief zu dem ehemaligen Freunde hinauf: „Komme schnell herab, ich habe Dir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen und muss diesen Ort sogleich wieder verlassen!“ Als der Getäuschte vor seinem Thor erschien, wurde er festgenommen und dem Gerichte überliefert. Der unruhigen Zeitverhältnisse wegen wurde er an verschiedenen Orten nacheinander gefangen gehalten und in Verhör genommen; wegen Mangel einer öffentlichen Gerichtsbarkeit und wohl auch aus anderen Gründen hat man aber von der Sache nichts weiter mehr erfahren. Man nahm an, dass er in der Stille hingerichtet wurde.

Später gegen das Jahr 1830 wurde ein Schäfer in sehr hohem Alter auf dem Schub in seine Heimath nach Bamberg verbracht; im Spital verlangte er nach den Sterbesakramenten und gestand dem Geistlichen. er habe seiner Zeit, in dem Schlosse Lisberg, auf Befehl des Herrn, den erwähnten Gängler in einer Grube mit Schwefeldampf erstickt und dessen Frau erdrosselt. Nach Aufforderung des Priesters gestand er dieses auch vor einer Gerichtskommisson, welche unter dem damaligen Präsidenten von Schrottenberg stand, dabei befand sich u. A. als Assessor der nachmalige k. b. Justizminister Freiherr von Kleinschrod; derselbe war später mit meiner Familie in Aschaffenburg befreundet, wo ich in meinen jungen Jahren diese Geschichte von ihm selber erfuhr. Ebenso war diese unserem Hausfreunde, dem schon genannten nachmaligen Generallieutenant Hacke, bekannt, der als

geborener Bamberger die ganze Geschichte mit erlebt hatte.

Auch verdanke ich wichtige Notizen über diesen Gegenstand dem Freiherrn Marschalk von Ostheim in Bamberg, dessen Vorfahren Besitzungen in der Nähe des Schlosses Lisberg hatten.

Von dem bekannten Kunstschriftsteller Joseph Heller erschien im Jahre 1837 ein Buch unter dem Titel „Der Burg Lisberg Beschreibung und Geschichte“. In gerechter Weise hebt er darin die Verdienste jenes alten Geschlechtes hervor, aus welchem jener Besitzer der Burg stammte, er übergeht aber dabei jene Schreckensgeschichte und zwar auf Seite 97, indem er nur erwähnt, dass die Gegend um Lisberg durch den Ausbruch des französischen Krieges so Manches zu erdulden gehabt hätte, und dann mit den Worten weiterfährt: „Es hier weiter auszuführen, würde die Grenze dieser Schrift überschreiten, und ist, weil grösstentheils noch im Andenken der Mitwelt schwebend, für die Geschichte nicht reif genug.“ Auf Seite 98 gesteht Heller zu, dass die Herausgabe seiner Schrift von einem Nachkommen jenes Burgherrn durch „sorgfältige und rückhaltlose Unterstützung“ gefördert wurde. Heller lässt demnach das, was er aus Gründen nicht sagen will, deutlich genug zwischen den Zeilen lesen. — —

Erst gegen mein 16. Jahr erhielt ich gründlichen Unterricht in der Linearzeichnung, der Perspective, der geometrischen und Bauzeichnung durch Professor Louis, was mir für das ganze Leben von Nutzen war, zumal da später ein Theil meiner Werke auch für den Schulgebrauch berechnet war.

VII. Reisen mit meinem Vater an den Rhein, nach Wien, nach Offenburg, Freiburg und Strassburg.

Mein Vater machte mit mir in meinem sechzehnten Jahre nach damaliger Art, mit eigenem Wagen und Pferden, eine Rheinreise nach Düsseldorf, wo ich unterwegs durch diese gemüthliche Reiseart Musse fand, eine grosse Anzahl der rheinischen Burgen und Ruinen aufzunehmen. Die Städte am Rhein mit ihren reichen Kunstschätzen in den Kirchen und historischen Erinnerungen hinterliessen in mir Eindrücke von bleibendem Werthe, wie sie das Alter nicht mehr bieten kann. Sie waren mir Fingerzeige für Vieles, was ich auf späteren Reisen mit grossem Nutzen für meine Zwecke verwenden konnte.

Im Winter 1830 kam ich eines Abends mit heftigem Kopfweh nach Hause, der Hausarzt verordnete nach der damaligen sogenannten Browne'schen Methode schwarzen Kaffee und starken rothen Wein. Da ich darauf in Delirium verfiel, holte mein Vater noch drei Aerzte, welche nach gleicher Methode verfuhren, es kam so weit, dass mein Zustand als hoffnungslos erklärt wurde. Mein Vater darüber aufs Aeusserste bestürzt, liess Dr. Reuss holen, welcher schon längst Gegner dieser Heilmethode war und daher viele Feinde hatte. Er verordnete auf der Stelle entgegengesetzte Mittel, d. h. frische Luft, kaltes Wasser, Eis, und ich war gerettet. Dieser Mann war seiner Zeit vorausgeeilt. Erst später, als noch Viele der Browne'schen Methode zum Opfer gefallen waren, erhielt die seinige allgemeine Anerkennung.

Im Frühjahr 1831 reiste mein Vater mit mir, meiner Schwester Therese, meiner Cousine Margaretha und einem alten Bedienten nach Wien auf Besuch zu seinem Bruder Peter, meinem Onkel, derselbe war schon im Jahr 1801 als kaiserlicher Rath von Mainz nach Wien berufen worden und hatte am 27. Juni 1806 vom Kaiser Franz II. den erblichen Reichsadel erhalten.*)

Nach damaliger Art reisten wir in eigenem Wagen mit Extrapost von Aschaffenburg nach Wien, dazu brauchten wir 14 Tage, was nicht allein von der damaligen Langsamkeit überhaupt herrührte, sondern auch von dem Aufenthalt, den wir in einigen Städten unterwegs nahmen. Diese Reise von Aschaffenburg nach Wien, welche heutzutage nicht mehr der Rede werth ist, war für mich eine Kunst- und Forschungsreise. Nürnberg machte mir den Eindruck einer Geisterwelt; ich fühlte mich auf Schritt und Tritt von den deutschen Meistern früherer Jahrhunderte umgeben. Diese, wie deren Werke, hier zu schildern kann nicht meine Absicht sein.**)

---

*) Wenige Wochen darauf, am 6. August 1806, legte Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone nieder, und das deutsche Reich hatte nach tausendjährigem Bestande aufgehört.

**) Jenen, welche Nürnberg vorübergehend als Kunstfreunde besuchen, empfehle ich unter den vielen bis jetzt erschienenen Handbüchern das mit Abbildungen versehene meines verstorbenen Freundes Ralf von Retberg „Nürnbergs Kunstleben, in seinen „Denkmalen dargestellt, ein Führer für Einheimische und Fremde. „Stuttgart 1854.“ Im Vorwort spricht der Verfasser die trefflichen Worte aus: „Eine Kunstgeschichte ohne Bilder gleicht Noten ohne Musik, will man diese hören, so will man jene sehen.“

Unter manchen interessanten Bekanntschaften, welche ich damals an der Seite meines Vaters in Nürnberg machte, war es jene des geschickten Bildhauers und Broncegiessers Burgschmiet, bekannt durch das Standbild Albrecht Dürer's und vieles Andere. Er war gerade damit beschäftigt, das Wachsmodell für den Bronceguss herzustellen, welchen er für sein einstiges Grabdenkmal bestimmte, es zeigte in dem offenen Thor einer Burg einen Schmied am Ambos arbeitend als sprechendes Wappen. Als ich in späteren Jahren wieder auf den Johanniskirchhof kam, machte mir es einen traurigen Eindruck, daselbst auf dem grossen Stein, welcher die Gruft dieses Meisters deckte, jenes Bildwerk eingesetzt zu sehen.

Es freute meinen Vater sehr, als Herr von Holzschuher, ohne eine jede Veranlassung, in unserem Gasthaus, dem rothen Ross, erschien, um uns zur Besichtigung des berühmten Bildnisses seines Ahnherrn Hieronymus Holzschuher von Albrecht Dürer abzuholen. Dieses Meisterwerk, welches ich unter verschiedenen Verhältnissen später noch öfter sah, machte schon damals einen tiefen Eindruck auf mich.*)

Bei dem damaligen Kunsthändler Löchner in Nürnberg kaufte mir mein Vater schöne Holzschnitte und Kupferstiche von Albrecht Dürer, Heinrich Goltzius u. A., welche mich jetzt noch im Alter erfreuen.

---

*) Wie bekannt, befindet sich jetzt dieses Bildniss im alten Museum zu Berlin. Es war seiner Zeit von der Familie dem bayerischen Staate unter dem Ministerium Lutz zu einem entsprechend billigen Preise angeboten worden, man hatte aber dafür kein Geld.

Von da kamen wir unter Anderen nach Regensburg, wo mich so Vieles überraschte und erfreute, vor allem der herrliche Dom mit seinen Monumenten. Auf meinen Vater wirkte daselbst besonders das Grabdenkmal des Fürsten Primas Karl von Dalberg ergreifend, dem er im Leben so nahe gestanden hatte.

Dieses Denkmal besteht aus einem Basrelief in weissem Marmor von dem damals massgebenden Canova, darauf ein sitzender Genius, welcher die Thaten des Verewigten mit dem Griffel auf eine Tafel einschreibt, darüber stehen die letzten Worte des Fürsten: „Leben, leben, lieben, lieben!“ Dieses Monument stand damals an einem Pfeiler des Mittelschiffes, später bei der Wiederherstellung des Domes liess es König Ludwig I. in das Seitenschiff versetzen, weil es als ein Werk im Empirestil den Totaleindruck des gothischen Baues beeinträchtigte. In späterer Zeit besuchte ich diesen Dom noch eingehend an der Seite meines Freundes, des Oberbaurathes Joseph Denzinger, welcher die letzte Restauration des Domes in sehr gelungener Weise ausführte.

Auch die an Kunstwerken wie an historischen Erinnerungen so reiche Emmeramskirche nahm mich sehr in Anspruch. Unter den vielen Denkmalen daselbst erblickte ich schon in der Vorhalle jenes des berühmten bayerischen Geschichtsschreibers Johannes Thurmayr, († 1534) nach seinem Geburtsorte Abensberg Aventinus genannt, mit dessen Bildniss in Solenhofer Stein. In späteren Jahren liess ich es für einige Museen abformen.

Die St. Jakobs- oder Schottenkirche in Regensburg ist ein Unicum und gehört zu den merkwürdigsten

Bauwerken Deutschlands. Ich komme noch darauf zu sprechen.

Wir besuchten in Regensburg auch Herrn Krenner, einen reichen Mann, Kunstfreund, Sammler und Besitzer einer Wachsbleiche. Er zeigte uns mit grosser Freundlichkeit vieles Schöne und Merkwürdige, darunter viele werthvolle alte Oelgemälde. In seiner reichen Kupferstichsammlung sah ich zum erstenmal vollständig die Werke der Gebrüder Daniel, Hieronymus und Lambert Hopfer aus Augsburg. welche durch ihre Radir- und Aetzarbeiten auf Eisen einen so grossen Einfluss auf das Kunstgewerbe im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts ausübten. Später erwarb ich aus der Verlassenschaft des Herrn Krenner ein höchst interessantes kleines Portal mit Wappenschilden alter Patriciergeschlechter Regensburg's, es stammte aus der dortigen ehemaligen Minoritenkirche. Ich stellte es in dem Garten des Nationalmuseums auf.

Von Regensburg gelangten wir nach Augsburg und besuchten daselbst vor Allem die Gemälde-Gallerie in dem ehemaligen Katharinenkloster. Stets gedenke ich noch jenes ersten Eindrucks, welchen diese Gemäldesammlung auf mich machte, in welcher die Werke des älteren Hans Holbein und Hans Burgkmair's obenanstehen.

Unter dem vielen Schönen, was sich mir in Augsburg darbot, war es für mich in jungen Jahren von grossem Nutzen Baudenkmale der verschiedenen Perioden und Stilarten, wie zum Vergleich bestimmt, nahe beisammen zu sehen. Der Dom mit seinen Denkmalen, darunter jenes prachtvolle des kunstliebenden

und hochbegabten Bischofs Friedrich Graf von Hohenzollern († 1505), dann die St. Ulrichskirche, die Goldschmiedskapelle und noch so manche im früh- wie in spätgothischem, wie im Renaissance-Stil, dabei das pompöse Rathhaus mit seinem goldenen Saal und die übrigen Gebäude des Elias Holl im beginnenden Barockstile.

Als ich die Strassen Augsburgs durchwanderte und die vielen damals noch vorhandenen Ueberreste der Wandbemalungen fast aller Gebäude übersah, bekam ich besonders von der ornamentalen und dekorativen Kunst Augsburgs grosse Achtung. Die Bemalung des Hauses der Welser war damals fast noch ganz erhalten, sie stellte in mehreren Abtheilungen die Geschichte der Stadt dar, ein Werk des berühmten Hans Burgkmair des älteren, welcher so vieles für Kaiser Maximilian I. arbeitete. Wie kaum zu zweifeln, war auch Hans Burgkmair der jüngere dabei beschäftigt, welcher besonders für die Fugger bis in das Jahr 1553 thätig war. Diese Gemälde sind bereits bis auf die letzten Spuren verschwunden. Aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sah ich noch manche geniale Wandgemälde von Tobias Stimmer, welchen schon Rubens hochschätzte. Noch eine Reihe von Künstlern Augsburgs waren in dieser Richtung thätig, darunter Johann Georg Bergmüller, der auch vieles in Kupfer gestochen und radirt hat. Ein grosses Talent im Geiste seiner Zeit war Johann Evangelist Holzer. Zu allen dekorativen Arbeiten des 18. Jahrhunderts lieferte Johann Esaias Nilson, Direktor der Kunstschule in Augsburg, die reichhaltigsten Muster.

Von da kamen wir nach München, welches damals in allem, was zum bequemen Leben und der Gesundheit nöthig ist, noch auf einer sehr niederen Stufe stand; mit dem jetzigen München würde es keinen Vergleich aushalten. Die Bauten, welche König Ludwig I. aufführen liess, waren entweder nicht begonnen, oder noch im Entstehen begriffen. Der eine Theil der Gemäldegallerie befand sich in den oberen Räumen der Arkaden, der andere in dem Schloss zu Schleissheim. Damals war auch noch die Leuchtenbergische Gemäldesammlung in München. Die Herzog-Maxburg enthielt das Elfenbeinkabinet und viele andere Kunstschätze. Bei allem dem und vielem Andern, was die Kunst betraf, begleitete uns mit grosser Freundlichkeit der Kupferstecher und bis jetzt nicht ersetzte Kupferstichrestaurator Ludwig Albert von Montmorillon*).

Endlich gelangten wir nach Wien dem Ziel unserer Reise. Das Wiederzusammentreffen meines alten Vaters mit seinem noch älteren Bruder Peter von Hefner, war ein herzliches, dabei aber auch ein sehr schmerzliches. Mein Onkel war nämlich 10 Jahre vorher bei uns in Aschaffenburg auf Besuch und zwar mit seiner Gemahlin, einer geborenen Freiin von Tinti, seiner älteren Tochter Elisabeth und der jüngeren Josepha gewesen; leider waren unterdessen die Gemahlin, meine Tante, und die jüngere Tochter Josepha zu unserem grossen Schmerz gestorben. Elisabeth war mit dem k. k. Sectionsrath Ritter von Mitis verheirathet und bereits

*) Begründer der späteren Montmorillon'schen Kunsthandlung. Geboren zu Erlangen 1794, seit 1820 in München, gestorben den 30. April 1854 in Stuttgart.

Mutter von drei Kindern, zwei Söhnen Peter und Ferdinand und einer Tochter Xaverine, ausserdem waren noch zwei Stieftöchter Jenny und Lina da. Die ganze Familie war überaus freundlich gegen uns und bot alles auf, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Für mich ging daselbst eine neue Welt auf. Was die meisten jungen Leute in meinen Jahren vorzüglich ansprach, hatte wenig Reiz für mich. Dagegen war ich überglücklich in der Gemäldegallerie des Belvedere, in denen der Fürsten von Liechtenstein und Esterhazy, in der Sammlung des Erzherzogs Karl (jetzt Albertina) mit den herrlichsten Handzeichnungen und Kupferstichen, in der Schatzkammer, dem Antikenkabinet etc. Eine besondere Anziehungskraft hatte für mich die Ambraser-Sammlung, ebenso das damalige kaiserliche und bürgerliche Zeughaus. Letztere Anstalten boten mir noch ein bedeutendes Feld für mein künftiges Schaffen, denn die Waffenkunde mit dem Harnischwesen und noch so manchem dazu Gehörigen lagen damals sehr im Argen. Die Inspektoren jener Sammlungen erklärten noch das lächerlichste Zeug. Freiherr von Leber war der Erste, der versuchte, Licht in die Geschichte der Harnische zu bringen.*)

Der herrliche Stephansdom musste natürlich einen tiefen Eindruck auf mich machen; von dem Vielen, was mich im Innern desselben sehr in Anspruch nahm, erwähne ich nur das prachtvolle Grabdenkmal (Hoch-

*) Fr. von Leber. Wien's kaiserliches Zeughaus. Zum erstenmale aus historisch-kritischem Gesichtspunkte betrachtet, für Alterthumsfreunde und Waffenkenner beschrieben. 2 Theile. Leipzig 1846. 8°.

grab) des Kaisers Friedrich III. († 1493), ein Werk des vortrefflichen Meisters Anton Pilgram, der so wenig genannt wird und, wenn auch von weniger Kunstwerth, den Grabstein des Konrad Celtes, poeta laureatus, welcher mit Maximilian I. und Albrecht Dürer mehrfach in Berührung kam.*)

Die Kapuzinergruft berührte mich als jungen lebensfrohen Mann eigenthümlich; ringsum die Särge fürstlicher Persönlichkeiten, welche mir aus der Geschichte bekannt waren. Ich staunte daselbst über das Prachtmonument, welches die Kaiserin Maria Theresia für sich und ihren Gemahl Franz I. ganz in ihrem Sinne, bei Lebzeiten durch den genialen Meister Balthasar Moll in Bronceguss ausführen liess. Auf dem kolossalen Sarkophag mit reichem allegorischen Bildwerk, erscheint das Kaiserpaar in Lebensgrösse halb liegend, halb sitzend wie im Gespräche begriffen, eine Darstellung, welche das Herbe des Todes mildert.

Unter so manchem Schönen in der Umgebung Wien's gefiel mir sehr Schönbrunn mit dem Schloss, der grossartigen Gartenanlage und den vielen Erinnerungen an die späte Kaiserzeit.

Laxenburg, im Beginn unseres Jahrhunderts erbaut, einer Periode, welche fast durchaus einen romantischen, theatralischen Anflug hatte, als Ritterschloss mit Rittersaal, Waffenkammer, Trinkstube, Burgverliess etc. hergerichtet, hätte in meiner Kindheit wohl sicher einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, allein jene Zeit war für mich vorüber.

---

*) Siehe Mittheilungen des Wiener Alterthums-Vereins. XVII. Band. 1878.

Unter anderen Personen lernte ich auch den Custos der Gemäldegallerie, Sigmund von Perger kennen, welcher als geschickter Maler das Prachtwerk über die Gallerie herausgab. Ferner sah ich öfter Friedrich von Bartsch, den Vorstand des Kupferstichkabinets, den Nachfolger seines durch das Werk „Peintregraveur“ weltberühmten Vaters. Auch sah ich noch den Kaiser Franz II., seine Tochter Louise, die zweite Gemahlin Napoleon's I., deren Sohn den Herzog von Reichstadt und manche andere bedeutende Persönlichkeit, die bereits längst von der Erde verschwunden ist.

Von Wien aus besuchten wir unter Anderem die Abtei Mölk und Klosterneuburg, wo wir von den geistlichen Herren sehr freundlich aufgenommen wurden, und wo ich vieles von den noch vorhandenen Kunstschätzen sehen konnte.

Es kam nun die Zeit, in welcher mein Onkel jährlich den Sommeraufenthalt in Baden bei Wien bezog, auch wir verweilten daselbst während des Monats August. Mir zeigte sich daselbst wieder eine neue Welt, das grosse schöne Helenenthal, auf der einen Seite in Felsenhöhe die grosse Ruine des Schlosses Rauheneck, gegenüber die von Rauhenstein, dazwischen in dem breiten Thal der Palast des Erzherzogs Karl. Jene beiden Ruinen nahm ich von innen und von aussen genau auf.

Vetter Mitis geleitete mich nach Gutenstein in Niederösterreich, wo ich von der Schönheit und Grossartigkeit der Natur überrascht wurde. Die noch ziemlich erhaltene Schlossruine Gutenstein liegt auf

hohen steilen Felsenspitzen; ich erkletterte sie nicht ganz ohne Lebensgefahr, niemand folgte mir. Wie die früheren Bewohner hinaufkamen, blieb mir räthselhaft. Ich zeichnete, von Eulen und Fledermäusen in Wirklichkeit, von Burggeistern in der Phantasie umgeben, die inneren Räume der Burg. In der Umgebung dieses ehemaligen Bergschlosses liegt zwischen Bergen und Tannenwäldern ein bedeutendes Servitenkloster, was die Romantik der Gegend noch erhöhte.

In Baden wohnte als Badearzt Dr. Rollet, er war mit der Familie meines Onkels sehr befreundet, besass eine „technologische“ Sammlung; das Wort „kunstgewerblich“ kannte man damals kaum. Dieser freundliche Mann erfreute mich durch vieles Schöne. Er verehrte mir aus seiner Naturaliensammlung das Wiener Pfauenauge, einen Schmetterling, welcher nur in der Umgegend Wiens vorkommt.

Als wir in Baden beisammen waren, kam die Schreckensnachricht, die Cholera sei in Wien ausgebrochen. Mein Onkel wollte mit der Familie in Baden bleiben, aber sein Schwiegersohn Mitis bestand darauf, dass Alle nach Wien gehen, weil er dort dienstlich sein müsse und daselbst die Familie am besten überwachen könne. In Wien trennten wir uns in schweren Sorgen und Schmerz von dieser lieben Familie und reisten nach Aschaffenburg zurück. Nur wenige Tage nach unserer Ankunft erhielt mein Vater die Trauerbotschaft, dass mein Onkel und dessen Tochter, Frau von Mitis, an der Cholera gestorben seien. Unser aller Schmerz, besonders der meines alten Vaters war grenzenlos. Es kränkte ihn um so mehr, als mein

Onkel gegen seinen Willen nach Wien zurückreiste, wo die Cholera fürchterlich wüthete, während in Baden nicht ein Cholerafall vorkam.

Im Jahr 1832 reiste ich nach Darmstadt zu Dr. Franz Hubert Müller, dem dortigen Galleriedirektor, um bei demselben Unterricht zu nehmen. Er war ein gründlicher Zeichnungslehrer und wirkte ganz in jener Kunstrichtung, von welcher ich mich schon frühzeitig angezogen fühlte; er ist auch der Herausgeber des grossen Prachtwerkes über die Katharinenkirche zu Oppenheim und des, leider nicht vollendeten Werkes: „Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde“. Dieser verdienstvolle Mann hatte vier Söhne, von denen der älteste, Johannes, Professor der Physik an der Universität zu Freiburg war und sich als Verfasser eines bekannten physikalischen Handbuches, des „Müller - Pouillet“, einen wissenschaftlichen Ruf erworben hat; die drei anderen widmeten sich der Kunst, Konstantin wurde ein geschickter Kupferstecher. Andreas und besonders Karl waren hervorragende Künstler im religiösen Fach. Leider entriss mir der Tod diesen vortrefflichen Lehrer zu früh; er starb im Jahre 1835 *).

In demselben Jahre fuhr mein Vater mit mir nach Offenburg zum Besuch meiner Schwester und meines Schwagers, der Direktor des damaligen badischen Kinzigkreises war. Unter dem vielen Schönen, was ich daselbst in der Umgebung sah, sprach mich besonders

*) Siehe die vortreffliche Schrift „Carl Müller, sein Leben und künstlerisches Schaffen von Dr. Heinrich Finke. Köln 1896.“ Diese Schrift handelt auch von der ganzen Familie Müller.

die nahe gelegene Ruine des Schlosses Ortenberg an, sie war grossartig und malerisch, hatte einen gesprengten Thurm, ähnlich jenem auf dem Heidelberger Schlosse, und bot hohes Interesse für unsere vaterländische Geschichte. Auch dieses Schloss war ein Opfer der Scheusslichkeit Ludwigs XIV. Während in der Pfalz Mélac das Mordbrennerwesen betrieb, war es hier Créqui, welcher wie eine Bestie hauste.

Als ich im Jahr 1833 wieder nach Offenburg kam, nahm ich diese Burgruine mit möglichster Genauigkeit von zwei Seiten auf und führte sie in Aquarell aus; was jetzt für mich besonderen Werth hat, weil diese Ruine nicht mehr vorhanden ist. Ein Herr von Berkholz kaufte die Ruine, liess sie aber nicht wieder herstellen, sondern niederreissen, und an deren Stelle ein Schloss in moderner Gothik aufbauen.

Von da reisten wir nach Freiburg im Breisgau. Wenn ich auch später wieder dahin kam, so vergesse ich doch nicht den ersten Eindruck, welchen mir das dortige herrliche Münster machte. Daselbst manche Kunstschätze aufsuchend, kamen wir in die Werkstätte der Glasmaler Gebrüder Andreas und Lorenz Helmle. Ich staunte über ihre Geschicklichkeit und freute mich, diese edle Kunst, welche nach damaligen Begriffen eine verlorene war, wieder aufleben zu sehen; daselbst kaufte mir auch mein Vater zwei schöne Glasgemälde.

Dann kamen wir nach Strassburg. Wie das Münster, das grossartigste Werk, das ich bis dahin gesehen, auf mich wirkte, lässt sich nicht beschreiben!

Jetzt gehöre ich zu den sehr Wenigen, die noch mit Interesse die im Jahr 1870 in Flammen aufge-

gangene städtische Bibliothek besucht hatten. Diese nahm alle meine Sinne in Anspruch, den berühmten Codex der Herrad von Landsperg sah ich genau durch, und in späteren Jahren musste ich oft mit Bedauern an das Material denken, welches ich noch für meine Arbeiten daraus hätte gewinnen können. Es ist mir aber auffallend, dass ich bei den Klagen über den Verlust dieser Bibliothek fast nur von jenem Codex sprechen höre, während eine grosse Menge prachtvoller Pergamentmanuscripte mit Miniaturmalereien, Inkunabeln und anderer Druckwerken von unschätzbarem Werthe sich darunter befanden. Ja es war auch noch eine grosse Anzahl verschiedener Kunstwerke daselbst, welche eigentlich nicht in eine Bibliothek gehören, wie silberne Pokale, Werke von Bronce und Elfenbein, Schwerter aus dem 16. Jahrhundert, mit Silber eingelassen, Glasgemälde, darunter eines nach Martin de Vos, Kinderspiele darstellend, vor 1560, römische Ausgrabungen, von denen ich nur das berühmte Glas, fast freistehend, in einer Netzumgebung aus einer Masse geschliffen, hervorheben will. Das zweite gleiche Exemplar befindet sich in Berlin, das dritte, welches König Ludwig I. erworben hat, in München. Es hätte alles leicht gerettet werden können, denn es waren feuerfeste Gewölbe vorhanden, darin aber waren, wie man mir sagte, die elenden Möbel des Bürgermeisters geborgen, die auf diese Weise gerettet wurden.*)

*) Grosses Lob verdienen, ganz im Gegensatz zu den Bibliothekbeamten, die Archivbeamten, welche mit Lebensgefahr die ihnen anvertrauten Schätze in die Keller schafften und sie so vom Untergang retteten.

Damals bestand noch das Gebäude „Aubette“ am Kleberplatz, welches ebenfalls im Jahre 1870 in Flammen aufging. In demselben befand sich eine nicht grosse Gemäldesammlung, meistens Werke aus der Schule und in der klassischen Richtung des Jacques Louis David, welche ich noch hätte verschmerzen können; allein es war daselbst eine ganze Reihenfolge vortrefflicher Glasgemälde aus dem 17. Jahrhundert aufgestellt, gleich den allerbesten schweizer Glasgemälden aus dem 16. Jahrhundert, auf welchen der Name Lorenz Link stand; von diesem vortrefflichen Meister hatte ich damals nie etwas gelesen oder gehört*). Erst später fand ich in Hermann Meyer's Buche: Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen vom XV. bis XVII. Jahrhundert. Frauenfeld 1884, Seite 259/60, dass Lorenz Lingk (Lingg) zu Strassburg im Jahre 1582 geboren wurde; sein Vater war der aus Zürich stammende Glasmaler Bartholomäus Lingk, der am 8. Mai 1582 in Strassburg das Bürgerrecht erworben hatte. Die unwiederbringlich verlorenen Glasgemälde enthielten Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente und aus der Geschichte verschiedener Heiligen; sie stammten aus der Karthause Molsheim im Elsass.

*) Auch Wilhelm Füssli bedauert in seinem Buche: Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein. Zürich und Winterthur 1842, Bd. I, Seite 487, dass er über diesen Künstler weder in Füssli, Nagler noch Gessert Aufschluss gefunden habe. Er erwähnt übrigens dort noch einen Leonhard Link, den es nicht gegeben hat.

VIII. Beginn und Fortsetzung meiner Berufsthätigkeit.

Schon lange vorher sah mein Vater, dass ich das mit weniger Lust betrieb, was man damals allein Brotstudium nannte, und mehr Freude am Kunststudium hatte. Das erfüllte ihn mit Sorgen; er sagte oft: „Du weisst, dass mich Dein Streben freut und ich Antheil daran nehme, aber bedenke, dass dieses keine Stelle im Staate bietet, und Dein Vermögen leicht ein Raub des Unglückes werden kann." Anders konnte damals ein kluger und wohlwollender Vater nicht sprechen. Da er erkannte, dass sich mein Interesse nicht nur der Kunst und deren Geschichte, sondern auch insbesondere dem Kunsthandwerke zuwandte, ging er schon längst damit um, mir einen Wirkungskreis zu verschaffen, in welchem ich Kunst mit materiellem Nutzen vereinen könnte, und er war deshalb einem Vorschlag leicht zugänglich, nach welchem ich Mitbesitzer einer Porzellanfabrik nahe bei Aschaffenburg wurde. Ich erhielt dabei die Leitung alles dessen, was in das Kunstfach einschlug, vorzüglich die Kupferstecherei zum Ueberdruck und Einbrennen von Ornamenten und bildlichen Darstellungen jeder Art. Ich hatte dabei zwei Kupferstecher an meiner Seite, Charles Regnier aus Metz, welcher grosse Geschicklichkeit in Führung des Grabstichels besass, und Johann Klipphan, der in früher Jugend durch mich den Zeichenunterricht erhalten hatte und besonders im Radiren und Aetzen sehr geschickt wurde. In späteren Jahren haben beide ihre Geschicklichkeit allein meinen selb-

ständigen Werken zugewendet und sich dabei als Stecher und Radirer Namen und Anerkennung erworben. Ich betrieb dieses Fach, welches sich zwischen Kunst und Handwerk bewegte, mit Lust, besonders da ich dabei auch mein Sammeln und Studiren in der Kunst fortsetzen konnte.

Um diese Zeit war Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein Minister des Innern in Bayern, ein Mann von grossem Talent und vielseitigem Wissen, er war begeistert für Bildung des Volkes, Hebung der Gewerbe und der Landwirthschaft; dadurch angeregt gründete er in Bayern die Gewerbeschulen. Da er sich aber in seinen idealen Bestrebungen öfter überstürzte und zu wenig Finanzmann war, hatte er das Loos so vieler grosser Männer: das gemeine Volk und besonders seine Neider hoben stets seine Schwächen hervor, um seine Verdienste herunterzusetzen.

Dieser Minister machte im Jahr 1833 eine Rundreise durch Bayern, bei welcher er seine Aufmerksamkeit besonders den Fabriken und Lehranstalten zuwendete. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch mich kennen. Ich hatte gerade die Radirung einer Kupferplatte mit einem Triumphzug des Bacchus nach Annibale Caracci ausgeführt und einige Zeichnungen für die Kupferstecher entworfen, woran der Fürst grosses Wohlgefallen fand. Er besichtigte die Fabrik, in welcher ich arbeitete, genau und sprach sich ausführlich darüber aus, dass Kunst und Handwerk nicht geschiedene Dinge bleiben dürfen, dass an Kunst und Wissenschaft auch das Volk und das praktische Leben seinen Antheil haben müsste u. s. w. Ideen, die zwar nicht

ganz neu, allein damals bei uns so gut wie zu Grabe getragen waren. Da der Fürst mir ganz aus der Seele sprach, so fiel es ihm leicht, mich für seine Sache zu begeistern, und da ich sah, dass er mit seinen Plänen verlassen dastand, ja von der gelehrten Welt oft Hohn und Spott erfuhr, und daher auch über keine Mittel zu verfügen hatte, so liess ich mich bewegen, an der im August 1833 eröffneten Gewerbeschule, den Zeichnungsunterricht selbst und zwar unentgeltlich zu leiten, eine Liebhaberei, welche Keiner mit mir theilen wollte.

Um diese Zeit nahm Wallerstein einen Akt vor, welcher mit dem Obigen nichts zu thun hatte, er entsetzte zu meinem und allgemeinem Bedauern, den Professor Aschenbrenner, bei dem ich am Lyceum Philosophie gehört hatte, ohne Weiteres seines Amtes. Die Leichtgläubigkeit des Fürsten und böse Einflüsterungen mögen wohl die Ursache gewesen sein.

Von da an versah ich den Zeichnungsunterricht an der neu gegründeten Gewerbeschule, jetzt Realschule, nach der Methode, welche schon in den zwanziger Jahren von Berlin ausgehend unter dem Namen „die Schmittische“ und später mit Verbesserungen als Dupuis'sche, von Paris her, bekannt wurde. Das Wesentlichste derselben bestand darin, dass mit der Linie beginnend, aufsteigend bis zu komplicirten Formen direkt nach der Natur gezeichnet, und dann erst, wenn ein Naturkörper richtig gesehen und aufgefasst war, die Erklärung der Regeln, besonders jene der Perspektive, angeschlossen wurde. Da es oft an Vorbedingungen fehlte, ging der Fortschritt natürlich nicht immer schnell, doch verlor ich die Geduld nicht,

denn ich dachte oft: „Durch Lehren lernen wir.“ Weil meine ganze Sache auf das Selbstsehen und Selbstdenken angewiesen war, so hatte es für mich auch ein psychologisches Interesse, denn ich sah, wie manche Jungen, welche man für dumm hielt, das Gegentheil waren, wenn es zum Selbstsehen und Selbstdenken kam, und dass dagegen solche, welche für gescheit galten, indem sie nur an das Auswendiglernen gewöhnt waren, sich öfter als nicht hervorragende Geister erwiesen.

Was ich lehrte, war die freie Handzeichnung mit ihrem Zugehör, während an meiner Seite der schon genannte Professor Louis das Bau- und Linearzeichnen lehrte.

Im Jahr 1835 gegen Oktober erging der Befehl vom Ministerium, dass sich alle Rektoren der Gewerbeschulen des ganzen Königreichs, mit Jenen, welche den Zeichenunterricht ertheilten, nach München begeben und daselbst Proben dessen ausstellen sollten, was bis dahin im Zeichnen geleistet wurde.

Von Aschaffenburg aus reiste ich mit Rektor Kittel und Professor Louis nach München. Daselbst erschienen wir, zu einer bestimmten Stunde, circa 60 an der Zahl, im Ministerium. Wir standen in einem Kreise, in dessen Mitte der Herr Minister, der uns eine eingehende Rede über den Werth des Zeichenunterrichtes hielt. In dieser wies er nach, wie viel in älterer Zeit geleistet wurde, als noch Kunst und Handwerk eins waren, welch’ grosser Schaden für unser Vaterland entstanden, als die Ansicht geltend ward, dass Wissenschaft, Kunst und Handwerk von einander geschiedene Sachen seien u. s. w.

Ich muss gestehen, dass von da an bis zur neueren Zeit in dieser Richtung nichts erdacht oder geschrieben wurde, was Wallerstein damals, wenigstens dem Wesen nach, nicht schon berührt hätte.

In diesem Kreise zeichnete der Fürst besonders Professor Heideloff und mich aus. Mir trug er insbesondere auf dass ich vor meiner Abreise noch allein zu ihm kommen möge.

Nach jener grossartigen Audienz gingen wir alle zur Ausstellung der Zeichnungen der Gewerbeschüler, wo die Lehrer schriftlich ihre Lehrpläne vorgelegt hatten. Der anwesende Geheimrath von Klenze sprach sein Urtheil darüber aus. Meine Lehrmethode erhob er mit Lob.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Minister auch eine kleine Ausstellung von gewerblichen und kunstgewerblichen Erzeugnissen veranstaltet und dabei erklärt, wie nützlich es für den Fortschritt sei, wenn solche Ausstellungen sich öfter wiederholten und vergrösserten. Auch dieses beweist, dass der Fürst vieles voraussah und richtig erkannte.

Spott und Hohn musste er erdulden, als er auf dem Lande die Obstbäume, den Viehstand u. s. w. zählen liess; und jetzt ist es in der Statistik von grosser Wichtigkeit.

Wir alle verweilten 14 Tage in München, da Vorkehrungen getroffen waren, dass uns nach Möglichkeit das Wichtigste von dem gezeigt wurde, was auf Schule, Fabriken, Mechanik u. s. w. Bezug hatte, wobei wir abwechselnd von dem Oberbaurath Pauli und Professor Heindel begleitet wurden. Mich interessirte

natürlich das am meisten, was direkt auf alte und neue Kunst Bezug hatte; auch in dieser Hinsicht kam ich nicht zu kurz und lernte Manches kennen, was mir nützlich war. Es waren damals die Bauten, welche König Ludwig I. aufführen liess, im Entstehen; wir stiegen auf die Gerüste. sahen die Pläne u. s. w., Dinge, welche jetzt allbekannt sind. Wir wurden unter Anderem in das Hof- und Nationaltheater geführt, um die Einrichtungen daselbst kennen zu lernen. An einem Abend führte man den Verschwender von Raimund auf, wobei Raimund selbst, als Gast, die Rolle des Valentin spielte; in den Zwischenakten gingen wir auf die Bühne, wo es uns Spass machte, wie Raimund die Statisten wegen ihrer Dummheit in seinem Wiener Dialekt herunterzankte.

Der Tag unserer Abreise nahte. Ich ging in das Ministerium, ersuchte den Diener, mich anzumelden, der würdigte mich indess keines Blickes und sagte: „Es kann nicht sein." Ich dachte: „O du Flegel", wusste aber, wie man ihm beikommen konnte. Des andern Tages kam ich wieder, aber die Thüre des Herrn Ministers war bereits dicht mit schon Angemeldeten umstellt; ich drückte dem höflichen Diener einen Kronenthaler in die Hand; nach einer Minute schaute er aus der Thüre des Herrn Ministers und hiess mich eintreten; es entstand ein allgemeines Murren. Einige beriefen sich auf die Worte des Herrn Ministers; der Bengel sagte: „Der Herr Minister sagt gar viel, was er zuletzt sagt, das gilt!" und zog mich an der Hand, andere Herren auf die Seite stossend, hinein.

Bei dem Herrn Minister verweilte ich eine volle Stunde, er sprach mit Ausführlichkeit, dass die Kunst für die allgemeine Bildung der Menschheit, und zwar auf allen Stufen des Lebens, von hoher Wichtigkeit sei; dass das allgemeine Geschichtsstudium ohne jenes der Kunstgeschichte, immer eine mangelhafte Seite behalten werde; dass die jetzt neu gegründeten Gewerbeschulen für das gewöhnliche bürgerliche und gewerbliche Leben ausreichen, aber auch zugleich für die höheren polytechnischen Anstalten, welche bei uns bis jetzt noch sehr mangelhaft seien, eine entsprechende Grundlage bilden müssten. Daraus hervorgehend würden noch ausser den Museen für Kunstwerke auf der höchsten Stufe, auch Museen für Industrie und Kunstgewerbe entstehen, aber alle diese Museen müssten nicht nur als Aufbewahrungsorte für Kostbarkeiten und Seltenheiten, oder als Schaubuden, sondern als Lehranstalten verwaltet werden. Auch sprach er viel mit grosser Sachkenntniss über den Stand der Künste und Gewerbe im Mittelalter im Vergleich zu jenem in unseren Tagen.

Der Fürst begleitete mich bis ins Vorzimmer unter Händedruck und Segenswünschen, was den so lange Harrenden natürlich nicht gefallen konnte.

Von München zurückgekehrt, arbeitete ich mit Eifer für die Gewerbeschule, die Fabrik und meine Kunstsammlungen, und machte manche kleinere Reisen zum Zweck meiner Arbeiten.

Nach jedem Jahresabschlusse war eine Ausstellung der Gewerbeschülerarbeiten, und ich erhielt dabei stets von der Regierung ein grosses Anerkennungs-

schreiben, auf Anderes rechnete ich nicht. Im Jahr 1836 bekam ich das Dekret als k. Professor der Zeichnungskunde. Vier Jahre darauf wurde ich auch von der Universität Giessen zum Doctor philosophiae ernannt; dass mich dies als noch jungen Mann freute, ist wohl natürlich, doch fühlte ich mich oft tief beschämt, wenn ich auf das Wenige zurückblickte, was ich bis dahin geleistet hatte.

König Ludwig I. verweilte eine Reihe von Jahren hindurch jeden Sommer in Aschaffenburg, sein treuer Begleiter war der schon erwähnte Freiherr Heinrich von der Tann, der vieles Interesse für mein Treiben hatte und den König veranlasste, meinen Vater und nach dessen Ableben auch mich öfter zu besuchen.

Auch die Königin Therese, wie die königlichen Prinzen und Prinzessinnen beehrten mich einige Male mit ihrer Gegenwart in meiner Wohnung.

IX. Meine Frau und deren Familie.

Im Jahre 1837 den 8. August vermählte ich mich mit Elise Pauli, der zweiten Tochter des königlich bayerischen Geheimen Rathes Anton Pauli. Sie hatte mir alles geboten, was ich in meiner Jugend nur von einer vortrefflichen Frau und einer glücklichen Ehe träumen konnte. Ich lebte mit ihr 50 Jahre weniger 2 Monate in glücklicher Ehe und kann nur sagen, ihr Besitz war das grösste Glück, und ihr Verlust das grösste Unglück und der grösste Schmerz meines Lebens.

Wie ich Eingangs dieser Zeilen der Beziehungen meines Vaters zu den letzten Kurfürsten von Mainz gedachte, so will ich auch hier der Verwandten meiner Frau gedenken.

Es waren zwei Brüder Pauli, sie stammten aus einer angesehenen bürgerlichen Familie in Mainz, erlangten viele Ehrenämter und siedelten, wie mein Vater, mit dem letzten Kurfürsten nach Aschaffenburg über. Der Vater meiner Frau wurde von diesem und noch mehr von dessen Nachfolger, dem Fürsten Primas Karl von Dalberg, zuerst als Hofrath, dann als Geheimer Rath in vielen Dingen und besonders in Finanzangelegenheiten zu Rath gezogen. Die Mutter meiner Frau war eine geborene Freiin Philippine von Hagen, von mütterlicher Seite die Nichte des vorletzten Kurfürsten von Mainz Emrich Joseph, aus der Familie der Freiherren von Breidbach-Bürresheim. Der Onkel meiner Frau, Staatsrath von Pauli, war ein vielseitig gebildeter Mann, dem Karl von Dalberg die oberste Leitung des Schulwesens in Aschaffenburg und später im Grossherzogthum Frankfurt übertragen und den er schon als Rector magnificus der Universität bezeichnet hatte, welche er in Aschaffenburg zu gründen gedachte. Pauli war Leibarzt des letzten Kurfürsten Friedrich Karl; da ihn Dalberg nicht als solchen annahm, entstand das Gerücht, als sei er bei dem hohen Herrn in Ungnade gefallen. Darauf hat das eigenhändige Schreiben Dalbergs Bezug, welches ich noch besitze und als Charakterbild hier wiedergebe:

„Geheimderath pauli ist einer meiner besten Freunde; auch habe ich ihm den Gegenstand anver-

traut, der mir am meisten am Herzen liegt: Die Geistes Bildung der hiesigen Jugend.

Meinem freund Pauli eröfne ich hiermit in Freundschaft 1 mo., dass Dr. Knod mein Arzt und Lorum (?) mein Wund-Arzt hier sind.

2 do., dass ich mit ihm ausser diesen dahier in meinem Leben von meiner Gesundheit nie sprechen werde.

Feyerlich erkläre ich hiermit: dass ich den G. R. pauli für einen grosen Arzt halte; der Geist, Wissenschaft, Rechtschaffenheit mit der Weissheit des Hypocrates vereinigt: Medicus non nisi vocatus. Denen guten Aschaffenburgern bin ich von Herzen ergeben. Sollte meine unabänderliche Entschlüssung zu schiefem Urtheil Anlass geben? dann erkläre ich: dass wer meinen Freund pauli beleidigt? der beleidigt mich — und Carl von Dalberg lässt sich das Recht nicht nehmen, das jedem Bürger und Landmann zustehet: Seinen Arzt und Wundarzt selbst zu wählen.

Ich bin mit groser Hochachtung
des Hr. Geheimde Rath Pauli
aufrichtiger Freund
Von Herzen Carl.

Aschaffenburg 17. april 1809.“

Als Pauli in seinen letzten Jahren viel an Gicht litt, besuchten ihn fast täglich seine besten Freunde, Döllinger, der später so berühmte Gelehrte, und der schon erwähnte Professor der Philosophie Aschenbrenner.

X. Beginn meiner Werke.

Im Jahre 1839 kam Joseph Maria von Radowitz, damals kgl. preussischer Militärbevollmächtigter am Bundestag zu Frankfurt a. M., nach Aschaffenburg, um sich dem König Ludwig I. vorzustellen. Sein Sohn ist der jetzige deutsche Botschafter in Madrid. Jener besass ein vielseitiges Wissen und war für Kunst und Geschichtsstudium sehr begeistert. Heinrich von der Tann führte ihn zu mir. Er fand grosses Wohlgefallen an meinem Schaffen und Sammeln und sprach zu mir ein Wort zur rechten Zeit und am rechten Orte, indem er sagte, dass ihn mein ganzes Wirken sehr freue, jedoch, wenn ich etwas schaffen wolle, was Bedürfniss der Zeit sei und eine Zukunft habe, wäre es ein Werk über die Trachten des Mittelalters, aber nur direkt nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen und Kunstwerken jeder Art, welche noch nicht veröffentiicht seien. Es würde dadurch nicht nur Werth für die Geschichte des Kostüms, sondern auch für das Kunst- und Geschichtsstudium im Allgemeinen erhalten und sich weit von den bisherigen Trachtenbüchern unterscheiden, die nur für Theater, Maskeraden etc. berechnet seien.

Diese Gedanken waren mir wohl einleuchtend, jedoch musste ich besorgen, dass meine Kräfte zu einem solchen Unternehmen nicht ausreichen würden, und dass ein solches Werk, das in Lieferungen mehrere Jahre hindurch erscheine, und wofür der Verleger einen hohen Preis fordern müsse, wohl geringen Absatz finden werde u. s. w. Radowitz suchte mir diese Bedenken zu beseitigen und sagte unter Anderem, ich

hätte die Vorbedingungen zu einem solchen Werke schon erfüllt, dieselben beständen in Liebe zu dem Fache, in Fleiss, Geschicklichkeit im Zeichnen und Ausdauer, ich dürfte meine Kräfte nur nicht zersplittern u. s. f.

In Frankfurt hatte ich schon manche Freunde und Bekannte im Fache der Kunst und fand durch Radowitz deren noch mehr, mit welchen ich mich berathen konnte. Da ich auf meinen Namen und meine Kräfte allein wenig Vertrauen hatte, ersuchte ich Männer wie Graf Pocci, Philipp Veit, Eduard Steinle, Friedrich Hoffstadt, Krieg von Hochfelden u. A. ihre Namen als Mitwirkende auf den Titel zu setzen, doch waren dieselben durch ihren Beruf zu sehr in Anspruch genommen, auch lag ihnen dieses Gebiet, das bisher wohl als eine schöne Liebhaberei, aber nicht als ein ernstes Fachstudium betrachtet wurde, zu ferne, sie sahen daher nicht ungern ihre Namen nach den ersten Lieferungen auf dem Titel verschwinden; sie hatten auch den Zweck erreicht, mir durch ihre Namen den Weg zu bahnen. Daher war ich bald genöthigt, mich auf meine eigenen Kräfte zu verlassen.

Schon bald nach den ersten Berathungen hatte ich den Prospekt, Proben des Textes und der Abbildungen angefertigt. Es handelte sich nun um einen Verleger; als der beste in Deutschland wurde mir Artaria in Mannheim empfohlen; ich reiste zu ihm und legte ihm die Sache vor, er erkannte alles als vortrefflich und nannte es ein wahres Bedürfniss der Zeit etc., aber leider müsse er mir aus Erfahrung sagen, dass ein solches Werk zu hohem Preis, in Lie-

ferungen 10 Jahre hindurch erscheinend, nur von England ausgehen dürfe, und ein deutscher Verleger es nicht übernehmen könne, wenn ich nicht statt meines deutschen Namens einen englischen darauf setze und es durch einen deutschen Verleger von England ausgehen lasse: erst wenn eine Reihe von Lieferungen erschienen seien, und das Werk Beifall gefunden habe, dann könne ich mit meinem deutschen Namen hervortreten. Das Ausland habe auf ein deutsches Werk dieser Art kein Vertrauen, und am allerwenigsten der Deutsche selbst. Diese bittere Wahrheit, für welche ich danken musste, machte mir einen Eindruck, als hätte man mir ins Gesicht geschlagen, weil ich ein guter Deutscher bin. Ich erklärte, dass ich nie meinen deutschen Namen verleugnen würde, und ersuchte Artaria, mir eine Persönlichkeit zu nennen, bei welcher ich mir noch Rath erholen könnte, er nannte mir seinen Kollegen Heinrich Hoff in Mannheim. Diesem legte ich meinen Plan vor, nach kurzem Ueberlegen sagte er: „Ich will Ihr Verleger sein; wenn Sie für deutsche Ehre arbeiten, so will ich es auch thun!"

Das Werk war berechnet auf drei starke Grossquartbände, welche in Lieferungen erscheinen sollten, mit deutschem und französischem Text, Abbildungen in Kupferstich, einer aus freier Hand kolorirten Prachtausgabe zu dem Preis von 600 Gulden, und einer unkolorirten, mit Beschreibung der Farben im Texte, zu 60 Gulden; zur Vollendung des Ganzen waren 10 Jahre berechnet. Ich nenne hier Geld und Zeit nur um zu zeigen, welche Schwierigkeiten der Arbeit entgegen standen.

Schon am 20. Mai 1840, an meinem 29. Geburtstag, unterzeichneten wir, d. h. Hoff und ich, den Vertrag, und zugleich erschienen die drei ersten Lieferungen miteinander.

Dieses Werk unter dem Titel: „Trachten des christlichen Mittelalters, nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen“, nahm von da an seinen geregelten Fortgang und fand gute Aufnahme, jedoch nicht ohne grosse Mühen und Sorgen von meiner, wie von des Verlegers Seite. Die sehr sparsame Hülfe, welche ich Anfangs bei Künstlern und Gelehrten fand, wurde immer geringer, und ich hatte bald das Gefühl, als sei mir der Boden unter den Füssen hinweggezogen. Das Material, das ich zu meinem Zwecke nöthig hatte, musste ich meistens in der Ferne suchen, weshalb ich oft auf Reisen sein musste, und doch durfte auch die Arbeit zu Hause für Verleger, Kupferstecher, Koloristen Drucker u. s. w. nicht ins Stocken gerathen. Natürlich musste ich auch meine Thätigkeit und Betheiligung an der Fabrik wie an der Gewerbeschule aufgeben.

Die mannigfachen Erfindungen, welche mir das Reisen und meine Arbeit überhaupt erleichtert hätten, kannte man damals noch nicht.

Im Jahr 1840, als die ersten Lieferungen dieses meines ersten Werkes vom Stapel liefen, besuchte ich in Konstanz meine Schwester, deren Gemahl Regierungsdirektor daselbst war. Dieses alte Costniz, mit seinen Denkmalen und historischen Erinnerungen, bot mir für mein Denken und Schaffen unschätzbares Material. Die Münsterkirche daselbst nahm mich zuerst in Anspruch. In der anstossenden St. Mauritiuskapelle

zeichnete ich die Figuren der Ritter, die als Wächter einer Nachbildung des heiligen Grabes, aus dem 13. Jahrhundert stammend, dort aufgestellt sind.*) Ebenso in der damit verbundenen Margarethakapelle das Bildniss Wilhelms I., Markgrafen von Baden, † 1473, in voller Rüstung, das sich als Wandgemälde über dem prachtvollen Grabdenkmal Otto III., Markgrafen von Hochberg, Bischofs von Konstanz, † 1434, befindet.**)

Ausser dem noch so vielen Merkwürdigen daselbst sah ich auch in dem ehemaligen Kapitelsaal des Münsters die unschätzbare Privatsammlung von Vincent. Sie bestand vorzüglich aus den prachtvollsten schweizer Glasgemälden des 16. Jahrhunderts, leider wurde sie im Jahre 1883 durch Versteigerung in alle Weltgegenden zerstreut und ist für uns in Deutschland für immer verloren.

Das Rathhaus von Konstanz war mir schon als Bau von Interesse, aber noch viel mehr durch seinen Inhalt an wichtigen Urkunden, darunter in erster Linie das weltberühmte Tagebuch, welches Ulrich von Richental (Reichenthal) über das Concilium in Konstanz 1414 führte; es ist zwar mit rohen, aber für Zeit und Sitte klar sprechenden kolorirten Federzeichnungen versehen***). Ich kopirte mehreres daraus für meine Ver-

*) Vergl. zweite Auflage meines Werkes: Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften etc. Band II. Frankfurt a. M. 1881. Tafel 122/3.

**) Ebenda. Bd. V. Frankfurt a. M. 1884. Tafel 296.

***) Im Jahre 1869 in photographischer Nachbildung durch den Hofphotographen Wolf in Konstanz herausgegeben, auch sind die Holzschnitte der 1483 und 1536 in Augsburg erschienenen Beschreibungen des Konstanzer Concils nach diesen Handzeichnungen gefertigt.

öffentlichungen. Der damalige Bürgermeister Hüetlin hatte die Güte, die für mich wichtigsten Stellen der Handschrift mit diplomatischer Genauigkeit selbst abzuschreiben. Jetzt befindet sich dieses geschichtliche Kleinod in dem städtischen Museum, genannt „in dem Rosgarten."

Ein Mann von besonderer Bedeutung war um diese Zeit in Konstanz Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg, ehemaliger Bisthumsverweser von Konstanz, berühmt durch seine grosse schriftstellerische Thätigkeit, durch sein Streben, eine nationale deutsche Kirche zu gründen, und durch seine Kunstliebe. Seine Bibliothek und Kunstsammlung waren mir von grossem Interesse. Wessenberg war mit dem bereits mehrfach genannten Fürst Primas Karl von Dalberg sehr befreundet und war von diesem im Jahre 1814 zu seinem Koadjutor im Bisthum Konstanz berufen worden, er erhielt aber von der römischen Kurie nicht die Bestätigung. Als er nach Dalberg's Tode von dem Domkapitel zum Bisthumsverweser gewählt wurde, verwarf der Papst auch diese Wahl. Nichts destoweniger wurde er von dem Grossherzog von Baden in der Ausübung seines Amtes geschützt, bis er es im Jahre 1827 durch die Gründung der rheinischen Kirchenprovinz verlor, wodurch das Bisthum Konstanz aufgelöst wurde.

Die berühmte Malerin Maria Ellenrieder zu Konstanz war mit meiner Schwester sehr befreundet. Gerade um diese Zeit wurde sie als berühmte Constanzerin erwählt, an einem neuen Dampfschiff auf dem Bodensee die Taufe zu vollziehen, welches den Namen

Constanzia erhielt. Auch lernte ich dort den geschickten Glasmaler Dr. Stanz aus Bern kennen.

Nachdem mir Konstanz so Vieles von Wichtigkeit geboten hatte, folgte ich der Einladung des Freiherrn Joseph von Lassberg und verweilte bei demselben auf seinem schönen alten Schlosse zu Meersburg am Ufer des Bodensees 8 Tage als Gast. Lassberg stand damals in seinem 70. Lebensjahr; er war durch die Herausgabe verschiedener altdeutscher Lieder, darunter die des Nibelungenliedes, nach den in seinem Besitze befindlichen Original-Handschriften, sowie durch seine historischen Kenntnisse sehr bekannt. Seine Gemahlin war die Nichte des Freiherrn Clemens August von Droste zu Vischering, Erzbischofs von Köln, der um jene Zeit durch seinen Streit mit der preussischen Regierung viel von sich reden machte. Lassberg's zwei Töchterchen, Zwillingsschwestern, waren damals 7 Jahre alt.

Der Umgang mit Lassberg bot mir manche werthvolle Belehrung. Ausser vielen mittelalterlichen Kunstwerken besass er eine höchst werthvolle Bibliothek, in welcher ich Studien machte und Kopien anfertigte. Von den vielen Pergamentmanuscripten mit Miniaturgemälden erwähne ich nur das französische Minnegedicht „Les voeux du Paon", da dieses ganz besonderen Werth für die Geschichte der Sitten, Waffen, Trachten etc. vom Beginne bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts besitzt.*)

*) Vergl. die zweite Auflage meines Werkes: Trachten. und Geräthschaften etc. Bd. III. Frankfurt a. M. 1882. Tafel 167.

Zu derselben Zeit war auch Professor Beauté, der frühere Hofmeister des jungen Louis Napoleon, als Gast bei Lassberg. Es war am 29. August, dem Geburtstage des Grossherzogs Leopold von Baden, da sassen wir im Kreise der Familie an der Tafel in dem Saale des runden Thurms, von wo aus man den Bodensee nach verschiedenen Richtungen überblickte; dem hohen Feste zu Ehren wurde auf den Schiffen kanonirt.

Kurze Zeit vorher hatte Louis Napoleon seinen zweiten Erhebungsversuch in Boulogne ausgeführt und befand sich damals in Folge dessen in Gefangenschaft. Bekanntlich war er nach seinem ersten verunglückten Versuche in Strassburg (1836) nach Amerika geschafft worden, von wo er aber nach wenigen Monaten auf die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter nach Europa zurückkehrte. Der zweite Versuch in Boulogne trug ihm lebenslängliche Haft in der Citadelle Ham ein, aus der er am 25. Mai 1846 entwich.

Dieses Ereigniss gab dem alten Hofmeister vielen Stoff zur Erzählung; er sagte unter Anderem: „Napoleon ist talentvoll, muthwillig und gutmüthig; ich habe ihn sehr lieb gewonnen. Leider hat er die fixe Idee, er sei von der Vorsehung berufen, Kaiser von Frankreich zu werden, wovon er nicht abzubringen ist, und darüber wird er sicher zu Grunde gehen, denn es kann ja gewiss kein vernünftiger Mensch glauben, dass er jemals Kaiser von Frankreich wird. Er thut mir sehr leid.“ —

Von Meersburg aus machte ich einen Abstecher auf das Schloss Heiligenberg; dasselbe war früher eine

grossartige Abtei und damals im Besitze des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, bei welchem ich sehr gute Aufnahme fand. Ich lernte auch dessen Kammerherrn Pfaff von Pfaffenhof und den Hofmaler L. Frank kennen. Man zeigte mir den ehemaligen Kapitelssaal, jetzt Ahnensaal des Fürsten, derselbe gehört zu dem Prachtvollsten, was ich in der Art gesehen hatte. Der Plafond zeigt in den Architekturformen der Renaissance schwebende Genien mit Blumenguirlanden in reicher Phantasie. Unter den lebensgrossen Ahnenbildnissen an den Wänden sprach mich besonders jenes des kriegerischen Grafen Wilhelm von Fürstenberg, † 1549, an. Als der Fürst erfuhr, dass ich dasselbe gerne für mein Werk kopiren möchte, liess er mir es durch den genannten Hofmaler Frank in Aquarell vortrefflich herstellen.*) Ich kehrte nach Meersburg zurück, verabschiedete mich bei Lassberg, dem ich viel zu danken hatte und von welchem ich später noch manche interessante Schreiben erhielt.

Ehe ich den Bodensee verliess; besuchte ich das reizend gelegene Ueberlingen, dessen schöne Kirche, das prachtvolle Rathhaus mit seinem wunderbaren Saal im gothischen Stil mit Tafelwerk, Ornamenten, Figuren und Wappen in Lindenholz geschnitten mir ungemein gefielen. In baulicher Hinsicht bietet Ueberlingen noch gar manches Interessante. In einem späteren Jahr durchsuchte ich mit meinem Freund Ferdinand von Quast diesen schönen Ort gründlich, ebenso noch andere Orte in der Umgebung von Konstanz, darunter das nahe-

*) Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften etc. 2. Aufl. Bd. VIII. Frankfurt a. M. 1887. Tafel 552.

liegende Kreuzlingen mit seiner alten Klosterkirche, darin die reichhaltige Darstellung des Leidens Christi in ungefähr 400 freistehenden in Holz geschnitzten Figuren, aus dem 17. Jahrhundert stammend.*)

Von den vielen Reisen, die ich unternehmen musste, um historische Denkmale, welche bis dahin unbekannt geblieben waren, aufzunehmen, muss ich jene nach Aachen erwähnen, weil sie mir besonderen Nutzen brachte. Es war daselbst Arthur Martin aus Paris eingetroffen, ein Geistlicher, geschickter Zeichner und Kunstforscher, bekannt durch sein mit Charles Cahier herausgegebenes Werk: „Mélanges d'archéologie, d'histoire et de littérature". Er hatte schon einige Tage in der Schatzkammer des Münsters Aufnahmen gemacht, bei denen stets der Schatzmeister und französische Prediger Weidenhaupt zugegen sein musste. Dieser war in Folge dessen sehr erschöpft und hielt deswegen die Schatzkammer für andere Menschen verschlossen; Stadtbaumeister Ark, an den ich mich wandte, war empört darüber, dass man mir als Deutschen das versagte, was man einem Ausländer gestattete, doch fiel es ihm nicht schwer, mir den Zutritt zu verschaffen. Der Schatzmeister hatte nun auch noch Geduld für mich, und an Martin fand ich einen sehr freundlichen Mann, von dem ich Manches lernte. Dazu kam noch, dass gerade zu derselben Zeit Ferdinand von Quast von Berlin eintraf, der in

*) Siehe die Veröffentlichung unter dem Titel „Passionswerk, genannt der Oelberg in der Pfarrkirche zu Kreuzlingen bei Konstanz. 30 photographische Aufnahmen in 30 grossformat Blättern von Hermann Wolf, Hofphotograph in Konstanz. 1895.

seiner neuen Stelle als Conservator der Kunstdenkmale und Alterthümer Preussens seine erste Dienstreise machte. Ich konnte daselbst nicht nur für meine Zwecke werthvolle Zeichnungen anfertigen, sondern auch an der Seite dieser beiden Männer das ganze Münster genau untersuchen.

Ein Theil der Säulenschafte, welche Karl der Grosse aus Ravenna hatte bringen lassen, standen noch in Kisten verpackt da, nachdem sie Napoleon I. nach Paris geschleppt und die Alliirten sie wieder zurückgeholt hatten. Wir fanden auch noch die dazugehörigen Sockel. Von besonderem Interesse für mich war der von Friedrich Barbarossa gestiftete kolossale Kronleuchter mit emaillirtem Bildwerk, das Missale Otto III., die heidnischen Kunstschätze, in Cameen und Elfenbeinarbeiten bestehend, welche Karl der Grosse als christlichen Kirchenschmuck verwendete. Vergebens suchten wir aber nach der Gruft, in welcher Karl der Grosse einbalsamirt in vollem Ornate beigesetzt worden sein soll.

Quast reiste von da mit mir in gleichem Interesse nach Köln, wo ich kurz vorher schon war. Ich traf daselbst wieder den Dombaumeister, Regierungsrath Zwirner. Eingehend untersuchten wir daselbst den Dom und verglichen damit die noch vorhandenen Original-Baupläne. Mit Quast kam ich auch noch öfter bei mehreren Gelegenheiten zusammen, er blieb mir bis an sein Ende ein wohlwollender Freund; bei vielen Gelegenheiten wiederholte er mir die Worte: „Sie sollten dieselbe Stelle in Bayern haben, welche ich jetzt in Preussen besitze, denn Sie haben schon alle Eigenschaften dazu.“ —

Günstige Recensionen haben nicht immer einen Werth, es kommt darauf an, von wem sie ausgehen und unter welchen Umständen sie geschrieben werden. Die zwei ersten jedoch, welche über meine Arbeit erschienen, mussten mich den Umständen nach überraschen und erfreuen. Es war jene von Franz Kugler, dem Manne von so bedeutendem Ansehen in der Kunstwelt, welchem ich damals persönlich noch ganz unbekannt war, im Stuttgarter Kunstblatt 1843 Nr. 78 und 79. Er setzte darin den Zweck und vielseitigen Nutzen meines Werkes gründlich auseinander, lobte meine Arbeit über die Massen, deren Mängel wohl niemand besser kannte als ich selbst, und schloss mit dem Wunsche, „dass es nicht wie so manch' schönes deutsches Unternehmen als unvollendeter Torso abbrechen werde." Kugler sah noch, dass es nicht so kam. Wie sehr hätte es mich gefreut, wenn er noch erlebt hätte, dass dieses Werk später noch eine zweite und grössere Auflage erhielt, welche auch vollendet wurde.

Eine zweite Kritik oder vielmehr eine ausführliche Abhandlung über mein Werk ging zu meiner grossen Ueberraschung von England aus, d. h. von der britischen archäologischen Gesellschaft in „The Archaeological Journal 1845". Hier war meine Arbeit viel mehr, als sie es verdiente, gelobt, während ich besorgen musste, dass sie gerade von da aus in Schatten gestellt werde. Es ist darin gleich Anfangs gesagt, dass ich an der Spitze vieler, in Europa zerstreuter Künstler und Gelehrter ein Werk geschaffen habe, welches alles in dieser Richtung bisher erschienene übertrifft, („a work superior in interest and artistic character to any which have hitherto appeared on the subject of costume").

Das machte einen eigenen Eindruck auf mich, da doch die ganze Last fast allein auf meinen schwachen Schultern ruhte. Auch ist dabei gesagt, dass man durch meine Arbeit viele historische Denkmale kennen gelernt habe, wie sie bis jetzt in England unbekannt waren. Um dieses durch Beispiele nachzuweisen, sind in dieser Zeitschrift drei Ritter und ein Kaiser auf Seite 215, 217 bis 219 in guten Holzschnitten aus meinem Werke nachgebildet.

Jene beiden ersten Kritiken mussten mich um so mehr freuen, als dabei ein jeder Verdacht einer persönlichen Rücksicht ausgeschlossen war, denn die Verfasser derselben kannten damals weder mich noch meinen Verleger. Es folgten darauf über dieses, wie über meine andern Werke, welche 50 Jahre hindurch erschienen, noch viele und stets günstige Recensionen. Den Verfassern derselben danke ich allen und will unter ihnen nur diejenigen nennen, die nicht mehr unter den Lebenden weilen, nämlich: Geheimen Rath von Sotzmann, Wilhelm von Lübke, August von Heyden, Arthur Pabst.

Nachdem jenes erste Werk einen guten Fortgang genommen hatte, erkannte ich, dass es sehr nützlich sei, wenn ausser diesem, das die nächste Umgebung des Menschen, d. h. Trachten, Waffen, Schmuck etc. behandelt, noch ein zweites nebenher erscheine, welches einen Schritt weiter gehe und auch die fernere Umgebung des Menschen, als Utensilien jeder Art, zum täglichen Gebrauch wie zum Luxus, in verschiedenen Jahrhunderten, treu wiedergebe. Es erhielt den Titel: „Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und

der Renaissance.“ Meine Zeit und Kräfte, wie jene meines Verlegers, waren aber durch das erste Werk, welches noch im Erscheinen begriffen war, so sehr in Anspruch genommen, dass ich mich um einen andern Verleger und um einen Mitarbeiter umsehen musste. Ersteren fand ich in Heinrich Keller zu Frankfurt a. M., den letzteren in Karl Becker, welcher zwar Alterthumskenner, aber nicht selbst Zeichner war. Er liess mir durch geschickte Künstler von den alten Originalen Zeichnungen herstellen, wobei der grössere Theil der Arbeit auf mir ruhen blieb.

Im Jahre 1846 machte ich durch Antiquar Leo Kronacher in Bamberg eine für mich und mein Schaffen unschätzbare Erwerbung. Sie bestand in einem Theil der prachtvollen Pergament-Malereien, welche Herzog Albrecht V. von Bayern und seine Gemahlin Anna von Oesterreich durch den überaus geschickten Maler Hans Mielich (Müelich) nach ihren durch künstlerische Ausführung wie durch ihren Werth an Gold und Edelsteinen Staunen erregenden Kleinodien herstellen liessen. Diese Abbildungen in Gold und Farbenpracht waren wohl, dem Bibliothekzeichen nach, als Geschenk in den Besitz der Kurfürstin Magdalena Sibylla von Sachsen († 1659), der zweiten Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg I. übergegangen und geriethen dann auf unerklärte Weise in rohe Hände, welche sie schändlich misshandelten, bis sie in den Besitz Kronacher's gelangten. Dieser sandte sie an König Ludwig I. nach München, der König schickte sie zur Begutachtung an die Herren der Staatsbibliothek, dieselben sagten, diese Dinge haben keinen

wissenschaftlichen Werth und solche Malereien haben wir genug; das war mein Glück. Als ich dem König im Jahre 1847 zu Aschaffenburg in meinem Hause diese Kunstwerke vorlegte, betrachtete die Majestät sie mit grossem Interesse und bedauerte, dass man diese Dinge früher so wenig geschätzt habe. Tags darauf liess er mir durch den Kabinetsrath von Schilcher sagen, ich solle ja nicht glauben, dass er beabsichtigt habe, mich direkt oder indirekt zu bewegen, diese Dinge wieder abzugeben, indem sie ja jetzt in der besten Hand seien, und er wünsche, dass ich diese Kunstwerke gleich meinen andern Arbeiten veröffentliche. Dazu kam ich aber erst im Jahre 1890 indem ich vorher andere Arbeiten vollenden musste.*)

XI. Das Jahr 1848.

Als meine beiden ersten Werke noch lange nicht vollendet waren, kam das für Kunst und Wissenschaft so traurige Jahr 1848; ich war sehr entmuthigt und hatte nur schwache Hoffnung auf bessere Zeiten. Ich besuchte oft das Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt und folgte den Verhandlungen mit Aufmerksamkeit, dabei lernte ich alle Mitglieder, theils nur vom Sehen, theils durch näheren Umgang kennen.

*) Deutsche Goldschmiedearbeiten des sechzehnten Jahrhunderts von Dr. J. H. von Hefner-Alteneck. Mit 30 Tafeln in Farbendruck. Frankfurt a. M. 1890. Fol. —. Siehe auch: Zimmermann, Max Gg. Die bildenden Künste am Hofe Herzog Albrecht's V. von Bayern. Strassburg 1895. 8°. Seite 86/87.

unter ihnen mehrere, deren Namen längst der Geschichte angehören z. B. den alten „Vater Jahn“. Noch lange darnach waren Gombart, Robert Mohl und Lasaulx, Mitglieder unserer „zwanglosen Gesellschaft“ in München. Der geistreiche und witzige ehemalige Minister Dr. J. H. Detmold besuchte mich öfter in Aschaffenburg. Fallmerayer war noch mit mir Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und mit Professor Sepp verkehrte ich später vielfach in München. Zur Zeit des Barrikadenkampfes und der grauenhaften Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals Auerswald war ich nicht in Frankfurt; diese Ereignisse sind zureichend bekannt. Was Lichnowsky betrifft, so hatte mein Freund Eduard von der Launitz, der Schöpfer des Frankfurter Gutenberg-Denkmals, von der Herzogin von Sagan den Auftrag erhalten, eine Todtenmaske von ihm anzufertigen, von der ich auch Baron von Fechenbach auf seinen Wunsch hin ein Exemplar besorgte.

Da meine Werke ruhten, gedachte ich nur meinen beiden Kupferstechern und den Koloristen Arbeit und Unterhalt zu verschaffen. Dem kam Folgendes zu Statten. Schon vorher hatte ich mir ein Stamm- oder Erinnerungsbuch angelegt. Die Wappen und Attribute malte ich selbst nach Art der Alten und bat Freunde, wie Persönlichkeiten, welche mir wohlwollend waren, um ihre Unterschrift. Dieses gefiel dem mir befreundeten Baron Friedrich Karl von Fechenbach-Laudenbach sehr, dadurch angeregt, ersuchte er mich, die Herstellung eines Geschlechtsbuches seiner Familie, welche aus dem 12. Jahrhundert stammt, zu besorgen, was auch zu Stande kam. Die Zeichnungen zu dem

Ganzen entwarf ich, und durch die Ausführung konnte ich in jener misslichen Zeit meinen Leuten Verdienst verschaffen. Es erschienen darin alle Wappen der Fechenbach, ursprünglich „Vechinbach", männlicher wie weiblicher Seite, dabei, so weit als thunlich, die Bildnisse, Grabdenkmale, Burgen, Schlösser und Biographien, alle Blätter mit entsprechenden Randverzierungen in chronologischer Reihenfolge, so weit als möglich in Stil und Charakter der betreffenden Perioden, vom romanischen Stil bis in die Verkommenheit des „Empire".

Dieser starke Folioband mit 500 Tafeln, in Aquarell ausgeführt, hat nicht nur für die betreffende Familie, sondern auch für die Geschichte im Allgemeinen einen Werth. Baron Fechenbach folgte der Arbeit, welche fast zwei Jahre in Anspruch nahm, mit grossem Interesse, öfter auch mit Ungeduld, denn solche Herren wissen selten, wie viel Zeit eine solche Arbeit verlangt. Mit dem Jahre 1850 war das Ganze als Unicum vollendet; der edle Stifter dieses Familiendenkmals hatte sich noch der Vollendung dessen erfreut, als zu meiner grossen Betrübniss die Nachricht seines Ablebens von Wien eintraf. Dieses Familien-Buch befindet sich jetzt im Besitze seines Sohnes Karl auf dem Schloss Laudenbach am Main.

Im Jahre 1849 war ich einige Tage auf dem Schlosse Mainberg bei Schweinfurt*) als Gast des Fabrikanten Wilhelm Sattler und seiner Frau Katharina

*) Vergl. (Sattler, Wilhelm) Das alte Schloss Mainberg bei Schweinfurt und seine früheren Bewohner. Mit 12 Tafeln Abbildungen. O. O. 1836. 8°.

geb. Geiger, die mir nicht nur während meines Aufenthaltes die Kunstschätze ihres Besitzes für meine Zwecke auf's freundlichste zur Verfügung stellten,**) sondern auch noch nachher mir bereitwilligst Mittheilungen zukommen liessen. Dieses alte Schloss war ehemals Eigenthum der Grafen, später Fürsten von Henneberg, gelangte 1542 durch Kauf an Würzburg; Anfangs des 19. Jahrhunderts kam es an Bayern und war dem gänzlichen Verfall nahe, als es im Jahre 1822 von dem Kaufmann Wilhelm Sattler aus Schweinfurt erworben wurde, der es, soweit als möglich, stilgerecht herstellen liess. Besonders sehenswerth war die Schlosskapelle. Ausserdem fand ich daselbst vieles Merkwürdige an Kunst- und Alterthumsgegenständen, u. A. Waffenstücke aus verschiedenen Zeiten und über 100 Stück alte Trinkgefässe in den mannigfaltigsten Formen.

Zu manchem interessanten Andenken, welche ich von dieser verdienstvollen Familie besitze, gehört eine kunstvolle Broncemedaille, welche die Kinder und Enkel zur goldenen Hochzeit dem Jubelpaare widmeten, dieselbe ist vom Graveur Staudigl.

Auf dem Avers ist das Bildniss des Ehepaares mit der Inschrift: Wilhelm Sattler, geb. 13. Mai 1784, Cath. Sattler, geb. Geiger, geb. 4. Februar 1789.

Auf dem Revers das Schloss Mainberg mit der Umschrift:

Zur goldenen Hochzeit von 15 Kindern und 25 Enkeln. Mainberg d. 14. Febr. 1859.

**) Siehe: Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften. 2. Auflage, Bd. II. Frankfurt 1881. Tafel 106 u. 121 und Bd. V. Frankfurt 1884. Tafel 329.

Ehe ich über diese Jahre der Unruhe hinweggehe, muss ich erwähnen, dass schon vorher im Jahre 1846 mein guter Vater im 90. Lebensjahre zu meinem namenlosen Schmerz starb; auch er war ein Mann in hohem Grade vom Glück begünstigt, dabei aber auch von schweren Schlägen des Schicksals heimgesucht. Abgesehen von dem oben schon Erwähnten, verlor er noch in seinem hohen Alter seine beiden, längst verheiratheten, Töchter; ich war noch sein einziger Sohn; es gereichte mir zu einigem Trost, dass ihm noch seine Schwiegertochter, seine drei Enkel (meine Söhnchen) wie auch der glückliche Fortgang meiner Arbeiten Freude machten.

XII. Die Burg Tannenberg.

Noch in dem Jahre 1849 beabsichtigte S. K. H. der Grossherzog Ludwig von Hessen auf dem Tannenberg bei Jugenheim in der Bergstrasse eine Gartenanlage als Ruhepunkt für seine Gemahlin Mathilde von Bayern anzulegen. Man hatte von da aus eine prachtvolle Aussicht. An dieser Stelle stand bis in das Jahr 1399 die Tannenburg. Mauertrümmer derselben ragten noch aus dem Schutt hervor, welche längst mit hohen Eichen und Tannen überwachsen waren. Bei dem Hinwegräumen des Schuttes fand man, theils noch erhalten, theils in Trümmern, über 1000 Utensilien, mit welchen die Burg ausgestattet war, als Handwerkzeug, Hacken, Beile, Meisel, Schaufeln, Schlösser, Schlüssel, Leuchter, Lampen, Feuerstahle, Messer, Scheren, Schnallen, Pfannen, Kessel, zwei

steinerne Handmühlen, Läufe von Handbüchsen, Lanzen- und Pfeilspitzen, Pferdegebisse, Trensen, Sporen, Steigbügel, Schwerter, Dolche, Harnischtheile, Helme, Handschuhe, Gürtelbeschläge, Spangen mit Nietnägel, welche den Brustharnisch bildeten, Kettenhemden in Rostklumpen. Ferner eine grosse Anzahl gebrannter Thonarbeiten, als Fussbodenplatten mit Ornamenten, Ofenkacheln in maurisch-gothischem Stil; Töpfe und Krüge waren theilweise noch mit Früchten gefüllt, als Waizen, Korn, Aepfeln, Birnen, Nüssen etc., wenn auch verkohlt, so doch noch erkenntlich. Merkwürdigerweise waren die Töpfe und Krüge, erhalten oder in Scherben, der Form nach genau wie jene der römischen Töpfereien.

Als ein seltener Glücksfall ist es zu betrachten, dass die auf die Burg Bezug habenden Urkunden sich in den Archiven von Darmstadt, Heidelberg und München vorfanden. Das Aufsuchen und Zusammenstellen derselben wie die Bearbeitung des geschichtlichen Theils übertrug der hohe Herr dem fleissigen, sehr erfahrenen Dr. J. W. Wolf, und ich wurde zur Untersuchung, Erklärung, Abbildung und Beschreibung der Ausgrabungen berufen.

Es war tief im Winter; den Zeitumständen nicht trauend, säumte ich nicht und eilte nach dem Tannenberg, um mich vor einer Besprechung mit der Königlichen Hoheit von der Sache zu informiren. Die Eisenbahn ging bis in die Nähe, aber von da musste ich bei grosser Kälte noch eine halbe Stunde, fast bis an die Knie im Schnee auf den Tannenberg wandern. Die Trümmer der Burg nahm ich, wenn auch mit

fast erstarrten Fingern, auf. Die Fundstücke selbst waren bereits zum grössten Theil in das nahe Alexanderschlösschen, Eigenthum des Kaisers von Russland, gebracht, wo ich sie vorderhand überschaute. Nachdem der Grossherzog sich mit mir über den Plan der Sache huldvoll und mit grosser Rücksicht besprochen hatte, wurde das Werk als Monographie unter folgendem Titel in Angriff genommen:

„Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. Im Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs von Hessen und bei Rhein von Dr. J. H. von Hefner und Dr. J. W. Wolf. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Keller 1850. 4°."

Nach Feststellung von Plan und Titel begab ich mich sogleich wieder auf das Alexanderschlösschen und nahm einen Theil der Gegenstände in Originalgrösse auf; als dies der Grossherzog erfuhr, gab er den Auftrag, dass alles mir noch Nöthige verpackt und nach Aschaffenburg geschickt werde.

Meine Arbeit bestand, ausser dem Text über die Ausgrabungen, in 10 Kupfertafeln mit 160 Abbildungen der wichtigsten Funde, einer elften mit Abbildungen verschiedener Monumente des 14. Jahrhunderts, um auch bildlich klar nachzuweisen, in welchem Zusammenhang jene Funde auf dem Tannenberg mit dem menschlichen Leben standen und zu welchen Zwecken sie dienten, und einer zwölften Tafel mit Darstellung der Burgruine in ihrem jetzigen Zustande und dem Grundplane der ganzen Burg. Die Geschichte jener Burg eingehend zu erzählen, würde hier zu weit führen; das Wesentlichste davon besteht in Folgendem:

Es war unter der erbärmlichen Regierung des Kaisers Wenzel 1378—1400, als das Faustrecht im höchsten Flor stand. Die Ritter von Cronenberg (Cronberg) machten von mehreren Burgen aus die Gegend unsicher. Der Besitzer von Tannenberg war Hartmud von Cronenberg. Um dem Unwesen ein Ende zu machen, traten die Erzbischöfe von Mainz und Trier und der Pfalzgraf Rupprecht mit dem wetterauischen Bunde zusammen. Der erste Sturm auf Tannenberg erfolgte am 1. Juli 1399, der Kampf wurde von beiden Seiten mit grösster Erbitterung geführt; es kamen dabei alle Geschützgattungen, welche uns aus dem 14. Jahrhundert bekannt sind, in Anwendung: Die grosse „Steinbusse" der Stadt Mainz, die Riesen-Steinbüchse von Frankfurt, von 20 Pferden gezogen, kleinere Kanonen mit Steinkugeln, Handbüchsen, dabei die grössten Schleudermaschinen von Worms und Speier, Handbogen, Armbrüste, Fussbogen genannt. Nach 20tägigem Kampfe wurde die Burg eingenommen und mit Wuth zerstört. Der Bergfried wurde mit Pulver gesprengt, unter dessen Trümmern, wie unter jenen der eingerissenen Mauern und dem Brandschutte, blieben jene vielen Gegenstände, welche nicht mehr hinweggeschafft werden konnten, vergraben. Von den 56 Reisigen, welche die Burg vertheidigten, waren noch 48 am Leben, und unter diesen nur 5 unverwundet.

XIII. Die königliche Familie.

Als das Werk, oder vielmehr die Monographie, über Tannenberg durch den Buchhandel verbreitet wurde, erschien der Grossherzog mit seiner Gemahlin in meinem Hause zu Aschaffenburg und überreichte mir das Ritterkreuz I. Klasse seines Hausordens Philipps des Grossmüthigen, die erste Auszeichnung der Art, welche mir zu theil wurde. Kurze Zeit nachher erschien daselbst auch König Ludwig I. Die hohen Herrschaften besichtigten mit grosser Theilnahme die Vorarbeiten zu meinen anderen Werken.

Bald darauf theilte ich dem Grossherzog, welcher sich noch in Aschaffenburg aufhielt, mit, dass in der Kirche zu Babenhausen, zwischen Aschaffenburg und Darmstadt auf hessischem Gebiete, sich werthvolle Grabsteine der Grafen von Hanau befinden, welche bis tief in das 15. Jahrhundert zurückgehen, und dass, wie nicht zu zweifeln, eine Familiengruft daselbst vorhanden sei. Ich erbat mir die Erlaubniss, sie öffnen und untersuchen zu dürfen. Der hohe Herr gestattete nicht nur dies, sondern erklärte auch, dass ihn die Sache sehr interessire und er selbst dabei erscheinen wolle.

Ich begab mich mit V. Hofmann, Lehrer des Modellirens an der Gewerbeschule in Aschaffenburg, nach Babenhausen, nahm daselbst zwei Arbeiter und liess die Gruft öffnen. Eine Treppe führte hinab zu einer mit Eisen beschlagenen Thüre von Eichenholz, welche bei der Berührung in Staub zerfiel. Vor uns zur Linken lag auf einem aufgemauertem Postament

ein Skelett und in demselben viele kleine Goldlitzen zerstreut, der Holzsarg und alles andere war längst in Staub zerfallen. Zur Rechten stand auf gleichem Postamente ein kolossaler, reich ornamentirter Zinnsarg, dessen Verlöthung ich aufsägen und den Deckel heben liess. Es fand sich darin nichts mehr von einer Leiche, als zwei kleine Knochensplitter und ein schönes Frauenkleid nebst Mieder von gelbem Seidenstoff mit Goldfäden durchwirkt und durchaus mit Silberborten besetzt. Das Mieder hatte einen Stehkragen, auf den Schultern erhöhte Wulste und war mit kleinen zierlichen, mit Gold übersponnenen Knöpfchen besetzt. Dabei fanden sich schwarzseidene Strümpfe, während in der Gegend des Halses zwei Schnüre von schwarzer Seide lagen, an denen die Perlen, welche niemals der Verwesung trotzen, bis auf kaum erkennbare Spuren verschwunden waren. Hier überzeugte ich mich zum erstenmal, dass in hermetisch verschlossenen Metallsärgen sich die Leichen, sogar deren Gebeine, auflösten, während da, wo die Luft noch einigermassen Zugang fand, sich wenigstens die Gebeine erhielten. Seidenstoffe widerstanden der Auflösung am längsten.

Graf Johann Philipp von Hanau-Lichtenberg, geboren 1626, gestorben 1669, liess diese Gruft für sich und seine Gemahlin Susanna Margaretha, geborene Prinzessin von Anhalt-Dessau, geboren 1610, gestorben 1663, herrichten. Da dieser Graf als der letzte seines Stammes, sechs Jahre nach seiner Gemahlin, starb, lässt es sich erklären, dass er keinen zinnenen Sarg mehr erhielt.

Nun kam auch der Grossherzog an, ich begleitete ihn in die Gruft, welche mit Kerzen beleuchtet wurde, und er fand alles interessant, aber unheimlich. Das Kleid liess ich heraufbringen, es gefiel ihm. Ich schlug vor, es in das Museum zu Darmstadt zu bringen, wo schon andere alte merkwürdige Kostümstücke seien; der hohe Herr meinte aber, da es aus dem Grabe komme, so solle man es wieder hinein legen. Der Grossherzog merkte aber, dass mir mein, für Alterthum begeistertes, Herz wehe thue, er sagte deshalb: „Schneiden Sie sich ein Stück als Andenken herunter!" Aus Bescheidenheit, oder vielmehr aus Dummheit, nahm ich nur ein kleines Stückchen davon.

Hernach führte ich den hohen Herrn in den Hof des Pfarrhauses und zeigte ihm, wie daselbst der mit gothischem Masswerk gezierte obere Theil des Taufsteins, aus der Kirche entfernt, als Gänsetrog benutzt sei, er sprach „das schicke sich freilich nicht, wenn gleichwohl früher auch manches Gänschen darin getauft wurde", und erklärte, den Taufstein wieder herstellen und an seinen früheren Ort setzen zu lassen, wobei er fragte, ob ich die fehlenden Untertheile als Schablone für den Steinmetz zeichnen wolle, was ich auch bald besorgte. Darauf sagte der Grossherzog: „Auch ich will Ihnen jetzt etwas Merkwürdiges zeigen", und führte mich an das Schloss, welches früher die Grafen von Hanau bewohnten, und damals ein Militärgefängniss war. Den Eingang bildet ein Thurm, über dessen Thor befindet sich ein wunderliches Bildwerk von Stein aus dem 16. Jahrhundert, fast freistehend; eine Frauengestalt mit nichts weiter bekleidet als mit Schuhen

und einem kleinen Barett mit Feder, an einem Vorsprung über ihr befinden sich zwei Ringe, an diesen hält sie sich mit den Händen schwebend in sitzender Stellung über einem Stühlchen mit Stacheln, kann sie sich nicht mehr in der Höhe erhalten, so muss sie sich in die Stacheln setzen, d. h., wenn sie nicht von Stein wäre. Der hohe Herr fragte mich nach der Bedeutung dieser sonderbaren Darstellung. Ich sagte, dass ich nichts anderes glauben könne, als, es sei das Zeichen des ehemaligen Folterthurms, sowie man auch vor den kleinsten Städtchen Galgen und Rad als Zeichen der Macht über Leben und Tod als Abschreckungsmittel gesehen habe. Diese Erklärung genügte dem Grossherzog; seinem Wunsche gemäss fertigte ich eine Zeichnung danach.

Um jene Zeit war auch König Otto von Griechenland in Aschaffenburg. Nachdem ich in einer Audienz huldvolle Aufnahme bei ihm gefunden hatte, erlaubte ich mir eine Bitte, die in Folgendem bestand.

Im Jahre 1841 waren nämlich in einer Cisterne der Veste Chalkis auf der Insel Euboea (Negroponte) gegen 100 Helme nebst verschiedenen Waffenstücken aus dem 14. Jahrhundert gefunden worden, die in dem Schlosse zu Athen aufbewahrt wurden. Als in den vierziger Jahren mein Schwager Karl von Mayenfisch in Athen war, zeichnete er einige dieser Helme nur flüchtig ab. Ich erlaubte mir daher die Frage, ob die Majestät nicht etwa im Stande und gewillet sei, einige jener Helme, welche für die Geschichte der späteren Kreuzzüge von besonderem Werthe seien, nach Bayern senden zu lassen, wo sie in den „Vereinigten Samm-

lungen" zu München aufgestellt werden könnten. Der König erklärte, dass jene Stücke nicht sein, sondern Eigenthum der Stadt Athen seien, er versprach jedoch mit grosser Freundlichkeit, dass er sein Möglichstes in der Sache thun werde. Daraus wurde aber nichts, wie es bei den damaligen Wirren in Griechenland nicht anders zu erwarten war; doch reute mich es nicht, diese Bitte gestellt zu haben, indem ich dabei die Art und das freundliche Wesen des Königs kennen lernte. —

Es war um jene Zeit die ganze königliche Familie in Aschaffenburg. Die Kasino-Gesellschaft daselbst veranstaltete zu Ehren derselben am 21. September 1850 einen Festball, und ich wurde ersucht, die Dekorirung des Ballsaales zu besorgen, was ich auch an der Seite des Vorstandes, Herrn von Axthelm, ausführte. Da bei einer solchen Dekorirung die bayerischen, hessischen und griechischen Landesfarben und Wappen in Anwendung kamen, fühle ich mich veranlasst, an dieser Stelle eine Mittheilung zu machen, welche vielleicht für Heraldiker nicht ohne Interesse ist. Als vorher König Ludwig I. die Beflaggung der Stadt besichtigte und fand, dass bei einem Theil der Fahnen weiss oben und blau unten war, sprach er in ärgerlichem Tone: „Es ist doch arg, dass die Leute ihre Landesfarben nicht kennen, blau oben und weiss unten ist Bayern, umgekehrt, ist Griechenland." *)

*) Da aber dennoch diese Verwechselungen bis zur Zeit unseres Königs Ludwig II. vorkamen, so wollte derselbe Klarheit haben, und seine Frage wurde beantwortet: „Bayern hat weiss oben, blau unten." Ich wurde auch befragt, allein zu spät. So

Nun kehre ich wieder zu dem Balle zurück: die Herrschaften schienen vergnügt und waren nach allen Richtungen hin sehr freundlich. König Otto liess meine Frau zur Française engagiren.

Als ich 28 Jahre später als Direktor des bayerischen National-Museums dasselbe Pracht-Nationalkostüm, welches König Otto bei jener Française in der heitersten Stimmung getragen hatte, neben den Kostümen seines Grossvaters Maximilian Joseph I., seines Vaters Ludwig I. und seines Bruders Max II. in Glasbehältern aufstellte, überfiel mich ein Gefühl tiefster Wehmuth, indem ich ein sprechendes Bild menschlicher Pracht und Herrlichkeit, wie menschlicher Vergänglichkeit vor Augen hatte.

Ich komme nun wieder zu meinen Arbeiten nach dem Jahre 1849. Wie gesagt, war mir der Muth gesunken. Mein Verleger Heinrich Hoff hatte sich in den politischen Strudel begeben und musste nach Amerika flüchten; sein ganzer Verlag und Besitz kam in Concurs. Ehe er sein Vaterland auf immer verliess, sprach er zu seinem Bruder in Mannheim und seinem Schwager Hofmann, Buchhändler in Stuttgart: „Für mich ist alles verloren; was

---

haben wir jetzt die Farbe in den Flaggen gleich mit Griechenland und zwar gegen jede heraldische Regel. Eine jede Landesfarbe erscheint oben. Gelb und Weiss d. h. Gold und Silber wird nicht als Farbe gerechnet, sondern als Metall, die Waffe bezeichnend. Daher auch in den heraldischen Helmdecken die Farbe oben (aussen), Gold oder Silber aber unten (innen) ist. Die Ausnahmen davon, die wohl aus besonderen Gründen bestehen, wie die päpstlichen Farben weiss und gelb, die genannten griechischen etc. verhalten sich wie 1 zu 200.

meine Autoren betrifft, so haben sie schon durch mich gewonnen, wenn sie auch jetzt verlieren; nur für einen wäre mir es leid, das ist Hefner, denn er hat aus Liebe zur Sache und nicht des Geldes wegen gearbeitet. Wäre das Unglück nicht über mich gekommen, so hätte er meinem Geschäfte Glück und Ehre gebracht. Thuet das Möglichste, dass sein Werk in gute Hände kommt, welche es zum glücklichen Abschluss bringen."

Hoch muss ich das anschlagen, denn selten wird ein Mann so sprechen, wenn für seine Person alles verloren ist.

Hoff's beide Verwandte haben sich auch der Sache treulich angenommen. Verlagsrecht und Vorräthe kamen in Frankfurt zur Versteigerung, und ich hatte grosse Sorge, dass das Werk in Besitz von Antiquaren komme, welche es als unvollendet in den Handel bringen würden. Zum Glück erhielt es Heinrich Keller, welcher schon länger mein zweites Werk „Kunstwerke und Geräthschaften" im Verlag hatte. Dadurch kamen nun wieder meine Werke in Gang.

XIV. Reise nach Berlin und Aufenthalt daselbst.

Um für die Fortsetzung meiner Arbeiten Material zu suchen und Studien zu machen, reiste ich im Oktober 1850 nach Berlin. Ich gedachte nur einen Monat daselbst zu bleiben, und das schon wäre ein grosses Opfer gewesen, indem ich eine junge Frau und drei Söhnchen zu Hause hatte; trotzdem verblieb

ich daselbst aus nachstehenden Gründen fast ein halbes Jahr.

Wie bekannt, ging damals das Reisen noch nicht so schnell; ich hielt mich unterwegs in manchen grösseren und kleineren Städten auf, in welchen ich Zeichnungen, besonders von interessanten Grabsteinen, fertigte und Notizen sammelte. Darüber eingehend zu sprechen, würde hier viel zu weit führen; ich will nur den Aufenthalt in einigen Städten schildern, und zwar zuerst in Marburg, einer höchst interessanten, malerischen Stadt, in deren Mitte das grosse, imposante mittelalterliche Schloss sich erhebt. Dasselbe ist ungeachtet, dass ein Theil davon damals als Zuchthaus verwendet war*), noch in seltener Weise erhalten und gibt in allen Theilen das treue Bild einer fürstlichen Burg des 15. und 16. Jahrhunderts; ich konnte mich nur schwer davon trennen.

Die Elisabethenkirche daselbst ist bekanntlich eines der merkwürdigsten mittelalterlichen Baudenkmale, welches den Uebergang des romanischen Stils in den gothischen zeigt.**) Nicht lange vorher war bei einer Ueberschwemmung Wasser in die Kirche gedrungen, wobei mehrere Grüfte eingestürzt waren.

Die noch sichtbare Feuchtigkeit machte den Aufenthalt daselbst sehr unangenehm, was mich aber doch nicht abhielt, den reichen Inhalt dieser Kirche

---

*) Gegenwärtig befindet sich in ihm das hessische Landes-Archiv der preussischen Provinz Hessen-Nassau.

**) Vergl. Bickell, L. Zur Erinnerung an die Elisabethenkirche zu Marburg und zur sechsten Säcularfeier ihrer Einweihung. Marburg 1883. 4°.

möglichst für meine Zwecke zu benützen. Es war durch den damaligen Kurfürsten von Hessen strengstens verboten, diese Kirche zu besuchen oder sich darin aufzuhalten; ich gewann aber den dortigen Kantor, welcher zugleich Kirchendiener war, dass er sich mit mir sechs Tage hindurch Vor- und Nachmittags darin heimlich einsperrte. Von den dortigen Kunstwerken und Denkmalen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die mir von grossem Nutzen waren, erwähne ich nur den silbernen Sarkophag der heiligen Elisabeth, den Grabstein des Konrad von Thüringen, † 1241, jenen des Landgrafen Heinrich, † 1298, und vor Allem drei Kampfschilde, d. h. solche, welche wirklich von den Rittern getragen wurden. Diese sind nicht mit den „Todtenschilden“ zu verwechseln, welche nur zur Erinnerung an Verstorbene in den Kirchen aufgehängt worden sind. Nur einer dieser Kampfschilde hing noch an seiner ursprünglichen Stelle über 30 Fuss in der Höhe. Mein Begleiter hatte nicht den Muth, die alte Leiter zu erklimmen, mir allein blieb dieses Wagstück; auf der Höhe angekommen, fasste ich den Schild, der mir sogleich in der Hand blieb, da der alte Schildfessel wie Zunder zerriss. Dieser Schild des 13. Jahrhunderts, ein Prachtexemplar seiner Art, zeigt in wenig erhabener Modellirung das heraldische Bildwerk, den thüringer Löwen, querüber in rothen und silbernen Abtheilungen auf blauem Felde, letzteres ist gebildet durch 13 Drachen, von denen 4 Frauenköpfe haben; die kleinen Zwischenräume der blauen Drachen, wie jene der Locken des Löwen zeigen eine blank vergoldete Unterlage. Das Ganze muss in seiner ursprünglichen Frische durch

Feinheit der Ornamentik und Farbenpracht einen wunderbaren Eindruck gemacht haben. Ich zeichnete diesen Schild auf das Genaueste in Originalgrösse und formte einzelne Theile davon ab, um die Verkleinerung davon zu Hause auf das Sorgfältigste für den Kupferstecher herzustellen. Ausser diesem Schilde fand ich daselbst noch zwei, der eine davon war sehr beschädigt, er zeigte auf der Rückseite noch einige Ueberreste ehemaliger Bemalung auf Goldgrund, nach welcher, wie nicht zu zweifeln ist, es der Schild des Hochmeisters Konrad von Thüringen, eines Schwagers der heiligen Elisabeth, war; ich veröffentlichte ihn.*) Es waren noch mehrere Schilde des 13. Jahrhunderts in der Kirche versteckt, wovon mir der Kirchner nichts sagte, indem er fürchtete, meiner sonst nicht mehr so bald los zu werden, jedoch grundlos; denn auch ich hätte die eingesperrte Luft so wenig wie er länger ertragen. Zum Glück waren auch jene drei Schilde die wichtigsten für meinen Zweck.

Von Marburg kam ich nach Weimar, wo ich die huldvollste Aufnahme bei dem Grossherzog und dessen Gemahlin fand. Derselbe liess mich in Begleitung des Herrn Hofrath Schöll nach dem Schloss Ettersburg fahren, damit ich die dortige Sammlung von Kunstschätzen meistens aus dem 10. und 12. Jahrhundert besichtige. Des Abends war ich bei Hof eingeladen, wo auch die Frau Herzogin Bernhard mit ihren beiden Töchtern zugegen war. Die Unterhaltung bewegte sich vielfach

---

*) Siehe: Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften. 2. Aufl. Bd. II. Frankfurt a. M. 1881. Seite 22 und Tafel 116.

in Kunst und Geschichte. Die Frau Grossherzogin sagte unter Anderem, es sei ein glücklicher Zufall, dass ich gerade hier sei, sie habe aus der Verlassenschaft ihres Vaters des Königs der Niederlande eine Kiste mit Kunstschätzen erhalten, die sie morgen öffnen lasse, und da sollte ich dabei sein. Ich kam zu der Eröffnung und war von der Pracht der Kunstschätze sehr überrascht. Darunter befanden sich Studien zu den Köpfen der zwölf Apostel auf dem Abendmahl von Leonardo da Vinci. Ferner ein prachtvoller Nautiluspokal, damals, wie fast alles Aehnliche, für ein Werk des Benvenuto Cellini ausgegeben, jedoch aus einer Augsburger Goldschmiedewerkstätte; Fuss der Nautilusschnecke aus vergoldetem Silber, bestehend in einer Schildkröte, darauf ein Triton, der die Nautilusschnecke trägt, auf höchster Stelle eine Amorette, auf einem Seeungeheuer reitend. Die Frau Grossherzogin gab mir diesen Pokal sogleich mit in meine Wohnung, damit ich ihn ungestört abzeichnen könne.*) Der Grossherzog zeigte mir in mehreren Gemächern des Schlosses bedeutende Kunstschätze, darunter eine vollständige Prachtrüstung eines Herzogs von Sachsen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, von Kopf bis zu Fuss von Meisterhand geätzt und vergoldet. Durch Herrn Hofrath Schöll, welcher grossherzoglicher Bibliothekar war, erhielt ich viele hervorragende Schätze der Litteratur und Kunst zu sehen.

---

*) Siehe: Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften. 2. Aufl. Bd. IX. Frankfurt a. M. 1888. Tafel 582.

Auch lernte ich damals den genialen Künstler Friedrich Preller kennen. Eine andere interessante Bekanntschaft machte ich an Herrn Dr. Christian Schuchardt, welcher ehemals Sekretär von Goethe war und mir vieles Wissenswerthe von diesem erzählte, unter Anderem Folgendes: Goethe diktirte gerade dem Schuchardt an Wilhelm Meister's Lehrjahren, da kam die Haushälterin mit den Worten: „Ein junger Herr wünscht seine Aufwartung zu machen", Goethe sagte ärgerlich: „Schon wieder ein Affe, der mich nur angaffen will", doch ging er hinaus. der junge Mann trat ein, verneigte sich einmal und zum zweitenmal tief; Goethe in Ungeduld, sagte: „Nun haben Sie jetzt das Wunderthier gesehen?" Der junge Mann nahm stillschweigend aus der Westentasche einen Vierundzwanziger, legte ihn auf den Tisch, machte wieder eine Verbeugung und ging hinter sich hinaus. Goethe kam zu Schuchardt zurück und sagte: „Ein frecher Bursche, der Kerl hat mir aber doch gefallen, er hat mich gut mit Witz bedient."

Durch Schuchardt sah ich auch Goethe's Privatsammlung, deren Conservator er war und über welche er ein Buch hat erscheinen lassen. Da überzeugte ich mich, wie Goethe in Kunstverständniss und Geschmacksrichtung seiner Zeit voran geeilt war; er besass Werke in Elfenbein, Bronce, Email, Terrakotta etc. aus dem 14. bis in das 17. Jahrhundert, Gegenstände, welche zu seiner Zeit kaum beachtet waren und jetzt in ausserordentlichem Werthe stehen.

Von dem vielen Schönen und für mein Schaffen so Nützlichen, das mir in Weimar zu theil wurde,

will ich nur noch das Grabdenkmal des Lukas Cranach erwähnen. Es ist von rothem Marmor und befand sich damals auf dem Jacobskirchhof*) unter freiem Himmel, der Meister erscheint darauf in Haustracht und ganzer Figur. Wenn auch die Inschrift darauf bereits in Werken über Kunst wiedergegeben ist, so verdient sie doch wegen ihrer Bedeutung noch in weiteren Kreisen bekannt zu werden, sie lautet: „Anno Chri. 1.5.5.3. Octob: 16. Pie. Obiit. Lvcas. Cranach. I. Pictor. Celerrimus. Et. Consvl. Witeberg: Qui. Ob. Virtvtt. Trib. Saxonie. Electorib. Dvc. Fvit. Carissimus. Aetatis. Sue. 81.“ „Celerrimus“ bezeichnet hier den gewandten, geschickten Künstler. Dieser Meister gewann bedeutend an Ansehen, seitdem man die grosse Masse seiner Fabrik- und Gesellenarbeiten von jenen seiner eigenen Hand zu unterscheiden verstanden hat. Während ich in Weimar war, vollendete Schuchardt sein verdienstliches Werk „Lucas Cranach des Aelteren Leben und Werke, nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 2 Bände. Leipzig 1851.“ **)

Als ich mich bei den hohen Herrschaften danksagend verabschiedete, entliess mich der Grossherzog mit herzlichen Glückwünschen auf die Reise und zum glücklichen Erfolg meiner Arbeiten.

---

*) Jetzt in der „Stadtkirche“ aufgestellt, wo sich sein berühmtes Bild, die Kreuzigung, befindet.

**) Ein dritter Band erschien nach dem am 10. August 1869 erfolgten Tode Christian Schuchardt's, von seinem Sohne herausgegeben, in Leipzig 1871.

Mit den angenehmsten Erinnerungen verliess ich Weimar, nicht ahnend, dass ich zwölf Jahre später wieder dahinkommen würde.

Von da ging ich nach Eisenach und auf die Wartburg, welche schon von früher Jugend an meine Phantasie so sehr beschäftigte. Diese herrliche Burg mit den historischen Erinnerungen in prachtvoller Landschaft gelegen, mit der schönen und merkwürdigen Sammlung von Waffen, Prachtrüstungen etc. machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Der Kommandant der Wartburg Bernhard v. Arnswald empfing mich überaus freundlich, ich erfuhr durch ihn vieles Werthvolle; er blieb mir ein Freund bis an sein Ende. Sein Bruder kam nach ihm an seine Stelle und ist ihm bereits auch in den Tod nachgefolgt. Ich komme später auf die Wartburg zurück, da ich sie im Jahr 1863 nochmals besuchte.

In Erfurt fand ich für meine Zwecke vieles Werthvolle. Zunächst besuchte ich daselbst den Herrn von Radowitz, nachdem ich ihn zuletzt als Parlamentsmitglied in der Paulskirche zu Frankfurt gesehen hatte. Darauf begab ich mich in den Dom, wo sich mir vieles Wichtige darbot, vor allem der Grabstein des Grafen Ernst von Gleichen († 1264) mit seinen beiden Frauen, ich zeichnete denselben für mein Werk.*) Dieses interessante Denkmal befand sich ursprünglich in der Peterskirche auf dem Petersberge, die im Anfange unseres Jahrhunderts, als hinderlich für den Festungsbau, niedergerissen wurde; sie enthielt die

*) Siehe: Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften. 2. Aufl. Bd. II. Frankfurt a. M. 1881. S. 27/28 und Tafel 129.

schönsten uud merkwürdigsten Grabsteine, mit denen man Strassen pflasterte, wie ich zu meinem Herzeleid noch aus manchen Spuren erkennen konnte. Nur dieses Grabmal des Grafen Gleichen wurde in dem Dom aufgestellt, wohl deswegen, weil um jene Zeit das Märchen vom Grafen Gleichen mit seinen zwei Frauen viele Köpfe ausfüllte. Ich sah hier, was mir noch bei keinem Grabstein vorkam, dass die Inschrift ringsum sorgfältig herausgemeisselt war, wohl um jene schöne Illusion zu bewahren, denn es standen gewiss die Namen der zwei christlichen Frauen darauf, die der Graf nacheinander besessen hatte. Von grossem Interesse war für mich das ehemalige Augustinerkloster. Ausser mehreren Kunstwerken befand sich darin das Stübchen, welches Dr. Martin Luther als Mönch bewohnt hatte, ferner 56 Oelgemälde mit lebensgrossen Figuren, einen Todtentanz darstellend. Er wurde im Jahre 1736 begonnen und 1776 vollendet. Die besten darunter waren von Jakob Samuel Beck. Leider ist dieser Bau im Jahre 1872 abgebrannt. Ausser diesem Todtentanz und jenem von Chodowiecki, in 12 Radirungen aus dem Jahre 1791, kenne ich keinen von künstlerischem Werthe aus dem 18. Jahrhundert, während aus dem 16. Jahrhundert ausser jenem von Hans Holbein viele bekannt sind. Alle diese Todtentänze haben für die Geschichte ihrer Periode grossen Werth.

Von Erfurt aus kam ich dann nach Berlin, dem ersehnten Ziel meiner Reise. Das Wetter war trübe und ebenso meine Stimmung. Maler Eberhard, mein Freund, verschaffte mir eine Privatwohnung. Mein

erster Gang war zu dem Mann, der für mich der wichtigste war, zu Excellenz von Olfers, dem Generaldirektor sämmtlicher Museen Preussens. Er empfing mich schon an der Treppe mit den Worten: „Lernen wir Sie doch endlich auch persönlich kennen!“

Er führte mich in sein Arbeitszimmer. Als ich meine Bitte anbrachte, die Kunstanstalten für meine Zwecke benutzen zu dürfen, erwiderte er: „Das versteht sich von selbst, denn Sie tragen ja durch Ihre Arbeiten dazu bei, dass der wahre Zweck der Museen erfüllt wird.“

Olfers erste Frage war: „Werden Sie zum König gehen?“ Ueberrascht sagte ich: „Daran darf ich wohl jetzt, nach den traurigen Zeitereignissen, nicht denken.“ Er erwiderte: „Der König kennt Ihre Arbeiten, hat Freude daran und sucht besonders jetzt Zerstreuung darin.“ Dadurch veranlasst, erbat ich eine Audienz und erhielt die Antwort, der König sei im Umzug nach Charlottenburg begriffen, wohin ich bald eine Einladung erhalten würde.

Eine gleiche freundliche Aufnahme wurde mir in der Königlichen Bibliothek durch deren Direktor zu theil.

Inzwischen fand ich in meiner Wohnung die Karte des Oberceremonienmeisters Excellenz Freiherrn von Stillfried, des nachmaligen Grafen von Alcántara, der mich besuchen wollte, was mich überraschen musste, da er mich noch nicht persönlich kannte. Als ich zu ihm kam, empfing er mich auf's freundlichste; er versprach, mich in meinen Bestrebungen nach Kräften zu unterstützen.

Bei Alexander von Humboldt wurde ich in gleicher Weise aufgenommen.

Nun erhielt ich die Einladung zur Tafel nach Charlottenburg und wurde daselbst durch Stillfried dem Könige vorgestellt, welcher mir viel Schönes über meine Arbeiten sagte. An der Tafel war mein Platz der Majestät gegenüber, neben mir sass Stillfried; zur Linken des Königs Prinz Friedrich, der nachmalige Kaiser, damals 19 Jahre alt, zur Rechten Alexander von Humboldt am Platze der Königin, welche an diesem Tag unwohl war; entfernter sass der Prinz von Preussen, später Kaiser Wilhelm I.

Der König erzählte manches lustige Geschichtchen, doch mit einem Anflug von Melancholie. Zu mir sagte er: „Ich greife Ihnen in das Handwerk, Sie geben die alten Kunstwerke in Abbildungen heraus, ich führe sie in natura aus. Ihr „Bierkandel“ des Herzogs Albrecht V. von Bayern*) habe ich für die Königin, welche eine Bayerin ist, durch den geschickten Goldarbeiter Netto ausführen lassen. Olfers soll es Ihnen zeigen.“ Nach der Tafel fragte mich der König u. A.: „Was macht Ihr von der Pfordten, der Preussenfeind?“ **)

Von da an erhielt ich vom König noch manche Beweise besonderen Wohlwollens.

Zum Galleriedirektor von Waagen kam ich öfter, ich habe ihm viel zu verdanken, er, wie der zweite Direktor Hotho unterstützten mich oft bei meinen

*) Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance. 1. Aufl. Bd. 1. Tafel 6.

**) Von der Pfordten war damals in Bayern Ministerpräsident.

Studien im Museum. Waagen führte mich auch bei dem Prinzen Karl, dem Bruder des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. ein. Der Prinz zeigte mir ausser seinem prachtvollen Waffensaal ganz hervorragende Kunstschätze und übergab mir manche Kleinodien zum Kopiren. Nachdem er mein Interesse für diese Dinge erkannt und gesehen hatte, dass ich etwas davon verstand, gewann er eine besondere Zuneigung zu mir. Es schien mir, dass es ihn oft kränke, Menschen zu sehen, welche für Dinge, die ihn besonders freuten. keinen Sinn hatten. An der Tafel, zu welcher er mich geladen hatte, machte er mich mit manchen bedeutenden Persönlichkeiten bekannt. Diese Zuneigung bewahrte mir der Prinz bis an sein Ende.

In den Freitagsabend-Gesellschaften des Herrn von Olfers traf ich manche hervorragende Männer.

An dem Geheimen Rath von Sotzmann, Kunstfreund, Sammler und Kunstschriftsteller von grossem Verdienst, fand ich ebenfalls einen sehr wohlwollenden Freund, der später im deutschen Kunstblatt vom 11. Oktober 1851 einen Artikel über meine ersten Werke erscheinen liess.

Als einer meiner besten Freunde erwies sich mir der Direktor des k. Kupferstich- und Handzeichnungskabinets Schorn, ein Neffe des bekannten Kunstschriftstellers Ludwig Schorn. Er war mir durch seine reichen Erfahrungen, wie durch das vielfache Kunstmaterial, welches er unter seiner Verwaltung hatte, vom grossen Nutzen; bei ihm lernte ich den damals schon als hervorragenden Künstler geschätzten Adolf Menzel und den Bildhauer Christian Friedrich Tieck kennen.

Auf Anrathen des Herrn von Olfers besuchte ich den Bildhauer Christian Rauch. Es war ein Glück für mich, dass ich zu dieser Zeit den grossen Künstler kennen lernte, denn er war gerade vollauf mit der Herstellung des prachtvollen und grossartigen Denkmals Friedrich des Grossen beschäftigt. Mit grösster Liebenswürdigkeit zeigte er mir die schon vollendeten Modelle und erklärte mir eingehend, welche Vorstudien er für dieses Monument gemacht habe, wobei ich über den Geist und die Geschicklichkeit dieses Mannes staunen musste.

Auch machte ich für mich sehr interessante und lehrreiche Bekanntschaften an dem Geschichtsschreiber Friedrich von Raumer und an Karl Ritter, dem berühmten Geographen.

Peter von Cornelius lernte ich auch erst dort persönlich kennen, wo ich ihn in dem Raczynski'schen Palais besuchte. Er erklärte mir den ganzen Ideengang der Wandgemälde für den geplanten Campo santo, an welchen er damals gerade arbeitete und zwar an dem Karton der drei apokalyptischen Reiter. Ich erhielt von ihm eine Einladung auf den Abend, wo ich auch seine zweite Frau, eine Römerin, kennen lernte, nicht ahnend, dass ich später auch noch seine dritte sehen würde.

Oberbaurath Stüler, mit dem besonderen Titel „Architekt des Königs“, war bemüht, mich mit älteren und neueren Bauwerken Berlins vertraut zu machen. Oefter traf ich des Abends mit dem Schüler von Rauch, dem Bildhauer Bernhard Afinger, mit dem Maler Sixtus Jarwart, mit dem ich später noch in

Berührung kam, mit dem vortrefflichen Goldarbeiter Netto, mit dem Maler und Professor Hermann Weiss in einem Lokal zusammen. Letzterer, durch meine Arbeit angeregt, gab ebenfalls ein Werk über Trachten heraus, jedoch in anderer Richtung.

Was mir meinen Aufenthalt in Berlin besonders lehrreich machte und verlängerte, war u. A. die Verlegung der „Kunstkammer“ in das noch nicht vollendete k. Museum; dieselbe befand sich noch in den Dachräumen des k. Schlosses, wo Freiherr von Ledebur, auch Direktor am k. Museum, sie unter seiner Verwaltung hatte. Durch die Vereinigung dieser Kunstkammer mit dem neuen Museum, welche Olfers betrieb, gewann letzteres sehr an Bedeutung. Jene Kunstkammer bestand vorzüglich in geschichtlichen Erinnerungen, als Kleider, Orden, Waffen etc. des grossen Kurfürsten, des Königs Friedrich II. u. A., in Geschenken von auswärtigen Höfen, als prachtvolle Limousingeschirre, Venetianergläser, Majoliken u.s.w., wobei ich für mich vieles Wichtige erfuhr und dagegen manchen Dienst leisten konnte.

So wechselte mein Aufenthalt in Berlin mit Arbeit und angenehmer, belehrender Gesellschaft. Ich konnte meiner Frau nach Aschaffenburg nur Gutes und Beruhigendes schreiben. Die Zeit verging schnell; das neue Jahr nahte, ich musste an die Heimkehr denken.

Aber Stillfried, der beauftragt war, neue Kostüme für die Herolde bei dem bevorstehenden Ordensfeste herzustellen, hielt mich zurück und übertrug mir diese Angelegenheit. Ich fertigte zu diesem Zwecke eine

kolorirte Skizze nach Art der Herolde des 16. Jahrhunderts. Ueberwurf vorne und hinten herabhängend, auf beiden Seiten offen, von Silberstoff, darauf der schwarze Adler, Aermel und Strümpfe hochroth wie die Kniebänder mit langen Schleifen, schwarze Schuhe mit rothen Bandrosetten, weisse Stulphandschuhe mit Silber besetzt, schwarzes Barett mit weissen Federn garnirt, in der Linken einen mannshohen goldenen Stab. Stillfried legte meinen Entwurf dem König vor, welcher ihn gut fand, doch verlangte er, dass Aermel und Strümpfe statt roth, schwarz würden. Das war mir leid, denn gerade schwarz, silber und roth, die nachmaligen deutschen Farben, nahmen sich sehr gut aus. Stillfried liess mich zu Sticker und Schneider fahren, damit ich die Ausführung der Sache überwache.

Es kam nun am 18. Januar das alljährliche Ordensfest, wozu auch ich geladen wurde. Es begann mit einem Gottesdienste in der durch Stüler neu hergerichteten Schlosskapelle, der König und die Königin knieten im Königsornate vor dem Altar, von dem Hofstaat umgeben. Darauf ging der ganze Zug in den weissen Saal, wo die Ordensverleihung vor sich ging, auch ich bekam ein rothes Vögelein am weissen und orangegelben Bande. Darauf machten die mit Orden Geschmückten vor dem König und der Königin, welche vor dem Throne standen, im Vorbeigehen ihre Verbeugungen.

Die von mir neu bekleideten Herolde, an beiden Seiten des Thrones, nahmen sich sehr gut aus, ungeachtet mir der König die rothe Farbe gestrichen

hatte. Ich wurde theils durch Stillfried, theils durch den Hofmarschall Grafen Keller, den Prinzen und Prinzessinnen, wie manchen anderen bedeutenden Persönlichkeiten vorgestellt, darunter durch Stillfried auch dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, mit welchem ich später noch vielfach in Berührung kam. Die königliche Familie nahm an einer Tafel Platz, während für die einzelnen Stände besondere Tafeln hergerichtet waren. Ich kam an jene der Künstler und Gelehrten, worunter ich manche Bekannte antraf.

Nachdem ich noch einige Zeit benutzte, um Berlin noch näher kennen zu lernen, musste ich an meine Abreise ernstlich denken. Ich ersuchte den Hofmarschall Grafen Keller, mir bei der Majestät eine Audienz zu verschaffen, damit ich meinen Dank für die vielen Beweise besonderer Huld aussprechen könne.

Statt der Gewährung einer Audienz erhielt ich eine Einladung zu einem der glänzendsten Hofbälle. Ich sah den König dabei in heiterster Stimmung; es schien ihn die neue Ausschmückung des weissen Saales sehr zu freuen; auch liess er es nicht an freundlichen Worten, bei welchen auch ich nicht zu kurz kam, fehlen; ja, ehe er den Ball verliess, sprach er mir noch in huldvollster Weise seine Wünsche zur glücklichen Heimkehr und zu dem Fortgange meiner Arbeiten aus.

Unter manchem Interessanten, das sich mir auf diesem Ball darbot, war auch Alexander von Humboldt, der mit seinen 81 Jahren in der steifen, mit Orden beladenen Uniform, an Rührigkeit und Aufmerksamkeit den jüngsten Kammerherrn übertraf. Er verweilte daselbst bis weit über Mitternacht.

Ich verliess Berlin mit den angenehmsten Eindrücken; mein Lebensmuth und Selbstvertrauen stiegen von da an.

Ein Mann der Politik war ich damals noch weniger als ich es jetzt bin, gewann aber trotzdem die Ueberzeugung, Preussen gehe einer grossen Zukunft entgegen; so weit mein Blick reichte, erkannte ich in allen Einrichtungen Klarheit und Bestimmtheit.

Mein Heimweg ging über Dresden, ich hielt mich acht Tage dort auf und studirte die Kunstschätze, soviel in dieser Zeit möglich war. Regierungsrath Schulz, der besonders in Kunstangelegenheiten das Vertrauen des Königs besass, nahm sich meiner sehr an, ebenso Herr von Langen, Präsident des obersten Gerichtshofes. Letzterer führte mich nach Meissen, um mir das dortige Schloss zu zeigen, welches der König und namentlich der Herzog Johann, der nachmalige König, wieder in seiner ursprünglichen Pracht herzustellen gedachten. Ich werde noch darauf zurükkommen.

Sehr befreundet wurden mir auch Hofrath Klemm, Bibliothekar und Ethnograph, wie Archivar Erbstein. Durch diese Herren wurde ich u. A. in eine Sitzung des Alterthumsvereins geführt, wo ich dem Vorstand desselben, dem Herzog Johann, vorgestellt wurde.

Ich komme auf Dresden, das ich im folgenden Jahre wieder besuchte, nochmals zu sprechen.

Von Dresden führte mich mein Weg über Leipzig, das mir ebenfalls vieles Wichtige bot, z. B. die Kunstschätze im „Gewandhaus“, die Universitätsbibliothek mit den prachtvollen Manuscripten und Miniaturge-

mälden, darunter das überaus merkwürdige jüdische Gebetbuch für den Gottesdienst, Machsor, in zwei starken Bänden, aus den Jahren 1240 bis 1300*), bei deren Benützung mir besonders der Bibliothekar Hofrath Gersdorf in grosser Freundlichkeit behülflich war. Reichlichen Genuss bot mir auch die Privatsammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen der Kunsthändler Gebrüder Rudolf und Oswald Weigel.

Von da kam ich nach Kassel, wo in mir manche traurige geschichtliche Erinnerungen auftauchten, dagegen hatte ich auch hohen Genuss an den dortigen wunderbaren Kunstschätzen, welche mir besonders durch die grosse Freundlichkeit des Herrn Direktors von Ruhl zugänglich gemacht wurden.

Auf einigen Umwegen gelangte ich endlich wieder in meiner Heimath Aschaffenburg bei meiner Frau und meinen drei Söhnchen an; mit welchen Gefühlen. nach so langer Abwesenheit und so vielem Erlebten lässt sich wohl denken.

XV. Reise nach München und Niederlassung daselbst.

Schon nach dem Tode meines Vaters hatte ich den Entschluss gefasst, meine Vaterstadt zu verlassen, und an dessen Ausführung dachte ich jezt um so ernstlicher, da ich von der Ueberzeugung durchdrungen war, dass für mich, wie für die Meinigen, eine grössere Stadt durchaus nöthig sei.

*) Darstellungen daraus in der zweiten Auflage meines Werkes: Trachten u. s. w., Band II, Frankfurt 1881, Tafel 120 und 125.

Im Winter 1851 reiste ich vorerst allein nach München, um mich nach den dortigen Verhältnissen umzusehen.

In Nürnberg besuchte ich zwei mir längst bekannte Persönlichkeiten, den Professor Karl Heideloff und den Baron Hans von Aufsess. Ersterem zeigte ich die neuesten Lieferungen meines zweiten Werkes der „Kunstwerke und Geräthschaften etc." Da mir Heideloff öfter als ein eitler Mann geschildert worden war, der nur seine eigenen Arbeiten für das Beste halte, so muss ich erwähnen, was dem direkt widersprach. Er hatte Freude an meiner Arbeit, lobte sie, redete mir sehr zu, nicht nach München, sondern nach Nürnberg zu ziehen, und sagte dabei: „Wenn wir beide ein hohes Alter erreichen und unsere Werke lange fortsetzen, so bietet uns Nürnberg allein Material genug dazu; abgesehen davon sind unsere Werke doch in verschiedener Richtung. Sie geben die Schöpfungen unserer Vorfahren mit grösster Genauigkeit tale quale wieder; ich dagegen halte mich mehr an die Grundideen der alten Meister und gebe mehr das, was in ihrer Absicht lag."

Darauf begab ich mich zu Aufsess, der mit Friedrich Mone schon damals die Zeitschrift für deutsches Mittelalter herausgegeben und den Gedanken gefasst hatte, ein germanisches Museum zu gründen, welches Eigenthum der deutschen Nation werden sollte; ein Gedanke, der unter den damaligen Verhältnissen als Wahnsinn erschien. Zu diesem Zwecke hatte Aufsess schon mit einem Theile seines Vermögens Werke mittelalterlicher Kunst angeschafft, welche die Grundlage zu dem

Museum bilden sollten. Er hatte dieselben vorläufig im Thurm des Thiergärtner Thores und in einem Theile des anstossenden Wehrganges untergebracht.

Auch Aufsess rieth mir dringend ab, nach München zu ziehen, und wünschte, dass ich in Nürnberg bliebe und mit ihm Gründer des Germanischen Museums würde. Er hatte auch schon ein altes schönes Patrizierhaus ausgesucht, das ich erwerben sollte, und bot dabei seine ganze Beredsamkeit auf, um mir vorzustellen, dass man in München wohl meine Kräfte gebrauche, weil daselbst in meiner Richtung bisher wenig geschehen sei, dass man mich aber nur ausbeuten werde, und ich bloss Undank ernten würde. Indem ich für die wohlgemeinten und viele Wahrheit enthaltenden Worte des Freundes dankte, setzte ich ihm dagegen auseinander, dass Nürnberg bei allem dem für mich und die Meinigen doch nicht der geeignete Ort sei.

Ungeachtet dessen erhielt ich später am 10. Mai 1852 ein Schreiben von Aufsess, in welchem er mir in noch höherem Grade auseinander setzte, wie vieles Unangenehme mich in München treffen würde, was sich leider theilweise auch bewahrheitete.

Von Nürnberg ging ich nach München; obschon mir dasselbe nicht den günstigen Eindruck, wie Berlin machte, entschloss ich mich aus vielen Gründen doch diese Stadt als Wohnort zu wählen. Ich kehrte nach Aschaffenburg zurück und traf die Vorbereitungen zum Umzug. Um nicht Heimweh zu bekommen, musste ich das Haus mit Garten und Weinberg um jeden Preis hinweggeben und trennte mich von dem,

was mein Vater, gewissermassen aus einem Nichts, geschaffen, wo ich liebende Eltern und Geschwister besessen und verloren, und wo ich, wie meine Kinder das Licht der Welt erblickt hatten. Im Mai 1852 reiste ich mit den Meinigen von Aschaffenburg ab. Mein Schmerzgefühl war gross, aber noch grösser das meiner guten Frau, denn sie liess noch Mutter und Geschwister zurück, während ich in Aschaffenburg keine mir so nahe stehende Angehörigen mehr besass. Mein Umzug war durch die damals noch mangelhaften Verkehrs- und Transportanstalten sehr erschwert und die Unterbringung meines nicht geringen Besitzes an Kunstwerken und Alterthümern keine kleine Arbeit.

Noch ehe ich mich mit den Meinigen in München gehörig eingerichtet und eingewöhnt hatte, erhielt ich die Einladung zu dem im August 1852 zu Dresden stattfindenden Kongresse der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher unter dem Präsidium des Herzogs Johann von Sachsen. Ich wurde dort mit vielen bedeutenden Männern aus verschiedenen Gegenden bekannt, u. A. mit John Mitchell Kemble, der Geschichtsforscher, Hofkavalier und Intendant des k. Hoftheaters zu London war, und der noch einige Tage nach der Versammlung mit mir in Dresden verweilte. Ich erfuhr von ihm Manches für mich Lehrreiche und Interessante.

Was mich aber am meisten bewegte, war Freund Hans von Aufsess, der dabei mit dem festen Entschluss erschien, alles daran zu setzen, um zu erwirken, dass das bereits durch ihn geplante und mit Grundlage versehene germanische Nationalmuseum

von der anwesenden Gesellschaft einflussreicher deutscher Männer, mit dem deutschen Fürsten und Gelehrten an ihrer Spitze, als ein wirkliches Eigenthum der deutschen Nation anerkannt und als solches unterstützt werde. Ich befand mich dabei in einer eigenthümlichen Lage. Als ich kurz vorher bei Aufsess in Nürnberg war, musste ich ihm versprechen, wenn immer thunlich. seine deutsch-patriotische Idee zu unterstützen; denn auch ich stand an deutschem Idealismus ihm nicht nach. Andrerseits ward ich von Verwandten und Freunden desselben aufgefordert, das Möglichste zu thun, um ihn von solchem Wahn, durch den er sich ins Unglück stürze, abzuhalten. Doch Aufsess liess sich durch nichts abschrecken; er setzte es durch, dass seine Sache als ein nationales Gut durch Unterschriften der Anwesenden anerkannt und allen deutschen Patrioten zur Unterstützung anempfohlen wurde. Wenn dabei auch noch Manche über die Sache als etwas Schwindelhaftes spöttelten, so hatte Aufsess für's Erste doch erlangt, was er wollte.

Ich erhielt mit Aufsess eine Einladung zur königlichen Tafel nach Pillnitz, Aufsess war aber schon abgereist, um seine Pläne weiter zu verfolgen. In Pillnitz sah ich den König Friedrich August, seine Gemahlin Marie, geborene Prinzessin von Bayern, den Herzog Johann und seine fünf Töchter als Bild einer glücklichen Familie. Das Unglück, das so bald über sie hereinbrach, bleibt mir daher immer eine traurige Erinnerung.*)

*) Bekanntlich starb der König Friedrich August am 9. Aug. 1854 in Folge eines Sturzes von dem Wagen zwischen Imst und Wenns in Tirol.

Am letzten Tage der Versammlung wurde eine gemeinschaftliche Fahrt auf dem Dampfschiff nach Meissen unternommen. Dem Herzog Johann war es eine Herzensangelegenheit, dass das alte Schloss, die Albrechtsburg,*) daselbst, der frühere Sitz der Herzoge von Sachsen, wieder in seiner ursprünglichen Art hergestellt werde. Da aber seit 1710 die berühmte Porzellanfabrik in dem Schloss errichtet worden war, konnte vor deren anderweitiger zweckmässiger Unterbringung an eine Restaurirung des Schlosses nicht gedacht werden.

Der Herzog, der wusste, dass ich schon vorher das Schloss untersucht hatte und auch für die Porzellanfabrik Interesse habe, holte mich aus der Gesellschaft und durchwanderte mit mir alle Räume des Schlosses, wobei die eingehende Theilnahme und die vielseitige Fachkenntniss des hohen Herrn mir wahre Freude machten.

Nach München zurückgekehrt, habe ich vorzüglich die drei Familien Thiersch, Ringseis, Martius zu nennen, die mir wie meiner Frau zuerst den dortigen Aufenthalt verschönerten.

Geheimer Rath Friedrich Wilhelm von Thiersch,**) der berühmte Philologe und die höchste Autorität im

*) Von den gemeinschaftlich regierenden Herzogen, den Brüdern Ernst und Albert nach den Plänen des „Meisters Arnold aus Westfalen" erbaut. Die Wiederherstellung erfolgte erst seit 1863.

**) Thiersch, d. 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen b. Freiburg a. d. Unstrut geboren, wurde 1809 als Gymnasialprofessor nach München berufen. „hier entwickelte er die ihm eigenthümliche Kraft, durch welche er der Begründer der philologischen Studien in Bayern (prae-

Schulwesen, wie seine Familie nahmen sich unserer auf's Freundlichste an; er machte uns auch in seinen geselligen Abenden mit manchen hervorragenden Persönlichkeiten bekannt, darunter die um diese Zeit vom König Max II. Berufenen, wie Liebig, Jolly, Bodenstedt, Geibel, Riehl, Heyse, Carriere u. a.

In der Familie des Geheimen Raths von Ringseis fanden wir die liebenswürdigste Aufnahme; sie gehörte der streng katholischen Richtung an, war aber dabei fern von jeder Intoleranz. Wir kamen in deren Abendgesellschaften mit bedeutenden Persönlichkeiten der verschiedensten Richtungen zusammen, wir trafen u. A. den Herrn Erzbischof von München-Freising von Scherr und den Oberkonsistorial-Präsidenten von Harless. Auch waren wir einmal daselbst zu einer Theateraufführung eingeladen, bei welcher König Ludwig I. mit seinen Töchtern, der Grossherzogin Mathilde von Hessen und der Herzogin Adelgunde von Modena, anwesend waren, und wo die drei Töchter des Hauses Maria, Emilie und Bettina ein selbstverfasstes Lustspiel aufführten, wie diese überhaupt die geselligen Abende durch ihre Talente in Deklamation, Musik und Gesang verschönerten. Wir lernten da auch Graf Montalembert kennen, der in Paris als eine Stütze des Katholizismus galt, jedoch sich von seiner Partei

ceptor Bavariae) geworden ist." Später wirkte er als Universitätslehrer in hervorragender Weise. Vielfach litterarisch thätig, wurde er 1848 Präsident der Akademie der Wissenschaften. Er starb am 25. Febr. 1860. Seine Nachkommen zählen ebenfalls zu berühmten Vertretern von Wissenschaft und Kunst.

abwendete, als die päpstliche Unfehlbarkeit als Dogma erklärt wurde.*)

Ferner verlebten wir schöne Abende in der Familie des Geheimen Rathes Karl Friedrich Philipp von Martius des bekannten Reisenden und Naturforschers.**)

Die Aufnahme, welche ich in der Kunstgenossenschaft zu München fand, war freundlich. Ich wurde in ihr mit Künstlern von Bedeutung und mit vortrefflichen Menschen bekannt. Das Lokal der Künstler war noch in dem seiner Zeit berühmten „Stubenvoll" am Anger. Als Mitglied aufgenommen machte ich manche frohe Künstlerfeste mit; das erste der Art war ein Empfang des Peter von Cornelius, der auf Besuch nach München kam. Bald darauf wählten wir als Künstlerlokal das Hotel Schafroth in der Dienersgasse.

Wollte ich die Künstler, mit denen ich dabei zusammenkam, und die Künstlerfeste alle erwähnen, so würde das allein ein Buch ausfüllen.

Ich besuchte diese Gesellschaft regelmässig bis zum Jahre 1874, wo die Cholera den Vorstand der Gesellschaft, den geschickten Landschaftsmaler Eduard Schleich, und den Direktor der Akademie, Wilhelm von Kaulbach, der mir immer ein wahrer Freund war, hinwegraffte, nachdem schon viele meiner Freunde aus diesem Kreise mit Tod abgegangen waren. Von da an besuchte ich die Künstlergesellschaft nicht mehr, blieb aber Mitglied derselben.

---

*) J. N. von Ringseis, Erinnerungen, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis. 4 Bände. Regensburg 1886—92.

**) Am meisten bekannt durch das mit seinem Reisegefährten Spix herausgegebene Werk: Reise nach Brasilien. 3 Bände. München 1824—31.

Schon als ich mich kaum in München niedergelassen hatte, besuchte mich Oberbaurath von Voit, führte mich in den „Verein zur Ausbildung der Gewerke“, dessen Vorstand er war, und stellte mich daselbst den Mitgliedern vor, die mich alsbald zum Ausschussmitglied wählten. In den regelmässigen Zusammenkünften wurden Zeichnungen und Entwürfe für kunstgewerbliche Gegenstände vorgelegt und darüber berathen. Ich zeigte dabei, soviel in meinen Kräften stand, Entwürfe und ausgeführte Gegenstände des Kunstgewerbes alter Meister vor.

Nach damaliger Anschauungsweise durfte nur das als schön gelten, was der Antike oder der Gothik angehörte, jede andere Stilart war von dem Begriff des Schönen ausgeschlossen. Es war daher nicht leicht, selbst in diesem Verein, der Renaissance und andern Stilarten Geltung zu verschaffen. Von den Ausschussmitgliedern, mit denen ich zusammenwirkte, will ich nur nennen: Staatsrath von Zenetti und dessen Sohn, den späteren städtischen Oberbaurath, Ferdinand von Miller, Inspektor der k. Erzgiesserei, Dr. Ernst Förster, Maler und Kunstschriftsteller, den Maler Hermann Dyck, die Gebrüder Eugen und Gottlieb Neureuther, Franz Seitz, die Bildhauer Knabl und Sickinger, die Architekten Gottgetreu, Berger, Ludwig Foltz, Oberbaurath Degen. Als sich nach 16 Jahren meine Geschäfte zu sehr mehrten, trat ich aus dem Ausschuss dieses Vereins, blieb aber Mitglied desselben, der noch unter dem Namen „Kunstgewerbeverein“ fortbesteht.

Schon in früherer Zeit existirte in München ein Verein unter dem Namen „die Zwanglose Gesell-

schaft“, die aus Dichtern und Litteraten bestand, sich aber im Jahre 1848 in Folge politischer Meinungsverschiedenheiten auflöste. Ich hatte mich noch nicht lange in München niedergelassen, als Dr. Ernst Förster, der mir stets ein Freund blieb, den Entschluss fasste, diese Gesellschaft mit anderen Statuten wieder in's Leben zu rufen; zu diesem Zwecke lud er einen kleinen Kreis von Bekannten ein, zu welchem auch ich gehörte, und es wurde beschlossen, dass nicht bloss Persönlichkeiten eines bestimmten Faches, sondern Männer aus allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft zugezogen werden sollten. Man entwarf in diesem Sinne die Statuten. Es erschienen alsbald dabei Geheimer Rath von Thiersch, Wilhelm von Kaulbach, Justus von Liebig, Professor Lasaulx, Graf Pocci, Franz von Kobell, Professor von Siebold, Professor von Jolly, Friedrich von Bodenstedt, Paul Heyse, Emanuel Geibel, Dingelstedt, Carriere, von Eltzholz, Dr. Scherer und andere, welche den Stamm der Gesellschaft bildeten, und an die sich bald andere anschlossen. Die Zusammenkünfte begannen mit dem Monat Oktober, an einem jeden Mittwoch Abend, wobei jedesmal über ein beliebiges Thema ein Vortrag gehalten wurde. Am Dreikönigstage war ein Festessen, ein zweites im Mai, zum Schluss der Zusammenkünfte, meistens am Starnberger See. Den Vorträgen in dieser Gesellschaft, an welche sich öfter Diskussionen anschlossen, wobei auch ich veranlasst wurde, Mittheilungen aus meinem Fache zu machen, verdanke ich nicht nur interessante Unterhaltung, sondern auch viele Belehrung. Manche Mitglieder,

die uns der Tod entrissen hat, sind bereits durch würdige Söhne in unserer Gesellschaft vertreten.

Ein Jahr nach meiner Niederlassung in München, 1853, wurde ich durch mehrfach unterstützten Vorschlag des Präsidenten der k. Akademie der Wissenschaften, Geheimen Rathes von Thiersch, erst ausserordentliches, dann i. J. 1868 ordentliches Mitglied dieser gelehrten Körperschaft und zwar in der historischen Klasse, in der ich jetzt wie in der zwanglosen Gesellschaft der Aelteste bin. Als ich aufgenommen wurde, war Thiersch Präsident, ihm folgte Liebig, dann Döllinger und darauf bis heute Pettenkofer. Da Döllinger vorzugsweise Historiker war, so erschien er auch stets bei den Sitzungen unserer Klasse. Die Mitglieder, deren Hinscheiden ich besonders in der letzteren Zeit zu beklagen habe, sind ausser Döllinger Giesebrecht, Gregorovius, Druffel, Preger, Lossen und Stieve.

Es ist hier nicht der Platz, auf die Vorträge in den monatlichen Klassensitzungen, wie auf jene der öffentlichen Festsitzungen näher einzugehen, indem für alle, welche sich dafür interessiren, das Wesentliche im Druck erschien.

Nur erwähnen muss ich hier noch die grossartige Jubiläumsfeier des hundertjährigen Bestehens der k. Akademie der Wissenschaften, am 28. März 1859, die mit einer Zusammenkunft in dem alten grossen, aber wenig bekannten Hörsaal des ehemaligen Jesuitenkollegiums begann. Es erschienen dabei zahlreich auch die auswärtigen und korrespondirenden wie die Ehrenmitglieder, darunter selbst König Ludwig I. Festreden hielten Staatsrath von Maurer, in Vertretung

des Präsidenten von Thiersch, und die Sekretäre der drei Klassen Marc. Jos. Müller, von Martius und von Rudhart. Im Gedränge bei dem Hinausgehen entstand eine Stockung, deren Ursache war, dass unterwegs König Ludwig I. auf den Fürsten Wallerstein gestossen war. Beide standen sich mit einer sichtlich erzwungenen Freundlichkeit gegenüber, für uns alle eine merkwürdige Erscheinung; denn Wallerstein stand in früherer Zeit bei dem König in hohen Gnaden, was natürlich nach den Vorkommnissen im Jahre 1848 nicht mehr sein konnte, und beide hatten sich seit jener Zeit nicht mehr gesehen.

Nachdem wir sämmtlich in der Residenz der Majestät vorgestellt waren, wurden wir zur Tafel geführt, bei welcher der König auf das Gedeihen der Akademie und auf das Wohl ihrer Mitglieder sein Glas erhob. Darauf erhielten wir Medaillen mit dem Bildnisse des Königs, vortrefflich ausgeführt, als Erinnerung an dieses Stiftungsfest. Des Abends war glänzende Festvorstellung im Residenztheater. Auch die Stadt gab uns ein Fest im alten grossen Rathhaussaale. Den Schluss bildete ein Diner im Bayerischen Hof, bei welchem Fürst Wallerstein mich als einen der noch lebenden Zeugen erinnerte, wie er im Jahre 1833 die Gewerbeschulen mit so vielen Hindernissen in's Leben gerufen hatte. Dadurch fühlte ich mich veranlasst, bei dieser Gelegenheit, wo es sich nur um Akademie und Hochschule handelte, in einigen Worten der unvergänglichen Verdienste zu gedenken, die sich der Fürst schon vor 25 Jahren durch Errichtung der Gewerbeschulen als einer Grundlage für Volksbildung erworben hatte.

XVI. Beginn des Nationalmuseums.

Bei meinen vorübergehenden Aufenthalte zu München, im Winter bis zum Frühjahr 1851/2, besuchte ich den Grafen Franz Pocci, Oberstceremonienmeister, später Oberstkämmerer, den ich zwar noch nicht persönlich, aber doch schon durch Briefwechsel kannte, indem er an dem Entstehen und der Veröffentlichung meiner Arbeiten vielen Antheil nahm; er blieb mir bis zu seinem am 7. Mai 1876 erfolgten Tode ein wahrer Freund. Derselbe rieth mir, eine Audienz bei dem König nachzusuchen. Ich erhielt sie am 15. März 1852 und wurde auf's Huldvollste empfangen; der König sagte u. A., dass er manche Ideen habe, welche in mein Fach einschlagen, z. B. eine Ahnengallerie in Schleissheim, Herstellung eines illustrirten Werkes zum Studium der bayerischen Geschichte u. s. w. Ich bemerkte, dass aus dem Material, das zu solchen Zwecken gesammelt werde, leicht ein Museum entstehen könnte, und erwähnte dabei den schon gefassten Plan des Freiherrn von Aufsess. Indess schien es mir, dass die Majestät wenig Vertrauen dazu habe, hingegen besonders an Werke und Sammlungen denke, die das bayerische Regentenhaus verherrlichen. Ich hatte bereits schon so viel gelernt, dass ich mir nicht erlaubte, dagegen zu sprechen, und gedachte zur rechten Zeit an die guten Gedanken und den guten Willen des Regenten anzuknüpfen und weiter zu spinnen.

Darauf theilte mir Pocci mit, der König habe vor, nach Art des Werkes über Hohenzollerische Kunstdenkmale von Stillfried, ein Werk über Kunstdenkmale des bayerischen Herrscherhauses herausgeben zu lassen, er habe bereits auch schon über

einen solchen Plan mit Künstlern und Historikern gesprochen, allein erstere verständen von Geschichte zu wenig und seien keine Schriftsteller, und bei letzteren mangele das Verständniss für die Kunst; König Max II. habe daher den Freiherrn Karl Maria von Aretin, zu Rathe gezogen, der Direktor des Hausarchives sei und die Geschichte des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern in drei Bänden geplant habe, die aber nach dem ersten Bande nicht mehr fortgesetzt worden sei. Pocci glaubte, dass ich dabei einen schönen, ganz in mein Fach einschlagenden Wirkungskreis finden könnte; er sagte: „Was Aretin kann, kannst Du nicht, und ebenso umgekehrt; ich will Dich mit ihm bekannt machen". Das geschah — zu meinem Unglück. Aretin war über meine Bekanntschaft sehr erfreut und stellte dem König vor, dass er an mir die richtige Kraft gefunden habe, um ein solches Werk durchzuführen. Die Majestät ertheilte darauf, in der Voraussetzung, dass ich den künstlerischen Theil übernehme, Aretin den Auftrag, ein Werk über Kunstdenkmale des bayerischen Herrscherhauses u. s. w. herauszugeben, wobei er auch demselben die Feststellung des Titels überliess. Dieser erschien mit dem Prospekt im September 1853, er lautete: „Alterthümer und Kunstdenkmale des bayerischen Herrscherhauses. Auf Befehl Seiner Majestät des Königs Maximilian II., herausgegeben von dem Kämmerer und Geheimen Rath Karl Maria Freiherrn von Aretin, unter Mitwirkung (für den artistischen Theil) von Dr. J. H. von Hefner, Professor etc."

Ich machte dabei sogleich aufmerksam, dass das unnöthig grosse Format das Ansehen nicht erhöhe und

das Werk nur vertheuere, wodurch die Verbreitung sehr erschwert werde, zumal bei einem Unternehmen, von dem das Publikum annehme, dass es vorzüglich nur zur Verherrlichung eines hohen Hauses entstanden sei, und dass man es daher auch leicht als Geschenk erhalten könne, ferner dass, mit meinem Wissen, noch kein ähnliches Werk ohne bedeutende Zuschüsse des Staates geglückt sei. Das war aber alles umsonst; Aretin glaubte, dass der imponirende Titel mit dem „Befehl der Majestät“ und so manches ähnliche der Sache den Weg bahne.

Statt, dass ich mir vorher von der Majestät meinen Wirkungskreis direkt hätte anweisen lassen und gefragt hätte: wer stellt den künstlerischen Theil her, von welchem ich „Mitwirkender“ sein soll, — Aretin konnte das ja nicht, — erklärte ich mich im Eifer für eine patriotische Sache bereit, zu helfen, Denkmale aufzusuchen, die Zeichnungen darnach anzufertigen, den Stich in Kupfer und das Kolorit zu überwachen und das zwar, ohne gehörig zu überlegen, welchen Schaden ich dadurch meinen eigenen Werken, die schon seit 12 Jahren im Gange waren, zufüge. Ich hatte die Ueberzeugung, dass dadurch ein Wittelsbacher, Bayerisches oder Deutsches Museum entstehe.

Wenn ich auch in Bayern schon Vieles aufgefunden hatte, so wusste doch Aretin aus den „Monumenta boica“ und ähnlichen Werken, in welchen Gegenden Denkmale der Herzoge von Bayern anzutreffen seien. Um solche näher zu bestimmen und Zeichnungen herzustellen, musste ich zweimal mit Aretin nach verschiedenen Richtungen hin Bayern

durchreisen. Was ich fand und darüber sprach, notirte Aretin sorgfältig. Dass er mein Können und Wissen gering schätzte, kann ich nicht sagen, im Gegentheil, er überschätzte es öfter. Doch auf diese für mich folgenreiche Angelegenheit komme ich später zurück und gehe auf ein gleichzeitiges Ereigniss über.

XVII. Die königlichen vereinigten Sammlungen.

Ich hatte mir in einer mich überraschenden Weise Wohlwollen und Vertrauen des Ministers Theodor von Zwehl erworben, der mir als Minister bis zum Jahre 1864 in vielen Fällen eine stützende und schützende Hand blieb und mir noch Theilnahme und freundliche Gesinnung als Regierungspräsident bis zu seinem Ableben am 17. Dezember 1875 bewahrte.

Er selbst erschien im Jahre 1852 den 10. Juni mit seinem Referenten, dem Ministerialrath von Völk, in meiner Wohnung und überbrachte mir das Dekret als Conservator der „königlichen vereinigten Sammlungen“ und erklärte, das geschehe nur, um durch diese, wenn auch kleine Stelle, meine Kräfte auch noch für andere Zwecke in München zu erhalten.

Die „vereinigten Sammlungen“ entstanden dadurch, dass man die, durch Verlegung der Gemäldegallerie in die neuerbaute Pinakothek, frei gewordenen Säle an der Galleriestrasse wieder zu einem Zweck für Kunst und Wissenschaft verwenden wollte, weshalb man Folgendes darin aufstellte: das berühmte „Elfenbeinkabinet“, früher in der Herzog-Maxburg, die Vogelbergische Sammlung, aus altgriechischen Terra-

cotten bestehend, einen Theil des Antiquariums und der Gewehr- und Sattelkammer, wie eine Sammlung altjapanischer Broncearbeiten.

Ueber diese Sammlungen wurde Heinrich von Hess, der bedeutende Maler auf religiösem Gebiete, als Direktor gesetzt und zwar als Entschädigung dafür, dass die Direktorstelle an der Akademie der bildenden Künste, auf die er Anspruch machte, Wilhelm von Kaulbach erhalten hatte. Am Schlusse der Reihe von Sälen hatte Hess ein grosses Atelier, während sich das meinige am Anfang befand. Da in dieser Anstalt nichts verändert, verstellt, vermehrt oder verbessert werden durfte und alle Gegenstände unter Glasverschluss sich befanden, so gab es für den Direktor wie für den Conservator nichts zu thun; zwei Aufseher, die in den Sälen auf- und abgingen, waren eigentlich die wichtigsten Personen.

Hess führte daselbst in seinem Atelier zwei grossartige Gemälde aus, welche jetzt die neue Pinakothek zieren. Auch ich war in meinem Atelier nicht müssig und konnte da in ungestörter Ruhe für meine Werke arbeiten, von welchen ich annehmen konnte, dass sie auch dem Vaterlande Nutzen bringen. Ausserdem erhielt ich öfter von Seiner Majestät wie von dem Ministerium einen Auftrag, mein Urtheil über Kunstsachen abzugeben und Reisen zu machen, um Material für ein künftiges Museum aufzusuchen, wobei mich oft viel Glück begleitete.

Von da an erhielt ich durch das Vertrauen des Königs Maximilian II., wie später durch Ludwig II., aufsteigend bis in mein Alter Stellen und Vertrauens-

posten im Gebiete der Kunst und der Kunstsammlungen. Ich wurde dadurch in den Stand gesetzt, manchen tiefen Blick in die Kunstverwaltungen zu werfen und mitunter sehr traurige Beobachtungen zu machen.

Es ist gewiss, dass die Sammlungen des Staates nur in dem ihren Werth besitzen, was sie zum geistigen wie zum materiellen Wohl des Staates beitragen. Um die Museen in solchem Sinne, gewissermassen als Schulen nutzbar zu machen, müssten Männer an die Spitze gestellt werden, welche zu solchem Fache die nöthigen Studien gemacht haben, wie es bei einer jeden andern Staatsanstellung verlangt wird. Für alle Stellen im Staate existiren Schulen, Hochschulen, Staatsexamen etc. etc., nur nicht für Stellen an Museen und Kunstsammlungen. Die Folge davon ist, dass nur zu oft solche, die als Künstler kein Glück machten, nur oberflächlich in jenes Gebiet geschaut oder sich aus Liebhaberei mit Kunst- und Alterthumssammeln befassten, sich für solche Stellen als befähigt erachten und sie auch häufig erhalten.

Ich glaube nicht durch Schweigen den gefährlichen Glauben unterstützen zu dürfen, dass nur auf diesem Gebiete so vieles im Stillen hingehen oder für alle Zeiten verschwiegen bleiben kann, was bei einer jeden anderen Stelle untersucht und an's Tageslicht gezogen wird.

XVIII. Kunstbarbarei.

Schon als ich im Winter 1851 allein in München war, um mich vor meiner Niederlassung daselbst um-

zusehen, hörte ich, dass dort eine grosse Versteigerung von Gemälden stattfinden werde, die man als zu gering aus der Gallerie in München und besonders aus jener in Schleissheim ausgeschossen habe.*) Ich kümmerte mich so wenig, wie viele andere Kunstfreunde darum, da man annehmen musste, dass in München, der Kunststadt, in welcher so viele Fachleute an der Spitze stehen, gewiss nichts von Bedeutung zur Versteigerung komme.

Bald nach meiner Niederlassung in München erhielt ich durch Ministerialrescript den Auftrag, mit Zuziehung des Professors Johann von Schraudolph das Gemälde zu besichtigen, welches der Kunsthändler Entres in jener Versteigerung um geringen Preis erworben hatte, und das nachträglich von Vielen als ein Originalgemälde des Albrecht Dürer erklärt wurde. Wir beide, Schraudolph und ich, erkannten dieses Bild sogleich, wie auch nach der genauesten Untersuchung als ein Meisterwerk von der Hand Dürer's und gaben auch in diesem Sinne unser Gutachten schriftlich an das Ministerium ab. Auf diesem Bilde erscheint die Mutter Anna in faltenreichem, weissem, auch den Kopf umhüllendem Gewande, auf den Händen trägt sie das Jesuskind, nach Nürnberger Art in der Wickelschnur, ihr zur Linken erscheint Maria, sehr jugendlich, tief geneigt mit gefalteten Händen in rothem Kleide.

*) Die Titel des Kataloges dieser berüchtigten Versteigerung lautete: „Verzeichniss einer bedeutenden Sammlung von Gemälden aus allen Zeiten und Schulen, welche am 13. April 1852 und die folgenden Tage Vormittags von 9—12 Uhr und Nachmittags von 2—5 Uhr zu München im k. Kunstausstellungsgebäude gegen Baarzahlung an den Meistbietenden öffentlich versteigert werden. München, gedruckt bei Gg. Franz, 1852.“

Dieses Gemälde hatte der Kunsthändler Entres um 50 Gulden ersteigert und verkaufte es für 21.000 Gulden; es soll sich jetzt im Besitze eines Herrn von Kourisse zu Odessa befinden.*) Der Käufer kam zu mir und fragte nach unserem schriftlichen Gutachten, um in der Sache ganz sicher zu sein, jedoch nachdem er bereits den Kauf abgeschlossen hatte.

Dieser unersetzliche Verlust ist um so mehr zu beklagen, als schon so viele Werke dieses grossen Meisters zu Grunde gegangen waren, darunter das ausnehmend hervorragende Gemälde, die Himmelfahrt Mariä vom Jahre 1509, das Herzog, später Kurfürst, Maximilian I. 1613 von den Dominikanern in Frankfurt am Main erworben hatte und das im April 1674 durch den Residenzbrand ein Raub der Flammen geworden ist.**) Eine alte Kopie davon von Jobst Harrich befindet sich in der städtischen Gemäldesammlung des historischen Museums zu Frankfurt am Main.***)

Der jetzige Galleriedirektor Dr. Franz v. Reber hielt bei der öffentlichen Festsitzung der Akademie der Wissenschaften am 16. November 1892 einen Vor-

*) Vergl. Thausing, Moriz. Dürer. Band II. Leipzig 1884. Seite 135. Eine ganz schlechte Kopie dieses Bildes befindet sich im bayerischen Nationalmuseum.

**) Zu diesen beiden Bildern Dürer's, die für Bayern auf genannte Weise verloren gingen, gesellt sich als drittes das oben S. 71 erwähnte Bildniss Holzschuher's, das i. J. 1869 längere Zeit in München in der „Ausstellung von Gemälden älterer Meister, die sich in Süddeutschland im Privatbesitze befinden", zu sehen war.

***) Vergl. Cornill, Otto. Jakob Heller und Albrecht Dürer. Neujahrsblatt des Frankfurter Alterthumsvereins. Frankfurt a. M. 1871. 4° und Mittheilungen an die Mitglieder des Frankfurter Alterthumsvereins. Bd. VI. Frankfurt 1881. 8°. Seite 196—198.

trag über „Kurfürst Maximilian I. von Bayern als Gemäldesammler“, der in Druck erschien. Es ist nicht zu verkennen, dass er dabei keine leichte Aufgabe hatte, nämlich die Wahrheit nicht zu verschweigen, und doch in seiner Stellung gegen die Vorgänger in seinem Amte nicht zu rücksichtslos zu verfahren, er löste diese Aufgabe so gut als möglich.

Bei der erwähnten Versteigerung erwarb der Kunsthändler und Bildhauer Otto Entres noch manche andere gute Gemälde um geringen Preis, die er um hohe Summen wieder verkaufte.

Es waren im Ganzen 981 Gemälde, welche versteigert wurden, werthlose waren keine darunter. Jene, welche ich später selbst im Besitze von Privaten und Händlern gesehen, waren meistens um 5 bis 20 Gulden versteigert worden und hatten durchschnittlich den Werth von 300 bis 2000 Gulden, viele darunter von Meistern ersten Ranges. Im Ganzen wurden 8000 Gulden dafür erlöst, demnach für je ein Gemälde ungefähr 8 Gulden 10 Kreuzer. Ich will davon nur noch folgende erwähnen: zwei lebensgrosse Bildnisse von Tobias Stimmer, den Rubens schon hochgeschätzt hatte, einen Schweizer Landamann und seine Frau in ganzer Figur darstellend, in prachtvollem Kolorit und genauester Ausführung des reichen Kostüms und des Schmuckes: diese hatte Karl Waagen um eine Kleinigkeit damals ersteigert und um eine hohe Summe an die städtische Gemäldegallerie zu Basel verkauft, wo sie jetzt als Perlen anerkannt sind. Von diesem bedeutenden Meister befindet sich jetzt in der Pinakothek zu München nicht ein Stück. Bei dem ehemaligen

Bedienten des kunstliebenden Staatsraths von Kirschbaum war ich überrascht, zwei prachtvolle Landschaften von Salomon Ruysdael zu sehen, die derselbe in dieser sogenannten Schleissheimer Versteigerung um 50 Gulden ersteigert hatte, die aber im geringsten Anschlag den Werth von 6000 Gulden hatten. Bei Ferdinand von Miller, dem Inspektor der königlichen Erzgiesserei, sah ich zwei wunderschöne Gemälde von Melchior Hondekoeter, die um 30 Gulden versteigert worden waren; wie bekannt, kam schon damals ein Gemälde dieses Meisters auf 3000 bis 6000 Gulden, u. s. w.

Wir besitzen von der älteren bis zur neueren Zeit Listen der Preise, um welche Gemälde solcher Meister in Paris, London, Köln etc. versteigert wurden. Demnach kann man mit Sicherheit annehmen, dass durch jene unglückselige sogenannte Schleissheimer Versteigerung der Staat wenigstens um eine Million geschädigt wurde.

Wie hätte man die Kunstsammlungen von Augsburg, Nürnberg, Bamberg, Aschaffenburg heben können, wenn man die kleineren Gallerien daselbst durch diese Schätze vermehrt hätte.

Wer trug nun die Schuld an jener Kunstbarbarei? Es war damals Clemens Zimmermann, Galleriedirektor, wesshalb ihm oft die ganze Schuld in die Schuhe geschoben wurde, jedoch mit Unrecht. Derselbe hatte sich nie für einen besonderen Gemäldekenner ausgegeben, und er erhielt jene Stelle, ohne dass er sich darum beworben hatte; er war auch ein Mann, der sich leicht leiten liess. Das Ministerium wendete sich in dieser Angelegenheit an den Direktor der Aka-

demie der bildenden Künste, Wilhelm von Kaulbach. Dieser sagte: „Meine Sache ist es nicht, aber Professor Philipp Foltz ist der Mann, welcher alles weiss und versteht.“ Daher führte derselbe auch bei jener Versteigerung das grosse Wort; wer sonst noch mehr oder weniger dabei betheiligt war, vermag ich nicht zu sagen.

Ungeachtet dessen wurde Philipp Foltz später Direktor der Central-Gemäldegallerie. Die Folge davon war, dass er in einigen Jahren gegen 60 wohlerhaltene Gemälde der grössten Meister in der Pinakothek übermalte oder stellenweise hinein malte, so z. B. übermalte er an einem Bildniss von Rubens den Hintergrund; in der Mitte eines Blumenkranzes von Daniel Seghers war ein Marienbild grau in grau, statt des letzteren malte er eine Landschaft hinein; in dem Bildniss der Frau des Rubens, der geborenen Helene Fourment, von diesem selbst gemalt, hatte der Meister ihr nur eine Perlenschnur um den Hals gegeben, Foltz malte eine zweite dazu; in dem Hintergrund eines Gemäldes von Heinrich Roos malte er ein Haus, wo vorher keines vorhanden war; in den Bauernscenen von Brouwer konturirte er die Figuren u. s. w. Er behauptete, dass er dadurch diese alten Meister erst zu Ehren gebracht habe.

Nach dem Tode von Foltz wurde der überaus geschickte Professor Aloys Hauser als Restaurator an der Pinakothek angestellt. Dieser hatte noch eine Reihe von Jahren damit zu thun, jene Uebermalungen, die unter dem Namen „Foltzerei“ bekannt wurden, mit Vorsicht hinwegzuschaffen. Es war dabei noch

ein Glück, dass Foltz, mit der Technik nicht bekannt, auf den alten verhärteten Firniss malte, wodurch das Hinwegnehmen der Uebermalung ohne Verletzung des Ursprünglichen erleichtert war.

Bei allem dem ist es merkwürdig, dass Foltz, besonders für seine Zeit, ein geschickter Künstler war, man sehe z. B. das grosse Gemälde von seiner Hand, die Blüthezeit Athens unter Perikles, in dem Maximilianeum zu München; ferner die junge Bauersfrau mit ihrem Kinde im Kornfeld spielend in der Schleissheimer Gallerie. Wir erkennen darin wieder, dass nicht immer die Künstler das richtigste Urtheil über Kunst haben. Das kann wohl sein, doch eine Regel ist es nicht, denn ein schaffender Künstler wendet häufig sein ganzes Sinnen und Trachten einer bestimmten Richtung zu, in welcher er schafft, und er darf seine Kräfte nicht zersplittern. Auch werden Künstler niemals die kritische Objektivität besitzen, wie die Kunstgelehrten, womit aber nicht gesagt sein soll, dass auch diese Herren keine Fehler begehen können.

XIX. Fürst Karl Anton von Hohenzollern.

Oefter war ich in Sigmaringen, wo mein Schwager Karl von Mayenfisch bei dem Fürsten Kammerherr, später Hofmarschall war. Der Fürst besass schon von alten Zeiten her eine prachtvolle Sammlung von Kunstschätzen jeder Art, welche noch bedeutend dadurch vergrössert wurde, dass mein Schwager seinen Besitz an Prachtwaffen und anderen Kunstwerken, die er besonders in der Schweiz gesammelt hatte, dem

Fürsten abtrat. Die fürstliche Familie zeigte stets für mich und meine Arbeiten grosses Interesse.

Der Fürst übergab mir zur Veröffentlichung ein unschätzbares Prachtwerk und Unikum: „Hans Burgkmair's Turnierbuch"; mit meinem Wissen das einzige der Art, bei welchem der Meister beabsichtigte, die Turniere so darzustellen, wie sie in zwei Jahrhunderten gehalten wurden. Es ist vollendet durch Hans Burgkmair den Jüngeren 1553. Meine Ausgabe in Kupferstich und freiem Handkolorit erschien bei Heinrich Keller in Frankfurt am Main 1853 und ist bereits längst im Kunsthandel vergriffen.

Im Jahre 1869 war ich wieder als Gast bei dem Fürsten Karl Anton in Sigmaringen. Des Abends sass ich öfter vor dem Souper bei ihm auf der Terrasse, er sprach sich dabei freier aus, als er es vielleicht bei der Tafel gethan hätte. Diesen geistreichen Mann über so manche Erlebnisse zu hören, war für mich von hohem Werthe; er erzählte u. A. von seinen Studien auf der Universität zu Göttingen, wie er noch mit den drei letzten Königen von Bayern zusammen gekommen und wie er sie beurtheilte. So sagte er z. B. von König Ludwig I.: „Dieser Regent konnte doch öfter recht unartig sein; hören Sie, was ich mit ihm erlebte. Im Jahre 1867, bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung, war König Ludwig wie auch ich vom Kaiser Napoleon eingeladen. Als wir im Schlosse zu Compiègne bei Tafel sassen, wurde die Unterhaltung in französischer Sprache lebhaft geführt. Während einer Pause rief mir Ihr König laut über die Tafel auf Deutsch zu: „Nicht wahr, Sie sind der

Fürst, welcher sein Fürstenthum an Preussen verkauft hat?" Da ich schon auf Aehnliches gefasst war, antwortete ich mit den gleichen Worten: „Ja, ich bin der Fürst, welcher sein Fürstenthum an Preussen verkauft hat, aber noch zur rechten Zeit." Nach der Tafel trat Napoleon zu mir und sprach auf Deutsch in schwäbischem Dialekt: „Lieber Vetter, das hat mich recht gefreut, wie Sie den Bayere König so gut bedient hawe." Zur Erklärung diene, es war damals die Meinung ziemlich verbreitet, dass Preussen die kleineren deutschen Staaten annektiren werde.

Bei meinem Sommeraufenthalt zu Tegernsee 1872 kam ich mit dem Freiherrn von Jeetze, dem ehemaligen Adjutanten des Königs Ludwig I., zusammen, ich erzählte ihm jene Geschichte, worauf er sagte: „Ich war dabei und beobachtete, wie der König dem Fürsten etwas über die Tafel zurief, der Fürst ihm antwortete und dann von Napoleon angesprochen wurde, allein um was es sich handelte, habe ich der Entfernung wegen nicht verstanden, das erfahre ich jetzt erst durch Sie; allein eine dazu gehörige Geschichte sollen Sie nun durch mich erfahren. Als ich damals mit dem König im Schlosse von Compiègne ankam, standen oben auf der Marmortreppe der Kaiser und die Kaiserin, den König von Bayern erwartend; auf beiden Seiten der Stufen die Gardes du Corps mit blanker Waffe. Der König ging nicht hinauf, er sprach mit dem Gardisten rechts: „Ein alter Krieger, schön dekorirt etc.", dann wandte er sich zu jenem links und so hinüber und herüber, dabei war meine Verlegenheit grenzenlos, denn ich hätte den König

nicht zum Hinaufgehen bewegen können. Endlich kam Napoleon allein die Treppe herunter, Kaiser und König begrüssten sich freundlich und gingen mit einander hinauf, wo sie die Kaiserin erwartete. Es hatte sich nämlich König Ludwig I. bei seiner Thronentsagung die Ehrungen und Rangstellung eines regierenden Königs vorbehalten, wonach ihn Napoleon unten an der Treppe hätte empfangen sollen, daran dachte derselbe aber nicht sogleich." —

Im Jahre 1856 hatte der Fürst Karl Anton von Hohenzollern die Absicht, seinen reichhaltigen Besitz an Werken der Kunst und Wissenschaft in gediegenen Herausgaben durch den Buch- und Kunsthandel allgemein nützlich zu machen. Da seine Kunstschätze sehr vielseitig waren, so musste er deren Herausgabe verschiedenen Fachleuten übertragen. Zu diesem Zwecke berief er zu einer Berathung im Jahre 1858 nach Düsseldorf, wo er Gouverneur war und das Schloss Jägersburg bewohnte, Ludwig Lindenschmit den Direktor des römisch-germanischen Museums in Mainz, Professor Andreas Müller, Maler in Düsseldorf, meine Wenigkeit und Dr. Franz Bock, welcher damals noch in keinem so üblen Geruch stand. Lindenschmit wurde mit Herausgabe der römischen Ausgrabungen und Pfahlbautenfunde beauftragt, die in einem sehr verdienstlichen Werke erschienen.*)

Mir wurde die Aufgabe, ein Werk unter dem Titel „Die Kunstkammer S. K. H. des Fürsten Karl

*) Die vaterländischen Alterthümer der fürstlich Hohenzollerischen Sammlungen zu Sigmaringen von L. Lindenschmit, Mainz, bei Viktor von Zabern, 1860. Es enthält über 1000 Abbildungen und einen auf gründlichen Forschungen beruhenden Text.

Anton von Hohenzollern" herauszugeben, welches im Jahre 1866 bei F. Bruckmann in München erschien und mit der zehnten Lieferung vollendet war. Es enthält eine Anzahl von Werken der Kunst und des Kunsthandwerkes, aus dem 10. bis in das 17. Jahrhundert, mit 60 Tafeln und 100 Darstellungen in Kupferstich und freiem Handkolorit; der nur sachlich gehaltene Text ist deutsch und französisch. Der Fürst hatte grosses Wohlgefallen daran. Es wurde nicht ohne besondere Anstrengung von meiner Seite wie von der der Kupferstecher hergestellt, denn alle diese Dinge haben keinen Werth ohne die grösste Genauigkeit.

In Sigmaringen erlebte ich als Gast noch manches Interessante z. B. im Jahr 1869 den 29. August bei der feierlichen Enthüllung des Denkmals für den Fürsten Karl, den Vater des Karl Anton. Im Jahre 1875 war ich wieder in Sigmaringen und von da als Gast in dem nahen Krauchenwies, dem Sommeraufenthalte der Herrschaft. Ich traf daselbst hohe Gäste, den Grossherzog Friedrich von Baden mit Gemahlin, den Grafen von Flandern mit Gemahlin Maria von Hohenzollern, Tochter des Fürsten Karl Anton, den Herzog von Anhalt-Dessau mit Gemahlin und Tochter und den zuletzt angekommenen Kronprinzen des deutschen Reiches, den nachmaligen Kaiser Friedrich. Sämmtliche Herrschaften besuchten vor ihrer Abreise die „Kunsthalle" bei dem Schlosse Sigmaringen, wobei mir das Amt eines Erklärers übertragen wurde; von da aus fuhren dieselben nach dem Bahnhof, wohin sie der Fürst begleitete, leider konnte derselbe nicht mehr gehen, er

wurde auf dem Lehnstuhl in den Wagen gehoben, von welchem aus er aber noch selbst flott kutschirte; seinen freundlichen Abschiedsgruss konnte ich nur in tiefer Wehmuth erwidern, es war auch zum letztenmal, dass ich ihn sah; er starb den 2. Juni 1885.

Nach dem Wunsche des Grossherzogs von Baden und seiner Gemahlin besuchte ich auf der Heimreise nach München das Schloss auf der Insel Mainau im Bodensee, den schönen Sommeraufenthalt der grossherzoglichen Familie. Dasselbe, in herrlicher Umgebung, war vor Zeiten ein Sitz des Deutschherrenordens. Die hohen Herrschaften zeigten mir daselbst viele, besonders in neuerer Zeit angesammelte, Kunstschätze, und ich sah dabei mit Vergnügen, wie das Fürstenpaar Freude und Interesse für alles Schöne und grossen Eifer für Hebung der Kunst und des Kunsthandwerkes zeigte.

Auch später blieb mir noch der Grossherzog überaus freundlich gesinnt, wie er sich auch meines 80. Geburtstages erinnerte, indem er mich zu diesem Tage, wie schon früher, mit einem hohen Ehrenzeichen bedachte.

XX. Die Münsterkirche zu Kloster Heilsbronn.

Die alte Klosterkirche Heilsbronn, zwischen Nürnberg und Ansbach gelegen, war die Begräbnissstätte der Burggrafen von Nürnberg und der Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach (Ansbach) wie mancher Ritter des Schwanenordens und anderer adeliger Geschlechter. Die Kirche auf bayerischem Boden ist

bayerisches Eigenthum, während in den Gräbern die Ahnen des preussischen Regentenhauses ruhen. Schon in dem dreissigjährigen Kriege wurden viele Gräber geplündert und Grabsteine vernichtet; daher sprach im Jahr 1853 der König von Preussen Friedrich Wilhelm IV. den Wunsch aus, dass der Bau der Kirche und besonders die Gräber darin genau untersucht und bestimmt würden. Zu diesem Zwecke wurden von preussischer Seite der schon genannte damalige Oberceremonienmeister von Stillfried, und ich von Bayern dahin beordert. Minister von Zwehl befand sich auf einer Reise, sein Vertreter, Staatsrath von Pelkhoven, sagte mir: „Der Excellenz von Stillfried gegenüber werden wir Ihnen, der Courtoisie wegen, einen Hofkavalier gleichen Ranges beigeben.“ Ich dachte dabei an den Grafen Pocci oder an die Grafen Moy und Castell, allein als ich dort war, erschien zu meiner Ueberraschung Baron Aretin, der den Weg gefunden hatte, welchen ein aktiver Hofkavalier betreten sollte. In der Begleitung von Stillfried war der geschickte Hofmaler Sixtus Jarwart aus Nürnberg, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, als er Zeichnungen für das Hohenzollerische Werk herstellte.

In Folge unserer Untersuchungen erschien erst im Jahr 1877 das Werk unter dem Titel „Kloster Heilsbronn. Ein Beitrag zu den Hohenzollerischen Forschungen von Dr. R. G. Stillfried. Berlin 1877.“ Von den Ergebnissen unserer Untersuchungen will ich hier nur Einiges hervorheben, was nach meiner Ansicht Stillfried in jenem Werke nur viel zu leicht behandelte, indem er vor allem Anderen die Genealogie der Hohenzollern im Auge hatte.

Das erste Grab, welches wir öffneten, war jenes des Ritters vom Schwanenorden Georg von Sack, † 1483. Dessen Figur erscheint fast freistehend an der Wand des rechten Seitenschiffes in voller Rüstung mit blossem, reichbelocktem Haupte, darauf die Sendelbinde mit hohem Reiherbusche, auf der Brust den Schwanenorden an der um die Schultern laufenden Kette. Direkt vor diesem Grabstein ist auf dem Boden eine über 7 Fuss lange Steinplatte mit dem Wappen des Ritters eingelassen, ohne Zweifel musste unter derselben das Grab des Ritters sein, und zwar noch unberührt. Stillfried, wie ich konnten kaum zweifeln, dass jener vornehme Herr nicht ohne reichen Schmuck in das Grab gelegt wurde; wir äusserten schon unsere Freude, dass wir daselbst sicher ein Original des Schwanenordens finden würden, worauf der König einen grossen Werth legte, da, wie angenommen wurde, nur noch ein Exemplar davon existirt. Wir liessen die Steinplatte heben und 7 Fuss in die Tiefe graben, dann erschien eine weisse Masse Gips oder Kalk. Da ich das weitere Aufdecken, mit gehöriger Vorsicht, keinem Arbeiter zutraute, stieg ich selbst hinab; in den aufgehobenen Gipsschichten zeigte sich der Abdruck einer Leinwandumhüllung, in welcher sich genau die Textur des Stoffes erkennen liess; mit einer Malerspachtel entfernte ich die Masse von einem gut erhaltenen 7 Fuss langen männlichen Skelett mit zwei Reihen weisser Zähne; weiter nichts. Wir waren sehr enttäuscht, ersahen aber bald aus den Annalen, dass dieses Grab in eine Periode fiel, in der häufig die Leichen zwar mit grossem Prunk in die Kirche ge-

bracht, aber dort ohne alles Weitere nur mumienartig in Leinwand eingebunden in die Erde gelegt wurden, und zwar, wie man mir sagte, gemäss eines Bibelspruches, nach welchem man das der Erde wiedergeben soll, was von der Erde kam. Aehnlich verhielt es sich mit den meisten Gräbern dieses Zeitraums, welche sich unter der Erde und nicht über derselben in Hochgräbern befanden. Wir öffneten deren gegen hundert. Bei der Mehrzahl derselben musste ich den Maulwurf machen.

Während wir aus vielen Gründen annehmen dürfen, dass durchschnittlich die Menschen im Mittelalter, wenn auch stärker, so doch kleiner, als in unseren Tagen waren, so machte doch das Geschlecht der Hohenzollern sichtlich eine Ausnahme. Die Länge der Skelette, welche ich gemessen habe, war nie unter 6½ Fuss, aber meistens darüber, selbst jene der Frauen nicht ausgenommen; entsprechend stark waren die Knochen, merkwürdig die Zähne, fast ausnahmslos regelmässig und blendend weiss.

Eine besondere Angelegenheit war es uns, das Grab der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich I., Elisabeth von Bayern, der sogenannten schönen Else, gestorben 13. November 1443, aufzufinden. Da man aus verschiedenen Gründen schliessen musste, dass sich dasselbe in dem äussersten rechten Seitenschiff befindet, und da vor dem Altar eine Steinplatte in der Grösse eines Grabes in den Boden eingelassen war, so sprach ich mich Stillfried gegenüber aus, dass ich annehmen könne, die schöne Else ruhe unter jener Steinplatte und zwar mit den Füssen gegen den Altar, und da

verschiedene Zeichen einer Frau fürstlichen Standes vorhanden sein könnten, wie der Mantel mit der Pelzverbrämung (Kleinspalt), daran an den Enden des Mantels, in der Gegend der Schultern, eine Agraffe verbunden mit Spangen oder Schnüren, in denen möglicherweise die Finger der linken Hand eingelegt seien u. s. w., so gäbe ich die, wenn auch etwas gewagte, Hoffnung auf einen glücklichen Fund noch nicht auf. Stillfried sagte: „Sie sind sehr phantasiereich!“ Die Platte wurde aufgehoben und 6½ Fuss in die Tiefe gegraben. Da zeigten sich die kaum noch kenntlichen Spuren eines ehemaligen Sarges, wohl aus Holz und Eisen bestehend; ich stieg hinunter und begann mit aller Vorsicht zuerst den Schutt von einem weissen Schädel mit weissen Zähnen zu entfernen; sogleich darunter kam ich auf Finger der linken Hand. Diese lagen hinter der Binde, die aus feinen aneinandergehäkelten Silberblechstreifen bestanden und von einer bis zur anderen Schulter liefen. An beiden Enden dieser Spangen zeigten sich, wenn auch zertrümmert, kleine Bouquetchen, bestehend aus Golddraht mit farbigen Steinchen. Von dem fürstlichen Mantel selbst war vor der Hand nichts zu sehen. Ich war aber sehr überrascht, dass meine allerdings sehr gewagte, nur auf allgemeiner Erfahrung beruhende, Behauptung als Wahrheit vor meinen Augen lag. Stillfried, Aretin, Jarwart und Andere standen am Rand der Grube. Ich konnte mich nicht enthalten, hinaufzurufen: „Meine Phantasie ist Wahrheit!“ Als ich das 5½ Fuss lange Skelett bis zu den Füssen frei gelegt hatte und aus der Tiefe steigen wollte, trat

ich unter den Füssen des Skeletts auf einen weichen Gegenstand, und es wurde mir unheimlich. Ich verliess die Grube. Man holte jene Masse mit Hacken herauf und entwickelte den Knäuel; es war ein Rest der Schleppe des Mantels von dunkelgrünem Sammt mit weissem Pelz schuppenartig besetzt: gegen Erwarten noch ein Zeichen des fürstlichen Standes. Die Gebeine der schönen Else, wie alle jene, welche wir noch unberührt in der Erde fanden, liessen wir in neu gefertigten Holzsärgen wieder an derselben Stelle versenken. Jarwart fertigte bei dieser Gelegenheit vortreffliche Zeichnungen nach hohenzollerischen Denkmalen für das Stillfried'sche Werk und ich bildete deren für mein Werk ab. Ausserdem untersuchte Jarwart mit mir noch manche Sarkophage und Grüfte, wobei wir ungeachtet der früheren Plünderungen noch manches Interessante fanden, u. A. in dem Zinnsarg der Emilie von Sachsen († 1591), der dritten Gemahlin des Markgrafen Georg des Frommen, den goldenen Verlobungs- wie den Trauring.*) Eine der letzten Arbeiten, welche wir vornahmen, war die Untersuchung der anstossenden „Ritterkapelle". Der Boden in ihr war aus späterer Zeit einen Fuss hoch mit Schutt überdeckt, darauf eine Ueberlage von Steinplatten; beides wurde entfernt, der ursprüngliche Boden kam zum Vorschein, der durchaus mit Grabsteinen belegt war, auf denen sich, schwach erhaben

*) Diese Ringe erhielt König Max II., der sie seinem Oheim, dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preussen, übergab. Sie sind abgebildet in der 2. Auflage meiner Trachten etc. Bd. VIII. Tafel 563.

oder nur in Umrissen eingehauen, die Wappen der darunter ruhenden Ritter zeigten. Diese Grabsteine waren in Bezug auf Genealogie und Heraldik von hohem Werthe, sie stammten aus dem 13. bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts. Es war jene Zeit, in der die Heraldik noch nicht, wie später, in das Ornamentale überging, sondern, wo sie vom Ritter bei dem Kampfe zum Schutze und als nöthiges Erkennungszeichen getragen wurde; der dreieckige Schild schief stehend, wie er am linken Arm getragen wurde, darüber der topfartige Helm (Heaume), der über die Beckenhaube (Bassinet) gesetzt wurde, darauf die Helmdecke, ursprünglich nur um gegen Sonnenhitze zu schützen, und auf dieser die hohe Helmzierde.

Die Gebeine, die wir unter den Grabplatten fanden, waren ohne jede Beigabe. In den letzten Abendstunden zeichnete ich mehrere dieser Grabsteine für meine Zwecke, soweit es noch das Tageslicht und meine erschöpften Kräfte zuliessen.

Am 27. September war unsere Arbeit abgeschlossen, und das darüber aufgenommene Protokoll wurde von den anwesenden Zeugen Stillfried, Aretin, mir, wie vom Pfarrer Muck und dem Landrichter Forster unterschrieben.

Für die Geschichte der Architektur mag Folgendes von Werth sein. Der Haupt- und Mittelbau der Kirche ist, wie bekannt, in romanischem Stil, das südliche Seitenschiff, ein späterer Anbau, ist mit grossem Verständniss in gothischem Stil durchgeführt. Eine

---

*) In Bezug auf Grabplatten der Oettingen und der Hohenlohe siehe die 2. Auflage meines Werkes Bd. III. Tafel 155.

Säulenreihe trennt es vom Mittelbau, wodurch eine Abwechslung in der Geschmacksrichtung oder Stilart entsteht, ohne dass Eines das Andere beeinträchtigt.

Damals war die Meinung verbreitet, dass König Max II. schon vor unseren Untersuchungen durch den Oberbaurath von Gärtner die fehlenden oder unpassenden Theile der Münsterkirche wieder stilgerecht herstellen lassen wolle. Dass dies der Wille und Beschluss des Königs war, ist richtig; auch war bereits schon das nördliche Seitenschiff in romanischem Stil fast vollendet. Aber über den südlichen gothischen Bau, in welchem wir das Grab der schönen Else und gar manches Interessante fanden, war schon vom König, der nur auf Gärtner's Berichte gehen konnte, das Todesurtheil unterzeichnet. Gärtner wollte an dessen Stelle einen neuen romanischen Bau setzen. Ein Maurerpalier Namens Magd, der mir bei meinen Arbeiten mehrmals zur Seite stand und der Gefühl wie Verständniss für alles Schöne zeigte, wie mir es bei einem Manne dieser Klasse noch nie vorkam, zog mich in seiner Feierstunde ins Vertrauen; er zeigte mir, wie der Oberbaurath verboten hatte, dass die Schäden, die sich an dem Baue zeigten, nicht ausgebessert würden, weil er ihn zum Abbruch bestimmt hatte. Wir sorgten dafür, dass unser Hülferuf zum König von Bayern, wie zu jenem von Preussen drang, und dass das schöne Denkmal deutscher Kunst und Geschichte gerettet wurde.

Wenn Gärtner hier in keinem günstigen Lichte erscheint, so wird doch jeder, der Kunstverständniss besitzt, nicht zweifeln, dass er ein bedeutender

Architekt und Künstler war. Ich erwähnte schon, wie selten ein in seiner Richtung tüchtiger Künstler vielseitig sein kann. Gärtner hat im romanischen Stil Hervorragendes geleistet; ist er einmal genöthigt worden, im gothischen Stil zu arbeiten, so ist es unglücklich ausgefallen. Was will man aber in dieser Beziehung über Leo von Klenze, den weltberühmten Architekten sagen? Ich habe aus seinem eigenen Mund vernommen: „Die klassische und altgriechische Kunst hat nur allein Schönheit; sobald dieselbe aber in den byzantinischen und romanischen Stil übergeht, ist es mit der Schönheit vorbei!“ Ferner hörte ich von ihm bei einer Berathung über die Frauenkirche unter dem Vorsitze des Herrn Erzbischofs von Scherr sagen: „Die Frauenkirche zu München ist ein Bau, wie ihn ein Maurerpalier aufführen kann.“ Auch wollte Klenze das Residenztheater, eine Kunstperle Münchens, niederreissen, was aber auf Befehl König Ludwigs I. nicht geschehen durfte, wiewohl derselbe kein Freund des Rokokostils war. Schon theilweise ruinirt, liess es Maximilian II. durch den Architekten Professor Ludwig Foltz wieder herstellen. Jedenfalls aber hat Klenze uns die Antike in ihrer edlen Einfachheit vor Augen geführt, während bis dahin die missverstandene Antike, das sogenannte Empire, Mode war. —

Nahe bei der Klosterkirche zu Heilsbronn steht die sogenannte Primizkapelle aus dem 12. Jahrhundert in edelstem romanischem Baustil, die leider schon vor langer Zeit im Privatbesitz zu einer Bierbrauerei umgewandelt war. Olfers nahm mich mit in dieselbe, weil er aus ihr einzelne architektonische Theile für

das k. Museum in Berlin abformen lassen wollte; er hatte zu diesem Zwecke den Formator Rotermundt aus Nürnberg kommen lassen. Ich konnte dabei behülflich sein, da ich noch leicht beweglich war und über russige Balken und Bretter in alle Ecken kriechen konnte, um die schönsten Kapitäle, Gesimsornamente etc. herauszufinden, was ich auch mit Freuden, der guten Sache wie der Person zulieb, that. Da diese Kapelle nicht für den Staat zu erwerben war, so wurde später durch Vermittlung des nachmaligen Kaisers Friedrich das schöne romanische Portal herausgebrochen und dem germanischen Museum in Nürnberg geschenkt.

Unsere Geschäfte in Heilsbronn begannen am 7. und dauerten, wie schon gesagt, bis zum 27. September 1853, dazwischen machten wir vom 10. bis zum 16. eine Pause; in diesem Zeitraum war die Zusammenkunft der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher zu Nürnberg; wie im vorhergehenden Jahre, so auch diesmal, unter dem Vorsitze des Herzogs Johann von Sachsen. Ich fand auch bei dieser Versammlung viele alte Freunde und Bekannte wieder; auch lernte ich damals u. A. kennen, den nassauischen Archivar Habel, einen eifrigen Alterthumsfreund, der durch Ankauf fünf Burgruinen vor vollständiger Zerstörung gerettet hatte, ferner den später so berühmten Gustav Freytag, der sich für meine Arbeiten und Thätigkeit sehr interessirte. Ich war mit ihm und dem grössten Theil der Festtheilnehmer auf der Veste Coburg, da der Herzog Ernst II. es gerne gesehen hätte, wenn dorthin das germanische Museum gelegt würde.

Da unsere Untersuchungen in Heilsbronn viel Gerede machten, wollten einige die Sache in der Nähe ansehen; es waren Generaldirektor von Olfers, Hans von Aufsess, mein Schwager Karl von Mayenfisch, Ralf von Retberg, Ferdinand von Quast, Baurath Döbner, alle diese reisten nach Heilsbronn. Graf Wilhelm von Württemberg, der nachmalige Herzog von Urach, der an der Sache so vielen Antheil nahm, kam erst später nach Nürnberg. Dieser hohe Herr trat mir auch ferner noch äusserst wohlwollend entgegen, und es ist für mich eine grosse Freude, dass auch sein Sohn, der in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu dem herzoglichen Hause in Bayern steht, mir diese Zuneigung bewahrt hat. Ich blieb noch einen Tag in Nürnberg zurück und hielt daselbst am Schlusse der Versammlung einen ausführlichen Vortrag über die Nothwendigkeit der Gründung, Organisirung und Nutzbarmachung der Museen, u. A. erwähnte ich dabei auch die Worte, welche der König am 15. März 1852 zu mir in Bezug darauf gesprochen hatte, denn oft wirkt ein königliches Wort am allermeisten.

Kurze Zeit darauf, noch während ich mich in Kloster Heilsbronn befand, erhielten Oberbaurath von Voit und ich am 23. September 1853 vom Ministerium den Auftrag, uns nach Nürnberg zu begeben und zwar ersterer, damit er die alte merkwürdige Karthause, die schon zum Abbruch bestimmt war, untersuche und sein Urtheil darüber abgebe, und ich, um über die Verwendung derselben zu einem Museum, wie über das dazu vorhandene Material Bericht zu erstatten.

Aufsess hatte nämlich schon die Theilnahme und das Interesse unseres Königs Maximilian II. für seine Sache zu gewinnen gewusst, und rettete dadurch die Karthause, ein Kleinod der Stadt Nürnberg. Er konnte auf dem Schlosse seiner Ahnen sein eigener Herr sein und verschmähte nicht, für eine vaterländische Ehrensache, gleich einem Bettler, zu Hoch und Nieder zu gehen, und musste dabei oft bitteren Spott und Hohn ertragen; er zeigte, was in Begeisterung für eine gute Sache durch Willenskraft, Zähigkeit und Ausdauer zu erreichen ist.

Bei jenem Kongress in Nürnberg war mein Freund Dr. Konrad Dietrich Hassler, Studienrath und Landesconservator von Württemberg, Sekretär. Dieser legte auf meine Worte einen grossen Werth, er glaubte später Grund gefunden zu haben, als Zeuge und Schriftführer mir über meinen Vortrag und dessen Folgen eine Urkunde, in aller Form mit Amtssiegel versehen, auszustellen, was er unter dem 16. Mai 1864 ausführte.

Das Zusammensein mit jenen, meinen lebhaft angeregten und gleichgesinnten Freunden in Heilsbronn vor den Grabsteinen und den zum Theil noch offenen Gräbern stellte mir sprechend den Gegensatz von froher Gegenwart zur Vergangenheit vor Augen. Blicke ich jetzt auf jene Tage zurück, so ist alles Vergangenheit, denn auch diese meine Freunde, wie alle jene, die ich damals in Nürnberg zurückgelassen, deckt bereits längst das Grab. Die Zukunft bestand damals für mich in Hoffnung und Plänemachen, jetzt im Alter ist fast alles für mich nur Erinnerung! —

XXI. Arbeit für das bayerische Nationalmuseum.

Vor meiner Rückreise nach München hatten mich Stillfried und Jarwart dem Herrn von Aretin gegenüber zur Vorsicht ermahnt; beide riethen mir in Bezug auf das früher erwähnte Werk, Kunstdenkmäler des bayerischen Herrscherhauses, mit Aretin einen rechtsgiltigen Vertrag abzuschliessen. Auch sah sich Stillfried schon vorher einmal veranlasst, dem dortigen Pfarrer Muck meinen königlichen Auftrag vorzulegen, um zu zeigen, dass ich in keiner von Aretin abhängigen Stelle da sei. Ich nahm mir auch vor, dem guten Rathe zu folgen, dachte aber, es eilt nicht so sehr, und ging nochmals mit Aretin auf eine Reise, um Aufnahmen für die zweite Lieferung zu machen. Leider muss ich mir dabei selbst das Zeugniss ausstellen, auch hier nichts weniger als klug gehandelt zu haben, obwohl mich schon vorher auch Minister von Zwehl, Graf Pocci und Ministerialrath von Völk zur Vorsicht ermahnt hatten.

Ich hatte nur die schöne Arbeit und die interessanten Auffindungen im Auge, worüber ich alles Andere vergass; und das kam in meinem Leben nicht zum ersten- und nicht zum letztenmale vor.

Als Aretin mein Concept zu einem Vertrage, welches ich vorlegte, korrigirte, sah ich klar, dass ich bei der Sache nur ein Handlanger sein sollte, den man nach Belieben herbeirufen oder hinwegschicken konnte. Dieses und Aehnliches veranlasste mich, zu erklären, dass ich an jenem Werk nicht mehr Mitarbeiter sein könne, jedoch für mich allein stets bereit sei, mit allen Kräften für ein künftiges Museum das Möglichste

zu thun. Aretin fand noch Leute, die ihm, unter anderen Verhältnissen, auch gute Arbeit lieferten. jedoch traf dabei ein, was ich schon aus einfachen Gründen vorausgesagt hatte. Abgesehen von dem zu hohem Preis bot der Text des Werkes zu wenig für die Geschichte Bayerns, wie für die Geschichte im Allgemeinen, was ich bedauern musste, indem doch so manches Schöne darin enthalten ist. Es hatte sich eine Zeit lang besonders dadurch fristen können, dass dessen Anschaffung den Staatsbehörden befohlen war; es ist aber mit der 8. Lieferung nach Aretin's Tode unvollendet geblieben.

Nachdem ich mich von jenem Werke zurückgezogen hatte, trat für mich eine angenehme Periode ein. Ich machte Reisen, bei welchen ich für das künftige Museum interessante Gegenstände, besonders mittelalterliche Grabsteine, auffand, und hatte dabei noch Zeit, an meinen Werken, die im Gange waren, zu arbeiten, und für jene, welche ich vorbereitet hatte, Material zu sammeln. Dabei musste ich aber doch besorgen, dass der König mein Zurückziehen von jenem Werke übelnehme, jedoch gab mir Staatsrath von Pfistermeister die Versicherung, dass dieses nicht der Fall sei und sich die Majestät vollkommen in meine Lage denke.

Nachdem nun der König erkannte, dass das Material für ein Museum ausreichen werde, sprach er sich für ein solches aus und wies dazu als Interimslokal die Herzog-Maxburg an. Aretin, dem bisher nur sein Werk über die Alterthümer und Kunstdenkmale des bayerischen Herrscherhauses die Hauptsache

war, arbeitete und sammelte von da an mit allen Kräften für jene Anstalt, die vorerst den Namen Wittelsbacher Museum erhielt, und er ging, da er eine königliche Vollmacht hatte, oft beim Erwerben von Kunstgegenständen rücksichtslos zu Werke, was mitunter grosse Erbitterung erregte. Dagegen muss ich aber auch bemerken, dass Vorstände von kleineren Städten, Kirchen, entlegenen Schlössern etc. oft selbst dazu beitrugen, dass Kunstwerke ruinirt oder im Stillen durch Händler ins Ausland geschafft wurden, ohne dass sich irgend eine Stimme dagegen erhoben hätte.

Zugleich ging ich auf anderen Wegen auf Erwerbungen für das Museum aus, wobei ich stets Rath und Stütze bei dem Minister von Zwehl fand; auch begleitete mich dabei stets ein Glück, über welches ich selbst jetzt noch staunen muss.

In jene Periode des Sammelns und Arbeitens fällt auch mein Aufenthalt auf dem reizend gelegenen Schlosse Thurnau im Jahre 1858, wohin ich einer Einladung Sr. Erlaucht des Grafen Franz Friedrich Karl von Giech gefolgt war. Ich fand bei ihm und seiner Familie die freundlichste Aufnahme, er führte mich in seine Schlösser Giech, Kröttendorf, Buchau, Peesten und Wiesenfels, wo ich überall nur Interessantes fand. Von den dort vorhandenen Gegenständen will ich nur herausheben eine Sammlung altvenetianer Gläser und eine prachtvolle Mustersammlung von italienischen gepressten Ledertapeten in Gold und Farben schillernd. Dann fand ich dort u. A. auch eine wichtige Mittheilung über die erste Anwendung von flachen Fensterscheiben

von ungefähr 6 Zoll Höhe und Breite an Stelle der Butzenscheiben, ferner Aufzeichnungen von Ausgaben für Silberarbeiten wie Gehänge, Taschenbeschläge, Bestecke u. s. w. Höchst werthvoll war für mich ein Verzeichniss von Kleinodien, die am 25. April 1628 in dem Grabe einer Frau Barbara von Giech in der Pfarrkirche zu Thurnau vorgefunden worden waren. Unter den 59 Gegenständen befanden sich ausser Münzen und Ringen, — unter letzteren ein silberner Gichtring in Form eines Petschaftringes, — hauptsächlich in Gold und Silber gefasste Halbedelsteine und dergleichen, die als Amulete gedient haben müssen, nämlich:

„3 Malagitten*) in Gold gefasst, in Hertzlinform,
3 Chrysolith in Gold gefasst,
1 Augstein Herz in Gold gefasst,
1 Krottenstein in Gold gefasst,
2 Plauerstein**) in Gold gefasst,
1 Elen Klauen in Gold gefasst, darauff ein Crucifix.
1 Weisser Augstein, Herz in Gold gefasst; darauff ein Crucifix,
1 Gulden Täfflein darinnen charactern geschrieben,
1 Otterzunge in Gold gefasst,
1 Luchsklauen in Silber gefasst,
1 Weiss Corallen Zenken in Silber gefasst,
2 Cristallen in der gröss einer zimblichen Hasselnuss,
6 Rotte Corallen,
1 Sternstein in Gold gefasst,
1 Korallen Hendlin in Gold gefasst.“

*) Malachite.

**) Wahrscheinlich lapis lazuli.

Der letzte Gegenstand, wie die anderen Korallen mag zur Abwendung des „bösen Blicks“ gedient haben, wie noch heute in Italien, während die dem Thierreich entnommenen Gegenstände zur Abwendung von Krankheiten angehängt wurden. Die meisten dieser Gegenstände wurden, wenn auch nicht von Gold, so doch von Silber, bei uns bis in die neueste Zeit hinein als Miederschmuck von der weiblichen Landbevölkerug getragen.

In demselben Jahre 1858 theilte mir der Direktor von Zimmermann mit, er habe in den Kellerräumen der alten Pinakothek elf Kisten gefunden, gefüllt mit Kunstschätzen aus dem ehemaligen Elfenbeinkabinet, welche in Vergessenheit gerathen waren. Er übergab sie mir für die vereinigten Sammlungen.

Gleich nach dem am 13. November 1841 erfolgten Tode der Königin Karoline, Wittwe des Königs Maximilian I., wurde der Befehl gegeben, das Elfenbeinkabinet binnen 24 Stunden zu räumen, da für die Verwandten des königlichen Hauses, die zur Leichenfeierlichkeit kamen, in der Herzog-Maxburg Logis geschafft werden musste.

Derjenige, der den Inhalt des Elfenbeinkabinetes kannte, wie ich ihn noch im Jahre 1831 beisammen sah, kann sich eine Vorstellung machen, wie dabei verfahren wurde. Es waren darin nicht nur Elfenbeinarbeiten der grössten Meister, Statuetten, ganze Gruppen Haut- und Basreliefs etc., sondern auch Kunstwerke der verschiedensten Art, indem man früher alles, was man sonst nirgends unterzubringen wusste, daselbst in Schränken und Schubladen verschloss.

In diesen erwähnten elf Kisten befanden sich Kunstwerke von ganz unschätzbarem Werthe, so z. B. die zwei Pergamentgebetbücher, überreich mit wunderbaren Miniaturgemälden von Hans Memling geschmückt, welche Johanna, die Mutter Karls V., besessen haben soll. Dieselben gehören zu den grössten Kostbarkeiten, die München besitzt. Wie mich ältere Männer Münchens versicherten, waren dieselben in früherer Zeit unter dreifachem Verschluss und durften nur in Gegenwart von drei Beamten gezeigt werden. Ferner befanden sich unter diesen vergessenen Kunstschätzen: zwei kleine, oben abgerundete Oelgemälde von Hans Memling von ausserordentlicher Schönheit, das eine Christus und Maria, das andere Maria mit dem Kinde darstellend, dann eine Judith mit dem Haupte des Holofernes, freistehende Figur in Alabaster mit der Inschrift auf dem Postament: „Konrad Meit aus Worms“. Diese Arbeit ist von wunderbarer naturalistischer Schönheit. Ich kann annehmen, dass manche Werke dieses Meisters in Alabaster und Solenhofer Stein dem Albrecht Dürer zugeschrieben werden. Ferner ein ovales Emailbild, die Grablegung Christi von Adrian van der Werff, und ein kleines Oelgemälde, Christus am Kreuze, auf Holz in Kreuzform, von demselben ehedem so hoch geschätzten Meister; dann bei 50 Emailbildnisse, meistens fürstliche Personen darstellend, von grosser Pracht, darunter zwei kleine Bildnisse Ludwig XIV. in verschiedenen Lebensaltern von dem überaus hoch geschätzten Emailmaler Jean Petitot. Alsdann eine grosse Anzahl von Skulpturen in Elfenbein, Buchsbaum, Solenhofer Stein, Marmor, Alabaster,

Wachsmodellirungen und vieles Andere, darunter Meisterwerke ersten Ranges.

In früherer Zeit kamen auch Handzeichnungen, Skizzen, Kupferstiche der ersten Meister in das Elfenbeinkabinet; man hatte sie aber schon vor jener Räumung dem Kupferstich- und Handzeichnungskabinet übergeben, das sich vor Entstehung der Pinakothek in der alten Akademie befand. Darauf komme ich später noch zu sprechen.

Ich knüpfe nun da wieder an, wo ich bei der Entdeckungsreise mit Aretin stehen blieb. Auf jener Reise bemerkte ich schon so manches, was mir nicht gefallen konnte. Ich erkannte immer mehr, wie Aretin besorgt war, ich könnte bei dieser Gelegenheit auch etwas für meine Zwecke zeichnen und notiren; das trat besonders bei dem Grabdenkmal der Agnes Bernauerin in der Altstadt bei Straubing zu Tage. Ich hatte ihm gesagt, dass ich schon seit Jahren dieses Denkmal für mein Werk im Auge habe, und dass ich es auch nicht für jenes bayerische Werk als geeignet erachte, weil die damit verbundene Geschichte immer ein schwarzer Punkt bleibe. Dennoch wollte es Aretin in sein Werk aufnehmen. Ich erbot mich daher, es in grösserem Massstab für das Aretinische Werk zu zeichnen und es dann, ein Jahr später, verkleinert in anderer Zusammenstellung in meinem Werke zu geben. Ersteres war ihm recht, doch Letzteres gönnte er mir nicht.

In Folge dessen trüb gestimmt, stand ich doch alsbald in der von Herzog Ernst zur Versöhnung mit seinem Sohne Albrecht erbauten Kapelle, vor dem

Grabdenkmal der Bernauerin, mit ihrem Bildniss in ganzer Figur. Die Umhüllung des Kopfes das Rissentuch, die Pelzverbrämung des Mantels „Kleinspalt“, die Ringe an den Fingern, die zwei Hundchen zu ihren Füssen zeigen den hohen Stand und die Treue einer vermählten Frau an. Die kurze lateinische Umschrift in deutschen Buchstaben lässt zu denken übrig: „Anno domini MCCCCXXV. VI. die octobris obiit agnes. bernauerin. requiescat in pace.“

In allem erkannte ich, dass der Bildhauer die Leiche der Unglücklichen vor Augen hatte. Als ein Strahl der sinkenden Sonne die Geistergestalt streifte, und ich mit den Linien in ihre Gesichtszüge einging, dabei die dumpfen Töne einer Kirchenmusik aus der Ferne vernahm, überfiel mich ein Gefühl tiefster Melancholie, so dass mich die Thränen mitunter am Zeichnen hinderten. Viel früher, als verabredet war, erschien Aretin mit dem Wagen vor der Kapelle, um mich zur Weiterreise abzuholen, indem er für sicher annahm, dass ich mit der Zeichnung noch nicht fertig sein könne; doch zum Glück war sie vollendet, da ich, Aehnliches vermuthend, bis zur Erschöpfung meine Kräfte zusammengenommen hatte. Aretin staunte darüber, verglich die Zeichnung mit dem Original und lobte die Genauigkeit, aber mit einer Miene, welche nichts Gutes verrieth.

Demungeachtet stellte ich noch eine Reihe von Abbildungen her, welche theils für die erste, theils für die folgenden Lieferungen des Werkes von Aretin bestimmt waren.

Auf einem Theil der zweiten Reise begleitete uns

Graf Pocci und machte dabei Beobachtungen, die ihm auch nicht gefielen; er bedauerte, mich in diese Hände geliefert zu haben. Aber trotzdem dachte er, wie auch ich, dass es doch von Wichtigkeit sei, wenn die Majestät erkenne, wie reich das Bayernland an Kunstschätzen ist, welche noch wenig oder gar nicht bekannt waren, und dass dadurch jenes Werk, das nur Bezug auf das bayerische Regentenhaus haben sollte, zugleich eine Veranlassung zur Gründung eines bayerischen Nationalmuseums werden könne.

Schon in den ersten Tagen, als ich nach München gekommen, erhielt ich eine Einladung zu einem Stiftungsfest der Museumsgesellschaft in der Promenadestrasse. König Ludwig I. war auch zugegen; alle Räume waren reich dekorirt, in dem Tanzsaal erblickte ich zu meinem Entsetzen unter Flitterdekorirung auf der Brüstung des Orchesters einen der prachtvollsten burgundischen oder flandrischen Gobelins aus dem 15. Jahrhundert angenagelt; ein Werk an Kunstwerth, in Zeichnung wie in Kolorit ganz den Arbeiten eines Jan van Eyck oder eines Hans Memling würdig. Die Musikanten legten sich mit den Ellenbogen darauf; zwei der angesehensten Künstler rühmten sich bei mir, wie sie das alles so schön dekorirt hätten. Mir war der ganze Abend verdorben; ich dachte: O München, du Kunststadt! und klagte das meinem Freunde Pocci, der nachforschte und mich bald darauf in das „Zerwirkgewölbe“ (Wildpretkammer) der Herzog-Maxburg führte, wo jenes unschätzbare Kunstwerk unter einem hohen Haufen von Gobelins, alle von sehr hohem, wenn auch nicht von gleichem Werthe lag. Wir

führten Aretin dahin und zeigten ihm diese Kunstschätze, die allein schon zureichten, die Grundlage eines Museums zu bilden.

Ich zeigte ferner Aretin, wie ich von Berlin aus ersucht und ermächtigt sei, von historisch oder künstlerisch wichtigen Denkmalen in Bayern, für das kgl. Museum in Berlin Gipsabgüsse herstellen zu lassen, wobei stets ein zweiter Abguss für Bayern billig erworben werden könne. Dann übergab ich ihm Notizen über meine Beobachtungen, die ich in den Museen zu Wien, Berlin, Dresden und in Kunstsammlungen kleinerer Städte gemacht hatte, und eine Liste verschiedener grösserer wie kleinerer Kunstwerke, welche noch rechtzeitig für den Staat zu erwerben seien.

Obgleich Pocci dafür war, dass ich nach Wunsch des Königs Aretin unterstütze, sagte er doch, dass ich mit meinen mühsam erworbenen Erfahrungen Aretin gegenüber unklug gehandelt habe; auch musste ich dasselbe alsbald vom Minister von Zwehl selbst hören, welcher der guten Sache wie meiner Person stets aufrichtig zugethan war.

Diese Geschichte war für mich in der That noch folgenreich, doch muss ich jetzt hier abbrechen und auf ein tragisches Ereigniss übergehen.

XXII. Die Cholera.

Mit dem Frühjahr 1854 war in München der Glaspalast für die erste Industrieausstellung vollendet, bei welcher auch ich mehrfach in Anspruch genommen

wurde als Ausschussmitglied des „Vereins zur Ausbildung der Gewerke“ und auch, weil es sich gerade traf, dass die erste Auflage meines ersten Werkes: „Trachten des christlichen Mittelalters etc.“ nach langjähriger, mitunter sehr schwerer, Arbeit als vollendet im Glaspalaste aufgelegt war, was nicht ohne Gemüthsbewegung für mich bleiben konnte.

An einem Morgen der ersten Tage des August kam der Direktor Heinrich von Hess in mein Atelier in den vereinigten Sammlungen und sagte, es gehe das Gerücht, die Cholera sei ausgebrochen, sein Freund Staatsrath von Heres habe, wie er gehört, diese Nacht einen Anfall gehabt, er wolle ihn sogleich besuchen. Darauf dachte ich an die Meinen und eilte nach Hause. Als ich auf den damaligen „Dultplatz“ kam, begegnete ich einem Leichenwagen mit Kondukt und Posaunenschall, darauf sah ich das Wappen und die Worte „Staatsrath von Heres“. Nach diesem ersten Todesfall folgten bald nacheinander viele in rascher Reihenfolge. Am 16. August ergriff mich selbst die Cholera in optima forma. Mein Hausarzt Dr. Schanzenbach gab mir kleine Stücke Eis zum Schlucken und löffelweis Champagner, doch war mein Zustand so, dass jede Hoffnung für mein Leben aufgegeben war, ja ich stand schon auf der Todtenliste, die gerade in die Druckerei getragen werden sollte. Des Nachts trat jedoch eine Besserung ein und nach drei Tagen war ich ausser Gefahr. Meine arme Frau und mein ältester Sohn Franz hatten mich mit grösster Hingeburg Tag und Nacht gepflegt, meine beiden jüngeren Söhne, Emil und Friedrich, schickten wir so-

gleich mit dem Kupferstecher Klipphan, der für mich arbeitete, in unsere Heimath Aschaffenburg, wo die Grossmutter noch lebte. Nach 16 Tagen hatte ich mich soweit erholt, dass ich auch mit Frau und Sohn nach Aschaffenburg reisen konnte.

Damals war die königliche Familie, die der Cholera wegen München verlassen hatte, in Aschaffenburg. Schon am ersten Tag meines dortigen Aufenthaltes schickte die Königin Therese ihren Hofmarschall von Laroche zu mir, mit dem Wunsche, ich möchte in das Schloss kommen und Mittheilung über mein Ergehen machen. Da ich aber noch übel aussah, erbat ich mir die Erlaubniss, erst am Tage vor der Abreise der königlichen Familie erscheinen zu dürfen. Da kam ich zu dem König Ludwig I., der mich sehr huldvoll empfing und mir seine Theilnahme aussprach, darauf zur Königin Therese, welche sich schon vorher, als ich noch in München war, nach dem Verlauf meiner Krankheit erkundigt hatte. Sie erschien mir angegriffen und betrübt, ich musste ihr alle Kleinigkeiten erklären, die auf die Cholera Bezug hatten; wenn ich versuchte, von diesem Thema abzulenken, so kam sie immer wieder darauf zurück. Sie sagte u. A.: „Ich war so oft in dem schönen Aschaffenburg, habe mich aber nie so schwer davon trennen können, wie diesmal.“ Als ich mich verabschiedete und durch dasselbe Vorzimmer ging, durch das ich herein gekommen war, sah ich eine schwarze Dame vor dem Ofen stehen, ich sah durch den schwarzen Schleier hindurch Augen glänzen und glaubte, sie grüssen zu müssen. Da sie sich aber nicht bewegte, ging ich weiter.

An demselben Abend besuchte ich die Kasinogesellschaft, in welcher ich noch manche Bekannte aus früherer Zeit antraf. Ich erzählte von meinem Empfang im Schlosse und auch von der schwarzen Dame. Ich, wie alle Anwesenden sagten: „Kein vernünftiger Mensch glaubt an die Dame, welche in Bayern und Oesterrreich schwarz und in Preussen weiss erscheinen soll; aber wenn jetzt das Unglück wollte, dass ein Trauerfall in der königlichen Familie vorkäme, so würde das dumme Volk aufs Neue fest an die Mission dieser Dame glauben."

Des andern Morgens, als die Herrschaften schon abgereist waren, erfuhr ich in dem Schlosse noch Folgendes. Als ich hinausgegangen war, ging der Grossherzog von Hessen durch dasselbe Vorzimmer zur Königin, wo die ganze Familie beim Thee versammelt war, und sagte, ohne etwas besonderes dabei zu denken: „Da draussen sah ich eine schwarze Dame, ich habe sie eingeladen, mit hereinzukommen, sie ist aber verschwunden." Der Leibhusar der Königin nahm den Grossherzog auf die Seite und sagte, zitternd und bebend: „Als ich über den Kurfürstengang ging und das Theebrett trug, schwebte die schwarze Dame an mir vorüber und verschwand in der Ferne."

Vierzehn Tage darauf erhielten wir die Nachricht durch Telegramm: „Die Königin ist den 26. Oktober an der Cholera gestorben"; wie ein Blitz ging es durch alle Köpfe, den meinigen nicht ausgenommen: „Die Königin todt, die schwarze Dame."

Drei Tage hernach begegnete mir Oskar von

Redwitz auf der Strasse, der mich gerade aufsuchen wollte, um Näheres über jenen Vorfall zu erfahren; denn damals interessirte er sich sehr für solche mystische Geschichten. Ich führte ihn in die Schlossbibliothek zum Professor Merkel, holte den Schlossverwalter Noe,*) der auch die schwarze Dame gesehen hatte und die Erscheinung furchtbar schauerlich ausmalte.

Da diese Geschichte viel Gerede verursachte, musste ich sie oft bis zum Ueberdruss erzählen. Dabei machte ich häufig die Beobachtung, dass, wenn ich am Schlusse versuchte, die Sache auf natürliche Weise als ein wunderliches Zusammentreffen von Umständen zu erklären, es missliebig aufgenommen wurde. Ich hatte dabei den Eindruck, als hätte ich über die erhitzte Phantasie und das wohlthuende Gruseln kaltes Wasser gegossen, und machte dabei aufs Neue die Erfahrung, dass ein grosser Theil der Menschen, und dabei nicht immer die gewöhnlichsten, wenig oder gar keinen Sinn für die grossartigen Wunder der Natur und deren Herrlichkeit besitzt, daher die erbärmliche Gespenstermacherei, zu welcher der liebe Gott seinen Namen hergeben soll. Mag man nun die Erscheinung der schwarzen Dame für irdisch oder überirdisch halten, so bleibt es doch immerhin sehr auffallend, dass sie gerade am letzten Abend des Tages, an welchem die Königin zum letztenmal in Aschaffenburg weilte, gesehen wurde.

---

*) Dieser war der Vater des bekannten Schriftstellers Dr. Heinrich Noë.

XXIII. Ostende und Brügge.

Im Jahre 1856 den 16. August überfiel mich wieder ein choleraartiges Leiden. Die Aerzte waren rathlos, indem kein Mittel wirkte, sie verordneten zuletzt das Seebad in Ostende. Es reiste um diese Zeit die Wittwe des ehemaligen Bundestagsgesandten Baron von Oberkamp mit ihrem geistlichen Sohne ebendahin, ein braver Diener, der mit seinem früheren Herrn, dem Baron von Fechenbach, schon öfter die Reise nach Ostende gemacht hatte, begleitete sie; Oberkamps boten sich an, mich unter ihrer Obhut mitzunehmen, durch welche grosse Freundlichkeit sie meiner guten Frau schwere Sorgen abnahmen. Wenn auch sehr schwach, so kam ich doch glücklich in Ostende an. Hier sah ich zum erstenmal die offene See, die ich bis dahin nur durch Beschreibungen kannte und noch vielmehr durch die Meisterwerke eines Ludolf Bakhuysen, Simon de Vlieger, des Bonaventura und Jan Peeters, Willem van de Velde und ähnlicher Künstler. Welchen Eindruck musste mir daher die Natur selbst machen! Jede Viertelstunde bot sie mir einen neuen Reiz. Wenn auch jene Künstler vor 200 Jahren lebten, hatte ich doch den Eindruck, als ob sie mich hier noch im Leben umgäben. Eine Dame hohen Standes, welche zugleich angekommen war, sagte schon am zweiten Tag, sie könne den Anblick der See nicht mehr länger ertragen, das Einerlei, nichts als Wasser und Luft, sei doch zu langweilig; sie zog sich in ihre Wohnung zurück und schloss die Fenster. Dieses nur ein Beispiel von dem Vielen, das ich in der Art erlebte; wie müssen wir solche Menschen, bei

ihrem hohen Stand und vielem Gelde, ihrer Armuth wegen bedauern!

Der Anblick der See hätte mich nie ermüdet, jedoch ohne Beschäftigung wäre mir ein längerer Aufenthalt daselbst nicht möglich gewesen. In dieser Hinsicht war das nahe Brügge (Bruges) ein Glück für mich; des Morgens. nachdem ich das Bad genommen, konnte ich mit dem Bahnzug dahin fahren und des Abends wieder in Ostende sein.

Brügge bot mir so viel Interessantes wie nicht leicht eine andere Stadt, es machte mir den Eindruck eines mittelalterlichen Museums, in welchem alle Zweige der Kunst vertreten sind. Unter dem Vielen, was mich daselbst anzog, waren es vor allem die Gemälde des Hans Memling in dem ehemaligen Kapitelsaal des St. Johannisspitals, darunter der berühmte Reliquienschrein der heiligen Ursula. Die Bemalung desselben zeigt in mehreren Abtheilungen und reichen Kompositionen die Legende dieser Heiligen.

Obgleich ich diesen Meister längst kannte und hoch schätzte, so musste ich mir doch vor letztgenanntem Werke sagen: Dieser Meister war ein überirdisches Wesen, denn er gab nicht nur die Natur mit Treue wieder, sondern er malte auch den Genius derselben, der dem gewöhnlichen Menschen stets verborgen bleibt, — es war ein Seelenmaler. Mit grosser Freude erfüllte mich, in letzter Zeit zu erfahren, dass jetzt durch die Forschungen erwiesen ist, dieser grosse Maler stamme aus Deutschland und zwar aus dem Gebiete der Kurfürsten von Mainz.

Wie diese Werke der Malerei, so überraschten

mich in der Liebfrauenkirche (Notre Dame) andere der Plastik, so vor allem die Grabdenkmale der Maria von Burgund († 1482), der ersten Gemahlin des Erzherzogs, späteren Kaisers Maximilian I., und ihres Vaters Karls des Kühnen, des letzten Herzogs von Burgund. Die Erzherzogin ruht auf einem kolossalen Sarkophag von schwarzem Marmor in Bronceguss mit dem Haupt auf einem Kissen, in fürstlichem Prachtornate von wunderbarer Schönheit, und bei aller Naturwahrheit von idealer Auffassung und technischer Vollendung. Die Seitenwände des Sarkophags sind mit reichem plastischem Bildwerk in Bronceguss überdeckt, das in reichem Ast- und Laubwerk den kaiserlichen Stammbaum zeigt, in welchem Engel die vielen Wappenschilder halten, deren heraldische Färbung durch Emaillirung, Vergoldung und Versilberung hergestellt ist. Der Grund dieser reichhaltigen Ornamentik ist durchbrochen und zeigt den schwarzen Marmor des Sarkophags. Mit Sicherheit kann ich behaupten, dass dieses Denkmal zu den vorzüglichsten gehört, welche existiren. Ich staunte, dass es mir bis dahin unbekannt geblieben war. Später erfuhr ich, dass der Meister desselben Pieter de Beckere, ein Goldschmied und Giesser von Brüssel war, der dieses eminente Werk in der Zeit von 1495 bis 1502 vollendete. Wie gesagt wird, hatte dieser wunderbare Meister schlechten Lohn davon. Obgleich er noch nicht die bedungene Zahlung erhalten hatte, musste er mit seinem Vermögen das Gold anschaffen, um die Feuervergoldung des grossen Werkes herzustellen, bei welcher er durch die Quecksilberdämpfe seine Gesund-

heit und bald auch sein Leben verlor. Dass der Errichter dieses Denkmals Maximilian I. sein muss, ist zweifellos, obschon in der Beschreibung von Brügge und Umgebung von James Weale 1864 als solcher dessen Sohn, der Erzherzog Philipp, angegeben ist, der bei dem Tode seiner Mutter erst sechs Jahre alt war. Neben dem Grabdenkmal der Maria von Burgund steht jenes ihres Vaters, Karls des Kühnen, der in der Schlacht bei Nancy 1477 gefallen ist und dessen Leiche zuerst dort in der St. Georgenkapelle beigesetzt war. Sein Urenkel Karl V. liess sie 1550 nach Brügge bringen, wo ihm sein Ururenkel Philipp II. im Jahre 1558 dieses Denkmal errichten liess. das durch den Bildhauer Jakob Jongelincx 1559 bis 1562 ausgeführt wurde. Dieses Denkmal ist, in der Hauptform, jenem der Maria von Burgund ähnlich, doch kommt es ihm an Pracht und Kunstwerth nicht gleich und hat auch als Porträtfigur wenig Werth, da es erst über 80 Jahre nach Karl's Tode gefertigt wurde.

In dieser Kirche bewunderte ich auch die lebensgrosse Marmorgruppe Maria mit dem Kinde, von wunderbarer Schönheit, ein Kunstwerk von Michelangelo, das Peter Moscron, ein reicher Kaufmann und Bürger der Stadt Brügge, dorthin gestiftet hatte.

Unter den übrigen Kirchen von Brügge, in denen ich viele interessante Gemälde der niederländischen Schule aus dem 16. Jahrhundert sah, war es die Kathedrale (St. Sauveur), die mir einen neuen von mir bis dahin nicht gesehenen Meister bot, es war dies Lancelot Blondeel. der von 1520 bis 1561 in italisirendem Stile malte. Ursprünglich Maurer, behielt er

die Maurerkelle als Künstlerzeichen bei und fügte den Schild der Malerzunft an, drei silberne Schilde in einem grösseren blauen Schilde. In der genannten Beschreibung von Brügge und Umgebung ist das Märchen wiederholt, nach welchem dieses das Wappen sei, welches Maximilian I. dem Albrecht Dürer verliehen habe. Schon vom 13. Jahrhundert an ist das Wappen der Maler (Schilderer) drei silberne Schildchen, in Frankreich und in den Niederlanden in einem grösseren blauen und in Deutschland in einem rothen Schilde.*)

In dieser Kathedrale sah ich noch manches für meine Arbeiten höchst Werthvolle u. A. einen Bischofstab aus dem 12. Jahrhundert vergoldet, blau emaillirt mit der Legende der heil. Valeria.**)

Unter den vielen mit Kunstwerken angefüllten Prachtbauten der Stadt sprach mich besonders das Palais de Justice an, das ehemalige Rathhaus der „Freiheit Brügge" (le Franc de Bruges, der freien Landbewohner, der buitenpoorters), und darin der wunderschöne Gerichtssaal, (Chambre échevinale) mit den herrlichen Holzskulpturen nach Zeichnungen von Lancelot Blondeel durch den Bildhauer Karel Hendrik Geerts 1850 ausgeführt, darunter freistehend in Lebens-

---

*) Vergl. Lisch, G. C. F. Das Amt und Wappen der Maler und Glaser und das Künstlerwappen, in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. XXIII. Jahrgang. Schwerin 1858. 8° Seite 377—384 und Warnecke, Friedrich. Das Künstlerwappen. Berlin 1877. 4°.

**) Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften. 2. Aufl. Bd. II. Frankfurt a. M. 1881. Tafel 108.

grösse die Standbilder Karl V., Maximilian I., Maria von Burgund, Ferdinand von Aragonien, Isabella von Castilien, dabei die Medaillon-Bildnisse der übrigen kaiserlichen Familie und deren Wappenschilde in Basrelief von den geschmackvollsten Ornamenten umgeben.

Auf meiner Heimreise fand ich noch vieles Interessante in Antwerpen, Mecheln, Brüssel und andern Städten, worauf ich zurückkomme, wenn ich von meiner späteren Reise in den Niederlanden spreche.

XXIV. Fortschritt in der Museumsangelegenheit.

Nach München zurückgekehrt, fühlte ich mich in Folge des Seebades sehr gekräftigt, obwohl erst gegen Neujahr meine Gesundheit wieder vollständig hergestellt war. Ich konnte wieder mit Lust arbeiten. Die erste Auflage meiner Trachten und das Turnierbuch waren vollendet, der zweite und dritte Band der „Kunstwerke und Geräthschaften“ beschäftigten mich noch, andere Werke bereitete ich vor. Dabei machte ich auch mit Glück manche Auffindungen und Erwerbungen für das künftige Museum.

Der König hatte sich unterdessen schon mehr mit dem Gedanken, ein Museum zu gründen, beschäftigt, nachdem er gesehen hatte, wie jetzt schon das Material dazu herangewachsen war.

Eines Tages kam Graf Pocci in Aufregung zu mir und machte mir folgende Mittheilung: „Staatsrath von Pfistermeister war bei mir und sagte im Auftrag des Königs, ich solle, als Dein Freund, alles

aufbieten, Dich zu bewegen, dass Du in irgend einer amtlichen Stellung bei Errichtung und Verwaltung eines Museums Aretin unterstützest. Darauf erwiderte ich, was ich schon früher mit Deiner Uebereinstimmung erklärte, nämlich, dass Du nicht in einer Stellung neben oder gar unter Aretin arbeiten könntest, aber stets als selbstständig für die gute Sache Dein Möglichstes thun würdest. Ich erwähnte dabei noch mehrereGründe, welche diese Erklärung rechtfertigten.“

Obschon mir Pfistermeister versichert hatte, dass die Majestät nichts übel genommen habe, so war ich doch noch nicht ganz überzeugt, da hohe Herren es selten gut aufnehmen, wenn man ihren Wünschen nicht entspricht.

Bald erhielt ich aber volle Beruhigung. Am Neujahrstag 1857 wurde ich auf früh 9 Uhr in die Residenz befohlen, ich stand vor dem König, der auf das Huldvollste meine Arbeit und meinen Fleiss lobte und mit den Worten schloss: „Ich bedaure nur, dass Sie nicht mehr Ihre Kräfte meiner Lieblingsidee widmen.“ Nun glaubte ich sprechen zu müssen und begann „Wenn ich nur für die Lieblingsidee Euerer Majestät direkt, . . .“ da unterbrach mich der König mit den Worten: „Seien Sie beruhigt, mir ist alles bekannt. Ich weiss, dass Ich für jetzt nicht mehr von Ihnen verlangen kann, es freut Mich nur, Ihnen hiermit das längst verdiente Zeichen Meiner Anerkennung zu überreichen“, und dabei übergab er mir den Michaelsorden. Auch ausserdem erhielt ich von der Majestät noch manche Beweise besonderer Huld. Unter dem Wort „Lieblingsidee“ verstand der König aber nicht das

künftige Nationalmuseum, denn in Bezug darauf war er schon mit mir zufrieden, sondern das Werk: „Alterthümer und Kunstdenkmale des bayerischen Herrscherhauses“, von Aretin.

XXV. Brand des königlichen Hofbaustadels.

In der Nacht des 4. August 1858 ertönte zu München Feuerlärm, der damalige Hofbaustadel an der Isar stand in Flammen. Da zu jener Zeit daselbst noch keine organisirte Feuerwehr bestand, fühlte sich ein jeder Staatsbürger verpflichtet, zu rennen, retten und löschen; auch ich blieb nicht zurück, zumal ich schon öfter bei Aehnlichem thätig war. Als ich dabei nach Kräften half, sauste eine Feuerspritze heran, auf welcher, zu meinem Staunen, meine zwei ältesten Söhne sassen. Es erschienen auch sogleich aus dem nahen Franziskanerkloster Patres et Fratres, die mit Eifer mich und meine Söhne im Füllen, Pumpen und Dirigiren der Spritze aufs Kräftigste unterstützten. Vom Fackelschein beleuchtet bot das ein Bild, das mir unvergesslich bleibt. Zur höchsten Ueberraschung erschienen unter dem brennenden Balken- und Bretterwerk, das mit Hacken hinweggeschleift wurde, mehrere Theile eines prachtvollen Plafonds und der dazu gehörigen Wandvertäfelungen, in Gold- und Farbenpracht schillernd, reich an Ornamentik in Holzsculptur, theilweise mit eingesetzten Oelgemälden von Meisterhand. Sie zierten einst, von der Zeit des Kurfürsten Max Emanuel an, Prachtgemächer der Resi-

denz, waren aber beim Beginne des Neubaues daselbst i. J. 1832 von Klenze mit vielen anderen hinausgeworfen worden, sie sollten vertilgt werden. Gewöhnliche Arbeiter erbarmten sich ihrer, bedeckten und versteckten sie unter dem Baumaterial, und sie wurden, wie durch ein Wunder, gerettet. Das darf uns nicht wundern, es war in derselben Periode, in welcher der ebenfalls sehr berühmte Schinkel in Berlin, bei Restaurirung des königlichen Schlosses eine Masse der unschätzbarsten Gobelins hinausschaffen und per Stück um 5 Thaler verkaufen liess. Das lag im Geiste jener Zeit, dem sich nicht leicht ein Künstler entziehen konnte. Ich machte sogleich Herrn Minister von Zwehl Anzeige davon, worauf sie in Verwahr gebracht wurden bis zur Errichtung des bayerischen Nationalmuseums, wo sie dann später als grosse Prachtwerke bewundert worden sind..

XXVI. Reise mit glücklichem Erfolg.

Im Jahre 1859 machte ich wieder allein eine Reise im Interesse des künftigen Nationalmuseums; neben manchen vergeblichen Versuchen begleitete mich auch dabei ungewöhnliches Glück. Zunächst reiste ich nach Nürnberg und ging daselbst zu dem Antiquar Pickert, da ich erfahren hatte, dass derselbe eine vollständige Rüstung für Mann und Pferd aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunders, in der Art der ersten vollständigen Plattenrüstungen, von einem Freiherrn von Freyberg stammend, besitze, die auf dem

Schlosse Hohen-Aschau in Oberbayern verschleudert worden war. Allein die Forderung von 7000 Gulden dafür war nach damaligen und besonders nach unseren Verhältnissen so hoch, dass ich sie leider nicht erwerben konnte; jetzt wäre der Preis von 100 000 Mark dafür noch ein mässiger. Später fand ich diesen seltenen Ueberrest deutschen Mittelalters in Paris; ich komme noch darauf zurück.

Alsdann besuchte ich in Nürnberg die noch wenig bekannte reformirte Kirche, ehemals der heiligen Martha geweiht, in welcher eine grosse Anzahl höchst interessanter Glasgemälde aus dem 14. Jahrhundert in einzelnen nicht grossen Abtheilungen, darauf die Donatoren betend, mit ihren Wappen dargestellt, sich befanden. Die Gemeinde wollte nur jene im Chor behalten, dagegen die im Langschiff, besonders wegen der schon zu sehr verwitterten Bleifassung, veräussern. Ich benahm mich darüber mit dem Vorstand der Gemeinde, Freiherrn von Buirette, um vielleicht später, wenn auch nicht sogleich, diese Kunstwerke für den Staat zu erwerben; aber auch hier erschien für damalige Verhältnisse der Preis zu hoch.

Dann begab ich mich auf den wenig besuchten Rochuskirchhof, der für die Geschichte des bürgerlichen Lebens von ganz besonderem Werthe ist. Es ruhen daselbst die Handwerker, darunter auch manche Künstler, wie Peter Vischer, Lorenz Strauch; alle Gräber sind, wie auf dem Johanniskirchhof, mit grossen Steinen bedeckt, darauf in Bronceguss eingelassene Wappenschilde mit Hausmarken, Handwerksgeräthen und sonstigen Attributen. Es ist hier rührend zu

sehen, wie Handwerker und deren Familien einen Stolz in ihre Arbeit und Pflichterfüllung setzten. Später liess ich mehrere dieser Handwerkerattribute für das Nationalmuseum abformen. Auf diesem Gottesacker errichtete im Jahre 1518 die Patricierfamilie der Imhoff ihre Begräbniss-Kapelle*), in der sich noch manches schöne Kunstwerk befindet, wie die Geburt der Jungfrau Maria und der Tod der Crescentia Pirkheimer, der Frau des Willibald, auf der sogenannten Dürer'schen Stiftungstafel, von Albrecht Dürer oder doch in der Art desselben, ein Rosenkranzschnitzbild, wohl von Veit Stoss**), in den Fenstern noch Ueberreste von prachtvollen Glasgemälden des Veit Hirsvogel des Aelteren.

Von Nürnberg fuhr ich nach Würzburg, und dort wurde mir mitgetheilt, dass in dem Keller des nicht weit davon gelegenen Schlosses Reichenberg, Eigenthum der Freiherren von Wolfskeel, Grabsteine aufeinander geschichtet liegen. Ich ging dahin, liess mir dieselben durch Arbeiter aufrichten, damit ich das Bildwerk derselben erkennen konnte. Wenn auch aus der Zeit der späten Renaissance, erschienen sie mir doch als sehr wichtig für die Geschichte des deutschen Adels und für die Kostüm- u. Stilkenntniss ihrer Periode. Diese Grabsteine befanden sich ursprünglich in einer Begräbnisskapelle, die niedergerissen worden war. Sie stammten aus den Jahren 1590 bis 1631 und zeigten

*) Vergl. Stegmann, Hans. Die Rochus-Kapelle zu Nürnberg und ihr künstlerischer Schmuck. Nürnberg 1885. 4°.

**) Stegmann gibt zwar als dessen Meister einen Thomas Hebendanz an, den aber weder Neudörfer noch Doppelmayr kennen.

in erhabenem Bildwerk Männer und Frauen, umgeben von Inschriften und Wappen, theilweise von besonderer Schönheit. Dem in Würzburg lebenden Freiherrn von Wolfskeel stellte ich vor, wie diese Denkmale nicht leicht an einem andern Orte mehr geschätzt und besser zur Ehre der Familie aufbewahrt werden könnten, als in dem Museum, welchem der König mit besonderer Liebe zugethan sei. Nach Berathung mit seinen Verwandten machte der Freiherr in anerkennenswerther Weise diese höchst interessanten Denkmale der Majestät zum Geschenke.

In Würzburg besuchte ich ferner die alte Deutschordenskirche, in welcher ich schon im Jahre 1844 Monumente der Deutschordensritter aufnahm. Dieser prachtvolle Bau im edelsten gothischen Stil war schon damals zu einem Magazin des Artillerie-Regimentes verwendet und mit Balken, Palissaden etc. angefüllt. Ich konnte nur bedauern, dass dadurch schon manche der unschätzbaren Monumente beschädigt waren. Schon im Jahre 1844 übergab ich dem dortigen historischen Vereine meine Abbildung des Priors des Johanniterordens Berthold von Henneberg († 1330), dessen Denkmal aus der früher bestandenen Johanniterkirche dorthin gebracht worden war, und jenes des Ritters Kunz Haberkorn († 1421) mit der dringenden Bitte, das Möglichste zu thun, um diese unschätzbaren Monumente, acht an der Zahl, zu erhalten und sie der gebildeten Welt zugänglich zu machen; es geschah aber nichts! Als ich nun nach 16 Jahren wieder dahin kam, sollte gar diese herrliche Kirche im Innern verbaut werden. Der dortige freundliche Artillerie-

Hauptmann erklärte mir mit Bedauern, dass ihm keine Mittel geboten seien, diese Monumente zu erhalten, um sie aber gegen gänzliche Vertilgung zu schützen, hätte er sie übermauern lassen, ich käme zum Glück noch zur rechten Zeit, sie zu retten. Nachdem ich durch Telegramm von München die ministerielle Ermächtigung erhalten hatte, liess ich durch den dortigen Bildhauer Hehl das Ausbrechen und Transportieren dieser Grabsteine auf die Eisenbahn besorgen. Aber bald darauf schrieb mir Hehl, ich möge ihn für alle Zukunft mit ähnlichem Auftrag verschonen, er sei beinahe gesteinigt worden, weil er diese kostbaren Schätze der Stadt entführe; er habe das nicht nur vom gemeinen Volk, sondern auch von manchen Vornehmen der Stadt hören müssen. Natürlich war ich dabei der Haupträuber. Hundertmal hätten diese Kunstschätze an jenem Ort verschwinden können, und kein Hahn hätte darnach gekräht. Schon vorher und auch nachher ist mir es an anderen Orten ebenso ergangen.

Darauf begab ich mich in das nahegelegene Rimpar, da ich gehört hatte, auf welche schmachvolle Weise bei dem Umbauen und Vergrössern der dortigen alten Kirche die unschätzbaren Grabmonumente behandelt wurden. Es waren dort 14 ausgezeichnete schöne Denkmale mit lebensgrossen Bildnissen von Männern und Frauen der Familie von Grumbach, die der Architekt oder Bauinspektor Markart hinauswerfen und zertrümmern liess, indem er erklärte, dass sie nicht mehr in seinen schönen neuen Bau passten, dieser aber war eher einem missglückten Eisenbahn-

wartsaal als einer Kirche ähnlich. Ich fand darin das einzige wieder hineingebrachte oder darin gebliebene Denkmal des Eberhard von Grumbach († 1487), Vater des unglücklichen Wilhelm von Grumbach, ein vortrefflicher Werk des berühmten Tilmann Riemenschneider. Eberhard erscheint darauf in voller Rüstung, die bedeutendsten Ritterorden seiner Zeit an einer Kette um den Hals. Nachdem man diese schändliche Kunstbarbarei ungestört eine Zeitlang hingehen liess, erhoben sich einige Stimmen dagegen, in Folge dessen kam von der Regierung der Befehl, dass die Denkmale aus dem Bauschutt hervorgesucht und wieder in die Kirche gebracht werden sollten. Es geschah, aber wie? Sechs prachtvolle Ritter in Maximiliansrüstungen sah ich, mehrfach beschädigt, nicht in der Kirche, sondern in dem offen stehenden Glockenthurm, in welchem jeden Tag zweimal die Gassenjungen die Glockenseile anziehen und sich allen Unfug erlauben. In derselben Kirche hatte ich noch um das Jahr 1847 das schöne Denkmal der Dorothea, Tochter des Wilhelm von Grumbach, abgezeichnet.*) In den vier Ecken dieses Grabsteins von grauem Sandstein, befanden sich, wie gewöhnlich, die Wappenschilde der Ahnen; die Unterschrift lautete: „An . 1560 . a . Andre . Oster tag . verschid . die . Edele . tugentreiche . Jungfrau Dorothe . von . Grumpach . W. v. G.**) . eheliche dochter . d . G . g." ***) Nun erblickte ich,

*) Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften. 2. Aufl. Bd. VIII. Frankfurt 1887. Tafel 573.

**) Wilhelm von Grumpach.

***) Der Gott genade.

zu meinem Entsetzen, den Kopf der Jungfrau Dorothea auf dem Rumpf einer alten Frau von Grumbach. Von dem einen Grabstein war der untere Theil, von dem andern der obere vertilgt.

Solche Rohheit empörte mich aufs Höchste; der dortige Pfarrer, dem ich darüber klagte, sagte, es sei alles recht schön und habe auch so zu verbleiben! ?

Jene herrlichen Grabmonumente in der Deutschordenskirche konnte ich noch für das Nationalmuseum retten, aber hier konnte ich nichts mehr thun.

Schon auf meinen Untersuchungsreisen mit dem Jahre 1840 beginnend bis zur neueren Zeit machte ich oft die traurige Beobachtung, wie wenig Menschen für die Kunst und das Schöne Sinn besitzen, und zwar selbst gebildete Kreise, bei denen es doch zum guten Ton gehört, über Kunst zu sprechen. Ja, wie oft sah ich, dass Freunde der Geschichte und Forscher, die ihr Wissen nur aus Büchern und Urkunden schöpften, gleichgültig vor einem Denkmal standen, welches der Repräsentant einer ganzen Zeitperiode ist, und auf welchem eine Persönlichkeit gewissermassen wie aus ihrem Jahrhundert heraufgestiegen vor unseren Augen steht. Wie oft hörte ich Hochadelige mit Vorliebe über ihre Ahnen, ihren Stammbaum und ihre Wappen sprechen, während sie nicht ein kleines Opfer bringen wollten, um ein Denkmal ihrer Familie zu retten! Bis zur neueren Zeit kamen Ahnengallerien auf den Tändelmarkt!

Nach diesen traurigen Beobachtungen in Rimpar begab ich mich wieder nach Würzburg, wo ich noch manche interessante Erwerbungen für das Museum machte, davon erwähne ich nur folgendes. Schon

einige Jahre früher wurde die dortige Marienkapelle, ein Prachtwerk der Späthgothik ersten Ranges, restaurirt. Nach meiner Ansicht ist man dabei öfter zu weit gegangen. Der Bildhauer oder Steinmetz hatte nämlich Theile des Baues, die noch nicht zu sehr durch Zeit und Verwitterung gelitten, ausgewechselt, d. h. durch neue ersetzt; von diesen ausgewechselten Theilen konnte ich eine grosse Anzahl erwerben, wie Fialen, Krappen, Giebel und Kreuzblumen, Masswerke, Gesimstheile, Wimberge etc. Sie bildeten im Nationalmuseum eine Separatsammlung sehr lehrreicher Modelle besonders für Architekten.

Von Würzburg fuhr ich nach Gössenheim, nahe bei Gemünden. Diese beiden Orte sind von besonderem Interesse und zwar geschichtlich wie malerisch wegen des Mainstroms und der Burgen auf den Bergen. Bei Gössenheim befinden sich die Ruinen zweier grosser Burgen, die sich über zwei Berge hinzogen und sich vereinigten, wodurch sie eine grosse Burg bildeten; es war die Hohenburg später Homburg; man erkennt noch, dass sie von grosser Stärke und Schönheit war. Auch hier sah ich wieder, dass Krieg und Zeit lange nicht soviel vertilgten, als der Zerstörungstrieb der Menschen späterer Zeit; auch hier überliess man die Burg, aus der nur das Holzwerk herausgebrannt war, den Bauersleuten als Steinbruch. Es befand sich noch bis in unser Jahrhundert in der Ruine vollkommen erhalten die schöne gothische Burgkapelle. Wie man mir sagte, sollte der frühere Pfarrer von Gössenheim, in Folge eines Vermächtnisses, alle Sonntage in jener Kapelle eine Messe lesen; da ihm das zu lästig

wurde, erklärte man die Kapelle als baufällig, obgleich sie noch so felsenfest war, dass man sie theilweise mit Pulver sprengen musste. In dieser Kapelle standen mehrere höchst interessante Grabsteine der ehemaligen Burgbesitzer; später wurden vier derselben von dem Berg herabgeschleift, und lagen lange im Freien, bis sie ein Landmann und Tünchermeister, ganz nahe bei der Kirche als Rückwand für seine Ställe verwendete. Ich hatte sie schon 6 Jahre vorher dort gesehen. Drei dieser Grabsteine zeigen in Lebensgrösse, stark erhaben, die Gestalten der Ritter in vollem Waffenschmuck auf Löwen stehend, nämlich: Heinricus de Bickenbach † 1403, Conradus de Bickenbach † 1429, Dieter de Hochberg † 1381. Der vierte Grabstein in derselben Grösse enthält nur das Wappen des letztgenannten Hochberg und hatte ursprünglich die Bestimmung, die Grabstelle auf dem Boden zu bezeichnen; derselbe ist besonders für die Geschichte und Entstehung der Heraldik von Bedeutung, er zeigt nur Schild, Helm und Helmzierde, wie sie der Ritter in Wirklichkeit trug, nebst der Inschrift: „anno dom. MCCCLXXXI in die feria quarta post gangolfi *) obiit dominus dieter hohenberg cujus anima requiescat in pace amen.“**) Der Besitzer, den Pfarrer Jörg kommen liess, gab die Steine sogleich unentgeltlich ab, als er hörte, für welchen Zweck sie bestimmt seien, und stellte nur die so billige Bedingung, dass ihm seine Mauer wieder hergestellt werde. Als ich ihm 8 blanke

*) 15. Mai.

**) Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften. 2. Aufl. Bd. III. Frankfurt 1882. Tafel 210.

bayerische Geschichtsthaler als Andenken an unseren König gab, war seine ganze Familie sehr erfreut. Diese Monumente gehören jetzt zu den interessantesten Sculpturen des Nationalmuseums. In der Maingegend machte ich noch manche erfreuliche Erwerbung für das Museum und nebenbei Studien für mich, wobei mir Herr Landrichter Treppner und Herr Rentamtmann Kühlmann in Gemünden sehr behilflich waren.

Da mir bis dahin bei dieser Forschungs- und Erwerbungsreise das Glück so günstig war, gedachte ich auf meiner Rückreise über Bamberg das zu versuchen, was bisher Manche schon versucht hatten, aber noch keinem gelungen war.

Es wohnte in Bamberg Martin von Reider, Zeichenlehrer an der dortigen Gewerbeschule, ein höchst origineller Mann, den ich schon in meiner Jugend kannte. Er besass ein von seinen Eltern stammendes Haus, dem Theater gegenüber, schmal und hoch, weshalb man es das Handtuch nannte. Seine Liebe zur Kunst und allem Schönen war bei ihm, dem Hochbetagten, in Sammelmanie übergegangen. Schon bald nach Aufhebung der Klöster und Abteien, in der Periode, in der so viele Kunstschätze verschleudert wurden, hatte er zu sammeln begonnen. Sein Haus war bis unter das Dach mit Kunstschätzen und Alterthümern angefüllt; er hatte aber auch noch Vieles, darunter kolossale Gemälde und Sculpturen in Speichern und Scheunen der Stadt untergebracht. Er ging wie ein armer Mann gekleidet, versetzte öfter seine Kleider und sonstige Habe, nur um wieder ein Kunstwerk anzuschaffen, und lebte mit seiner alten Haus-

hälterin, einem Erbstück seiner Eltern, und einem schwarzen Kater, wie kaum zu glauben ist, täglich für 18 Kreuzer. Vergebens versuchten Händler und Kunstfreunde, ihm etwas abzukaufen, denn er gedachte, seinen Besitz seiner Geburtsstadt Bamberg, der er mit Liebe zugethan war, zu vermachen. Schon früher klagte er mir, dass man ihn und seinen Besitz nicht zu schätzen wisse, ihn oft einen alten Hansdampf und Aehnliches nenne; u. A. erzählte er mir, dass er einmal dem historischen Verein mehrere gute Gemälde aus verschiedenen Perioden zum Vergleich und Studium überschickt habe, worauf man ihm hatte sagen lassen, wenn er seinen Trödel nicht bald wieder abholen lasse, so würde man denselben auf die Gasse legen. Ich stellte Reider vor, wie kümmerlich er lebe, und nicht wisse, was einmal mit seinen mühesam gesammelten Schätzen geschehe; wenn er sie aber jetzt noch zur rechten Zeit an den Staat abtrete, so könne er nach München ziehen und daselbst die Schätze, die er sein Leben hindurch gesammelt, ferner sorgenfrei geniessen und das Bewusstsein haben, sein Leben lang für einen wichtigen, nützlichen und nationalen Zweck gelebt und gewirkt zu haben. Das alles sah er wohl vollständig ein, aber der Gedanke, sich von dem Besitz, der mit seinem ganzen Sein verwachsen war, trennen zu sollen, erschien ihm unerträglich. Doch endlich siegte die Vernunft bei ihm. Ich verlangte, dass er seine Forderung stelle, und er forderte eine Leibrente von jährlich 1500 Gulden. Ich liess mir das Versprechen geben, dass er dabei bleibe, wenn ich die höchste Genehmigung dazu erhalte. Der

Minister von Zwehl vernahm das Ergebniss meiner Verhandlung mit grossem Wohlgefallen und ertheilte mir die nöthige Vollmacht, das Geschäft abzuschliessen. Als ich aber wieder in Bamberg erschien und Reider den Vertrag mit den Worten vorlegte: „Unterschreiben Sie, dann wird morgen die Uebernahme Ihres Kunstbesitzes beginnen", gerieth er in Zittern und Beben, sowohl aus Freude, ein sorgenfreies Alter vor sich zu sehen, als auch aus Schmerz, sich von seinem Besitz trennen zu müssen. Er konnte sich nicht entschliessen und versuchte nur noch Aufschub zu gewinnen, indem er seine Sachen erst ordnen und das Inventar vollenden wolle, woran er aber schon 60 Jahre arbeitete, ohne etwas zu stande zu bringen. Ich sagte mit Ernst: „Jetzt oder nie"; so oft ich gehen wollte, hielt er mich wieder fest. Da ich aber doch Rücksicht auf den alten, wunderlichen Mann nehmen musste, ertrug ich durch dessen Unentschlossenheit des Vor- wie des Nachmittags bis zum Abend peinliche Stunden. Endlich unterschrieb er. Man muss sich dabei in die Lage und Gefühle eines alten Mannes denken, welchem der Abschluss eines solchen Vertrages denselben Eindruck wie der Abschied vom Leben machte. Darauf erklärte ich: „Seine Majestät hat in Anbetracht, dass Sie, zum Zweck einer guten Sache, bis in Ihr Alter Opfer gebracht und aus Liebe zu ihrem Vaterland Ihre Kunstschätze nicht ins Ausland gegeben, sich bewogen gefühlt, Ihnen das Ritterkreuz des heiligen Michael I. Klasse zu verleihen." Das hat seine Wirkung nicht verfehlt: Reider war zu Thränen gerührt. Auf ein Telegramm nach München erschien Aretin mit

dem Notar und Sekretär. Ich erhielt zugleich vom Kultusminister ein höchst huldvolles Anerkennungsschreiben.

Es begann nun die Uebergabe zuerst in der Reider'schen Wohnung. Es wurden Kisten aufgestellt; einen jeden Gegenstand, der verpackt wurde, gab ich eine Nummer als vorläufiges Inventar. Obgleich Reider über das ganze Geschäft vergnügt war, ging ihm doch bei der Uebergabe eines jeden Gegenstandes aufs Neue ein Stich durch das Herz, er wollte die Sache noch immer etwas aufhalten und Erklärungen dazu geben. Ich war schon an Geduld gewöhnt, nicht so Aretin, der dabei öfter aufbrauste, ich musste mich in die Umständlichkeit des Einen, wie in die Erregbarkeit des Andern finden. Bei dieser Uebergabe kamen manigfach wunderliche Dinge vor, so z. B. öffnete Reider aus dem Münzschrein ein Schublädchen, ganz mit fürstlich bambergischen Dukaten belegt, alle von gleichem Gepräge, die er aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt nie ausgegeben hatte. Ich erklärte ihm, dass dieses nicht zur Kunstsammlung, sondern zu seinem Vermögen gehöre, und ich nur ein Exemplar für unsere Münzsammlung herausnehme. Darauf zog er wieder ein Schublädchen heraus, ganz belegt mit Bamberger 24 Kreuzer-Stücken von gleichem Gepräge, und es wiederholte sich dieselbe Scene. Er schob sie mit aller Gemüthsruhe wieder hinein. Das war derselbe Mann, der sein ganzes Leben bis dahin in Noth zugebracht hatte! Nach acht Tagen musste eine Pause eintreten, denn die Sammlung war so reichhaltig, dass vorerst ein grosser Transport nach

München geschafft und in der Herzogmaxburg untergebracht werden musste. Als ich wieder nach Bamberg reiste, wohin Aretin nachkam, begann die Uebernahme von dem, was Reider an verschiedenen Orten ausserhalb seines Hauses untergebracht hatte. Es waren hauptsächlich kolossale Gegenstände: einzelne gothische Bautheile, eine reich geschnitzte Kanzel, grosse byzantinische Crucifixe, Altargemälde etc.

Hinter dem Dom befindet sich ein Hof mit einer grossen Scheune, die mit Alterthümern Reider's angefüllt war. In Erwartung, dass derselbe den Schlüssel dazu bringe, sass ich in Geduld auf einem Holzklotz, und Aretin ging in Ungeduld mit kleinen Schrittchen rasch auf und ab. Es war am 4. Juni 1860. Da kam ein Telegramm an Aretin, das ihn in Schrecken versetzte. Auf meine Frage brachte er nur heraus: „Donnerwetter eingeschlagen. Museum." Ich gerieth auch in Schrecken und dachte, die Herzogmaxburg stehe in Flammen; doch stellte es sich anders heraus. Es waren nur die Fenster vom Wind eingeschlagen, eine grosse Meissener Vase und einige Kleinigkeiten zertrümmert worden. Ich erhielt auch bald zur Beruhigung ein Schreiben meiner Frau aus München. Den Meinigen war kein Unfall begegnet, nur die Fenster in unserer Wohnung waren zertrümmert und die Stubenböden mit Wasser überströmt; im englischen Garten wurden die grössten Tannen und Linden nicht nur einzeln, sondern in ganzen Gruppen mit ihren kolossalen Wurzeln aus dem Boden gerissen u. s. w.

Aretin reiste sogleich ab und überliess mir, allein die Arbeit zu besorgen, die noch 8 Tage in

Anspruch nahm und für mich sehr anstrengend und abspannend war.

Reider zog nach München, wo er noch einen Bruder, der Polizeirath gewesen war, besass, lebte dort ganz vergnügt, besuchte Vereine, Kunstanstalten etc., bis er am 5. Februar 1862 sanft verschied. Die beiden Reider hörten öfter von dem hohen Werthe der Sammlung, blieben aber doch zufrieden. Ja, der Bruder Reider's sagte mir bei einer Gelegenheit: „Mag der Besitz meines Bruders noch so werthvoll sein, so bleiben wir Ihnen doch stets zu grossem Danke verpflichtet, denn mein Bruder hätte mit seinen Schätzen bis an sein Ende in Sorgen und Noth gelebt, jetzt ist er sorgenfrei.“ Das gereichte mir zur Beruhigung. Reider erhielt, was er verlangte, hätte ich um die Summe gehandelt, so würde ich mir ein Gewissen daraus machen, denn den Werth jenes Besitzes kann man nach jetzigen Verhältnissen, ohne eine jede Uebertreibung, auf vier Millionen Mark schätzen; dem Staat kam sie auf ungefähr 3000 Gulden.

Aus der grossen Masse der Reider'schen Sammlung will ich nur Folgendes hervorheben, indem es von besonderem Werth für das Studium der Geschichte ist. Ein Kästchen, wohl für Schmuck bestimmt, aus früh- oder vor-karolingischer Periode in quadratischer Form von Elfenbein, durchaus in reicher Ornamentik geschnitzt mit vergoldeten Broncebeschlägen, im Charakter der Fibeln des 7. und 8. Jahrhunderts. Es gehört zu dem Merkwürdigsten, was irgend ein Museum besitzt.

Eine Pergamentschrift in goldenen Buchstaben sie ist eine Verherrlichung des Kaisers Maximilian I. als Sieger und Herr über ganz Italien, verfasst von dem Römer Marcellius Polonius. Auf dem ersten Blatt erscheint Maximilian auf einem weissen Pferde in Kaisertracht der alten Römer, davor eine weibliche Figur knieend: „Italia supplex“, das Ganze in einer Randverzierung mit Blumen, Kleinodien, Edelsteinen etc. Dem gegenüber zeigt das zweite Blatt den Titel mit der Schrift in ähnlicher Randfassung. Das besonders Merkwürdige dieses Manuscripts besteht aber darin, dass diese Prachtarbeit dem Kaiser überreicht werden sollte, wenn er als Sieger in Italien einziehe, was aber nie der Fall war, da durch Meuterei in seinem Heere sich der Kaiser im Jahre 1516 aus Italien zurückzog und er einen zweiten Feldzug nicht unternahm; bekanntlich starb er schon am 12. Januar 1519.

Das kolossale Altargemälde mit Thürflügeln aus der ehemaligen Franziskanerkirche in Bamberg, Christus am Kreuz mit Umgebung darstellend, mit der Jahrzahl 1410, ein grossartiges Werk der mittelfränkischen Schule, besonders für die deutsche Kunstgeschichte von unschätzbarem Werthe. Eine Sammlung von höchst werthvollen Tempera- und Oelgemälden aus dem Anfang des 14. bis in das 16. Jahrhundert.

Eine Anzahl prachtvoller Elfenbein-Basreliefs aus dem 11. und 12. Jahrhundert, ferner Originalmodelle alter Dombaumeister in Alabaster für Strebepfeiler und Gewölbeansätze und Holzmodelle für Decken- und Netzgewölbe aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Architektonische Entwürfe von der Hand des Roritzer, Baumeisters des Domes zu Regensburg. Unter den

Holzmodellen befand sich auch das der am 26. Februar 1784 durch Hochwasser weggerissenen Seesbrücke in Bamberg, die unter dem Fürstbischof Johann Philipp Anton von Frankenstein i. J. 1752 erbaut worden war.

Eine Menge prachtvoller Miniaturgemälde auf Pergament aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Das Bildniss des Karl Lothar von Schönborn, Fürstbischofs von Würzburg und Bamberg, Stifters des Schlosses und der vortrefflichen Gemälde-Gallerie zu Pommersfelden, ein Meisterwerk der Miniaturmalerei auf Elfenbein, in Etui aus Fischhaut mit Silber beschlagen.

Mehrere prachtvolle gewirkte Teppiche mit reichen Darstellungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, interessante Messgewänder aus dem 14. bis in das 16. Jahrhundert.

Ausser noch so vielem Unschätzbaren befand sich dabei auch eine reichhaltige Bibliothek, enthaltend Missale, Chroniken, seltene Holzschnitt- und Kupferwerke, Bücher über Baukunst, darunter das Werk des Wendel Dietterlin aus Strassburg etc. Sie bildet die Hauptgrundlage der jetzt so bedeutenden Bibliothek des Nationalmuseums, zu welcher König Ludwig II. in der edelsten Absicht die Bibliothek des Baron von Aretin ankaufte. Ich erwähnte hier nur jene Gegenstände, von denen ich annehmen muss, dass sie für Geschichts- und Kunstforscher von besonderem Werthe sind.

Am 1. März 1862 hielt ich dem Martin von Reider eine Gedenkrede (Nekrolog), welche in dem XXIV. und XXV. Jahresbericht des historischen Vereins für Oberbayern 1864 erschienen ist.

XXVII. Zeichnungen von Dürer in Bamberg.

Schon vor langer Zeit hatte mir eine Sammlung von Handzeichnungen Albrecht Dürer's im Kopfe gelegen, die seiner Zeit der bekannte Kunsthistoriker Joseph Heller der Bibliothek seiner Vaterstadt Bamberg vermachte. Diese besteht in Bildnissen berühmter wie unbekannter Männer und Frauen, welche Dürer auf seiner Reise in die Niederlande mit der Kohle nach dem Leben „gerissen“ haben soll; niemand hatte die Originalität derselben bezweifelt. Ich hatte vor, sie in Photographie, welche damals noch nicht lange bekannt war, zu veröffentlichen, und ging wieder nach Bamberg, um die Erlaubniss dazu vom Magistrat einzuholen. Trotz eines Schreibens des Ministers von Zwehl, in welchem er die Gewährung meiner Bitte besonders anempfahl, schlug man mir dieselbe ab, und zwar aus dem Grunde, weil ich der Stadt die herrliche Reider'sche Sammlung entführt hätte. (!?) Ich war so ungeschickt, mir dies zu Herzen zu nehmen; doch das launige Glück hatte es diesmal mit mir so gut gemeint. Als ich später nach Wien kam, hat mich Dr. Thausing, welcher als besonderer Kenner die grösste Handzeichnungsammlung von Dürer in der „Albertina“ unter sich hatte, gründlich überzeugt, dass jene Zeichnungen in Bamberg nicht von Dürer's Hand stammen. Als ich sie darauf wieder mit anderen Augen anschaute, konnte ich nicht begreifen, wie ich mich so sehr irren konnte; es ärgerte mich um so mehr, als ich auf das Urtheil der damaligen sogenannten Kenner, an deren Spitze Heller, mehr vertraute, als auf mein eigenes, während es doch schon

in der Jugend mein Grundsatz war, mich durch kein fremdes Urtheil irre machen zu lassen, sondern vor Allem ohne Beeinflussung mein eignes zu prüfen.

Der Magistrat von Bamberg wollte mich strafen und hat mir eine grosse Wohlthat erzeigt, denn hätte ich jene Zeichnungen als Originale veröffentlicht, so hätte ich mich blamirt: später hat sie mit anderen Zeichnungen der Kunsthändler Soldan in Nürnberg, bei Gelegenheit des 400jährigen Dürer-Jubiläums, in Photolithographie herausgegeben. Bei jenen Zeichnungen befindet sich auch ein Original von Dürer, der Flügel eines Eisvogels in Aquarell ausgeführt, man sieht daran, was ein grosser Meister auch im Kleinen vermag.

XXVIII. Die Frauenkirche in München.

Wer sich vor dem Jahre 1860 in München aufhielt, dem ist wohl die Frauenkirche vor ihrer Restauration in Erinnerung. Um jene Zeit beschloss der Erzbischof von München-Freising, Herr von Scherr, das Innere dieser Kirche in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herstellen zu lassen, was stets eine bedenkliche Sache ist, indem das später Geschaffene häufig auch seine Berechtigung hat, und das Ursprüngliche im Geiste einer andern Zeit nicht leicht wieder ins Leben gerufen werden kann.

Zur Berathung darüber wurde ein grosses Komité ernannt, welches vorzüglich aus Geistlichen und Magistratspersonen bestand; auch ich wurde dazu berufen. Die Berathungen wurden im erzbischöflichen

Palais unter dem Vorsitz des Erzbischofs abgehalten. Da wegen der verschiedenartigen Zusammensetzung dieses Komités kein endgültiger Beschluss zustande kam, ernannte man nebenbei noch ein kleineres, sogenanntes Kunst-Komité. aus 6 Mitgliedern bestehend; auch dazu wurde ich gewählt. Dasselbe kam im Hause des Grafen Pocci zusammen und war alsbald in allen Punkten einig. Wir glaubten sicher, dass unsere Beschlüsse unwiederruflich angenommen würden. statt dessen wurden die einzelnen Punkte derselben zur Abstimmung dem gröseren Rathe, dessen Mehrzahl von der Sache wenig oder gar nichts verstand. zur Abstimmung vorgelegt. Man kann sich wohl denken, was dabei herauskam. Wir waren brave Leute und brummten nicht, wenigstens nicht laut, weil der Herr Erzbischof an der Spitze stand.

Dazu kam noch, dass der Architekt, welchem die Restauration übertragen war, weder nach den Beschlüssen des grösseren noch des kleineren Rathes viel fragte, sondern alles entfernte, was nach seiner Ansicht nicht zur Gothik des 15. Jahrhunderts passte, und es durch Werke ersetzte, welche er im Geiste jener Zeit geschaffen glaubte.

Dass dabei auch manches Gute entstand, ist richtig; so z. B. der Hochaltar mit der Himmelfahrt der Jungfrau Maria von Joseph Knabl in Holzsculptur, als Mittelbild des reichen gothischen Aufbaues von Matthias Berger, ferner die Altarbilder von Moriz von Schwind. Aber von dem vielen Unersetzlichen, das vertilgt wurde, will ich nur einiges nennen.

Die Frauenkirche gehört zu jener Art von Domen, deren gewöhnliche Strebepfeiler zum Tragen der Kreuz- und Netzgewölbe nicht nach aussen, sondern nach Innen gestellt sind, wodurch eine Reihe von Seitenkapellen gebildet wird, in denselben sind Altäre, an denen an verschiedenen Tagen im Jahr Messe gelesen wird. Diese Kapellen waren Eigenthum verschiedener adeliger Familien, deren Begräbnisse, Grabdenkmale, Gedenktafeln, Wappen etc. sich darin befanden.

Die Kapelle der gräflichen Familie von Preysing, in der Nähe des Chores. gegen Norden gelegen, zeigte während der Restauration bei Entfernung einer früheren, unsinnigen Uebertünchung eine durchgehende Wandmalerei; es waren einzelne Votivbilder der Preysing sichtbar, Ritter meistens in Harnisch und Frauen mit ihren Patronen, knieend, betend, fast alle auf Goldgrund. Sogar die schmalen Flächen der Pfeiler, welche dem Schiff der Kirche zugewendet sind, waren bemalt; auf einem derselben sah ich noch einen Preysing knieend mit blossem Haupte, über dem Harnisch einen langen vorne offenen Aermel mit den bayerischen Wecken. Ich erkannte aus den Trachten und Waffen dieser Preysing, dass sie ihrer Mehrzahl nach, zur Zeit des Herzogs Sigismund von Bayern, des Stifters der Frauenkirche, um 1472 gelebt, und, wie nicht zu zweifeln ist, durch den Herzog selbst diese Kapelle zugewiesen erhalten hatten.

Ich freute mich, dass in Folge der Restauration diese unschätzbare Entdeckung gemacht wurde. Als ich aber vor Vollendung der Restauration die Kirche

wieder besuchte, waren alle diese Malereien aufs Neue übertüncht! Ich bin ein guter Christ, sonst hätte ich ....!

Diese Seitenkapellen waren alle mit höchst kunstvollen Eisengittern abgesperrt, durch sie konnte man den bedeutungsvollen Inhalt sehen, der dadurch gegen Unfug geschützt war; wurde Messe darin gelesen, so waren die Gitterthore geöffnet. Alle diese Gitter waren von einer wunderbaren Technik, das Flechtwerk der Spangen und des eingefügten Astwerkes zeigte bei allen diesen Kapellen eine stete Abwechslung und reiche Phantasie. Sie waren ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung! Obschon sie nicht mehr der späten Gothik, wie die Kirche, sondern schon der Renaissance angehörten, so harmonirten sie doch mit dem ganzen Bau und gaben demselben eine dem Auge wohlthuende Fülle.

Als im Jahre 1861 in München die Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher stattfand, ging ich mit Ferdinand von Quast, dem Landesconservator von Preussen, und mit Dr. Friedrich Lange, Professor, Architekt und Restaurator der Elisabethenkirche zu Marburg, in die Frauenkirche, da lagen schon die herausgerissenen Prachtgitter auf dem Boden. Wir alle drei ersuchten den machthabenden Architekten aufs Dringendste, dass er die Gitter an ihrem Platze lasse, ja, wir flehten ihn wahrhaft an, — allein alles war vergebens. Alles verschwand als altes Eisen. Graf Wilhelm von Württemberg, der nachmalige Herzog von Urach, Vorstand unserer Versammlung, war empört, als er sich von

dieser Kunstbarbarei überzeugte. Erst später gelang es mir, nur als Bruchstücke zwei einzelne Theile dieser Gitter für das Nationalmuseum zu erwerben.*) Jetzt sind diese Kapellen blos durch niedere Holzbrüstungen abgeschlossen. Die meisten dieser Prachtgitter wurden durch den berühmten Hans Metzger, Schlosser und Bürger zu München, hergestellt; dass dieser Meister in hohem Ansehen stand, geht daraus hervor, dass ihn, seiner Geschicklichkeit wegen, der prachtliebende Herzog Albrecht V. von Bayern an Erzherzog Ferdinand in Innsbruck empfahl.

Aus diesen Seiten- und Familienkapellen wurden auch viele Familiendenkmale hinausgeworfen, aus jener der Freiherren Barth von Harmating verschwand ein wahres Prachtwerk, bestehend in einem Meter hohen Basrelief von kelheimer Stein, darstellend die Anbetung der Hirten, theilweise mit Benutzung einer Zeichnung von Albrecht Dürer, im Vordergrunde als Hauptfigur ein Domherr von Barth knieend und betend, ungefähr aus dem Jahre 1520. Dasselbe tauchte in dem Hof eines Bildhauers auf, wo es einen Winter hindurch in Schnee und Eis auf dem Boden gestanden hatte, so dass der untere Theil sich abblätterte!! Als der jetzige Baron von Barth Kenntniss davon erhielt, kaufte er es und schenkte es dem Bayerischen Nationalmuseum, wo es unter den Grabsteinen als werthvolles Fragment aufgestellt wurde.

Herzog Wilhelm V. liess seinem berühmten Leibarzt Dr. Thomas Mermann von Schönburg † 1612 zu

---

*) Abgebildet in meinem Buche: Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst: Band 1, Tafel 74 und 83.

Ehren und aus Dankbarkeit ein Grabdenkmal errichten. es bestand in einem meisterhaften Broncerelief von Hubert Gerhard aus den Niederlanden, darstellend den Doctor knieend und betend, gegenüber seine Frau mit ihrem Töchterlein. Bei der Restauration der Kirche wurde dieses Denkmal versetzt, wobei der Untertheil desselben mit der vom Herzog selbst bestimmten Inschrift verschwand. Jetzt befindet sich an dessen Stelle der Untertheil eines andern Denkmals, jenes des Benno Ligsalz † 1721, dessen Obertheil ebenfalls verschwunden ist.*)

Das prachtvolle Chorgestühl, ein bedeutendes Meisterwerk, dessen architektonische, wie figürliche Ausschmückung den geschicktesten Bildschnitzern des 15. Jahrhunderts zugeschrieben wird, wurde der Breite nach um 1/4 verkürzt; wohin die abgeschnittenen Theile kamen, weiss ich nicht, ungeachtet aller Bemühungen konnte ich nichts davon für das Nationalmuseum erhalten.

Nur ein, besonders für die Geschichte und das Volksleben Münchens höchst interessantes Votivbild konnte für diese Sammlung erworben werden, dasselbe war von der Zunft der „Trockenlader“, welche Gütertransport besorgten, in die Frauenkirche gestiftet, es stammte aus dem 15. Jahrhundert, sonach aus der Zeit, als die Frauenkirche erbaut wurde.

Professor Ludwig Foltz, Architekt und Bildhauer vollendete die Restauration der Frauenkirche. Was

*) Vergl. Specht F. A. Die Frauenkirche in München. München 1894. 8°. Seite 34.

verschwunden war, konnte er nicht wieder schaffen, von seiner Hand stammen die 12 Apostel, im Stil des 15. Jahrhunderts, an den Gewölbepfeilern des Mittelschiffes.

XXIX. Hohenaschau und Erwerbungen für das Nationalmuseum.

Das grosse Bergschloss oder die Burg Hohen-Aschau, in prachtvoller Gebirgsgegend Oberbayerns gelegen, war schon vom frühen Mittelalter an im Besitze der Herren von Freyberg und gelangte durch Heirath mit dem Jahre 1610 in den Besitz der Grafen von Preysing. Es befand sich dort eine reichhaltige Rüstkammer, die, wie ich noch aus den Resten derselben ersehen konnte, aus dem 14. Jahrhundert stammte und bis in das 18. fortgesetzt wurde. Erst in der Periode der höchsten Verkommenheit, vom Ende des 18. bis hoch in das 19. Jahrhundert hinein, ward vieles Unersetzliche daraus als altes Eisen hinweggeschafft. Gegen Neujahr 1861 wurde bekannt gemacht, dass der Inhalt jener Rüstkammer nebst leeren Bierfässern versteigert werde. Ich wandte mich an den Minister von Zwehl mit der Bitte, mich zu beauftragen, daselbst für das Nationalmuseum mit zu steigern. Da derselbe aber zu seinem Bedauern keine Mittel zur Verfügung stellen konnte, erklärte ich aus eigenen Mitteln steigern zu wollen, und dass dann nach den Verhältnissen die Rückzahlung erfolgen könne, worauf Zwehl gerne einging und mir den Auftrag dazu gab.

Es schien, als sollten die noch vorhandenen grossen Kostbarkeiten absichtlich verschleudert werden, da der Verkauf erst kurz vorher und nicht genügend bekannt gemacht wurde und um Neujahr bei hohem Schnee und grosser Kälte auf dem Bergschloss stattfinden sollte, ein Verfahren, das mir bis zur Stunde ein Räthsel geblieben ist. Ich kam des Nachts in Niederaschau an, des Morgens watete ich bei 21 Grad Kälte bis an die Kniee im Schnee den Berg hinauf und kam in dem Schlosse an, als gerade die Versteigerung begann, so dass ich nicht mehr im Stande war, die Gegenstände vorher zu besichtigen. Die Steigerer bestanden nur aus 8 jüdischen Antiquaren, einer Gesellschaft, die zusammenhielt, und einen nicht dazu gehörigen sogleich vorneherein so überboten hätte, dass ihm das Weitersteigern nicht mehr möglich gewesen wäre. Ich war daher gezwungen, mich anzuschliessen, weil ich sonst zu nichts gekommen wäre. Eine solche Gemeinschaft, in der Handelswelt unter dem Namen „Kippe“ bekannt, erhält auf solche Weise, weil sie sich nicht überbieten, oft die kostbarsten Gegenstände um eine Bagatelle, die hierauf unter sich versteigert werden, wobei dann wieder die erlöste Summe unter den Betheiligten getheilt wird. So war es auch hier der Fall. Obschon ich dadurch sehr billig zu höchst werthvollen Gegenständen gelangte, so war es doch das erste und letzte Mal in meinem Leben, dass ich mich einer solchen Gesellschaft anschloss. Mein Gewissen konnte ich dabei beruhigen, denn auf den mir unbekannten, pietätlosen Besitzer hatte ich keine Rücksicht zu

nehmen, und ich hielt es für Pflicht und Ehrensache, dem Staat, so viel als möglich, unwiederbringliche Schätze zu erhalten; so erwarb ich für das Nationalmuseum noch kostbare Dinge, von welchen ich nur nennen will: eine prachtvolle vollständige Rüstung mit dem Wappen der Preysing auf der Brust, welche jene Familie aus ihrem früheren Besitz in das Schloss brachte, denn sie stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, während diese Familie erst 1610 das Schloss bezog. Einzelne Helme und Handschuhe, Pfeilköcher, bemalte Schilde, eine Rossstirne mit dem Wappen der Freyberg, einen burgundischen Panzer mit rothem Sammet überzogen, ein altes Schiffsmodell der unüberwindlichen Armada mit dem Wappen Philipps II. auf dem Segel. Ein bei jener unglücklichen Expedition betheiligter Freyberg bewahrte dieses Modell als Andenken auf seiner Burg.

Wenn ich von den vielen Auffindungen und Erwerbungen spreche, die ich, von besonderem Glück begleitet, für das Nationalmuseum machte, und zwar meistens noch ehe der Name desselben durch den König sanctionirt war, so bin ich dabei weit entfernt, Aretin's Thätigkeit und Verdienste verdunkeln zu wollen. Von dem Augenblick an, da er die Wichtigkeit und Möglichkeit eines Nationalmuseums erkannt hatte, war auch er rastlos, stets in fieberhafter Aufregung, dafür thätig; er schaffte enorme Schätze herbei, besonders aus der königlichen Residenz, aus verschiedenen Schlössern Bayerns, aus dem damaligen königlichen Zeughaus, wozu ihm, vermöge seiner

Aemter und Würden, er war Reichsrath und Haus-Archivdirektor, Mittel zu Gebote standen, deren ich mich nicht rühmen konnte.

XXX. Drohende Gefahr.

Das in der Herzogmaxburg aufbewahrte Material für ein Museum hatte sich so vermehrt, dass sich bald ein Museumsbau als nothwendig erwies. Der König erkannte wohl, dass die Erinnerungen an das bayerische Regentenhaus nicht der einzige Zweck eines Museums sein sollen, doch hielt er noch immer dieselben für das Wichtigere, daher konnte Herr von Klenze den König für seine Idee gewinnen, nach welcher das Museum, gleichsam als Lockvogel für das Publikum, das verödete Schloss Schleissheim mit Umgebung wieder beleben sollte. Dieser Plan, welchen ich besitze, wurde aber von Künstlern und Gewerbetreibenden lebhaft beklagt.

Der Hauptzweck des Museums für Lehre und Bildung, für Kunst, Gewerbe, Geschichtsstudium etc. hätte jeden Falls im höchsten Grade darunter gelitten. Vergebens hatte sich Aretin mit Vorstellungen an den König gewendet. Klenze's Idee schien durchzudringen; da führte ich auf Rath des Herrn Ministers von Zwehl die Ausschussmitglieder des Vereins zur Ausbildung der Gewerke, wozu ich selbst gehörte, in die Herzogmaxburg und demonstrirte ihnen ad oculos die Wichtigkeit, dass eine solche Anstalt in Mitte einer grossen Stadt sein müsse, wo sie stets, ohne Zeitverlust, besucht und benützt werden könne. Die anwesenden

Herren, in diesem Punkte alle meine Gesinnungsgenossen, unterstützten mich kräftig. Eine schriftliche Bitte um Belassung des Museums in München wurde von allen Mitgliedern des Vereins unterzeichnet und vom Minister unterstützt dem Könige vorgelegt. Sie machte auf diesen, der gewiss immer das Beste wollte, auch Eindruck, doch konnte er vorerst noch keinen Entschluss fassen. Da trat ein neues Ereigniss ein. Die Maximiliansstrasse, eine Schöpfung des Königs, näherte sich ihrer Vollendung; das Gebäude für das Taubstummeninstitut war schon hergestellt, erwies sich aber für seinen Zweck als unbrauchbar; da gelang es durch die Bemühungen des Ministerialraths und Generalsekretärs von Giehrl, welcher dem Museum wie mir stets wohlwollend war, dass sein Vorschlag, diesen Bau nebst dem anstossenden noch freien Raum zu dem bayerischen Nationalmuseum zu verwenden, die königliche Genehmigung erhielt.

Nun wurde der Museumsbau in grosser Uebereilung hergestellt. Klenze war zwar in keiner Weise bei dem Baue betheiligt, doch konnte es nicht ohne Einfluss bleiben, dass er sagte, man solle den Bau so herstellen, dass er auch noch zu einem andern Zweck dienen könne, da die Liebhaberei des Königs für solche Alterthümer doch nur eine vorübergehende sei.

Aretin aber, welcher kurz vorher definitiv zum Direktor des Nationalmuseums ernannt worden war, bezog in Eile den neuen, zum Theil noch nicht vollendeten, Bau, ohne dass er die Gebrechen desselben erkannt hätte.

XXXI. Der Undank.

Jetzt kommt ein Theil des Dankes, welchen ich mir seit Jahren durch rastlose Thätigkeit für das Nationalmuseum erworben hatte. Als ich noch in meinem Bureau der vereinigten Sammlungen beschäftigt war, erschien Aretin und untersagte mir, jene vier Kunstschätze in der reichen Kapelle, welche er erst durch mich kennen gelernt hatte, für mein Werk zu zeichnen, da er sie für seine Ausgabe des bayerischen Herrscherhauses benutzen wolle, und sein Werk im königlichen Auftrag dem meinigen vorgehe; auch verbot er mir, die Gegenstände des Nationalmuseums zu benutzen, darunter auch jene, die ich selbst für den Staat erworben hatte. Da musste sich natürlich mein Innerstes empören, und zwar weniger, weil mir ein Schaden dadurch entstanden wäre, als weil das meinem ganzen Denken und Schaffen für ein Museum, welches eine gemeinnützige, allen offenstehende Anstalt sein sollte, direkt entgegenstand, und weil ich gedachte, mit welcher Freundlichkeit mir so viele Vorstände auswärtiger Museen entgegenkamen, ja wie sie es gewissermassen als ihre Pflicht erachteten, meine Arbeiten durch ihre Museen zu unterstützen. Ich klagte dies dem Herrn Minister von Zwehl, der mir sogleich ein schriftliches Ersuchen an den Schatzmeister der reichen Kapelle, den geistlichen Rath Angermaier gab, dass er mir das Kopiren jener Gegenstände gestatten und erleichtern möge. Angermaier sagte, dass er dieses schon aus eigenem Antrieb und Rechtsgefühl gethan hätte; er gab mir die Gegenstände in die Sakristei der Allerheiligen-Hofkirche, wo ich ungestört zeichnen konnte.

Von da an zog ich mich von Aretin möglichst zurück und hielt mich besonders an meine eigenen Werke, zumal ich auch um diese Zeit meine „Ornamentik der Schmiedekunst“ begonnen hatte; nur noch einigemal machte ich Reisen auf Wunsch des Herrn Ministers von Zwehl, darunter jene nach Würzburg, um aus der Verlassenschaft des Regierungsrathes Martinengo Kunstwerke auszusuchen, zu deren Uebernahme Aretin auch dahin kam.

XXXII. Aufenthalt in Köln, Antwerpen, Gent und Paris.

Im Jahre 1861 war in Köln, darauf in Antwerpen und dann in Gent eine internationale Künstlerversammlung. Ich reiste dahin mit der Münchener Künstlerschaft, unter welcher ich viele Freunde besass, die ich längst überlebte. Obschon ich bei dieser Gelegenheit zum vierten Mal in Köln war, so nahmen mich doch wieder der Dom, die übrigen Kirchen und die sonstigen Kunstdenkmale noch mehr in Anspruch, als alle die vielen, grossartigen Festlichkeiten. Es schloss sich mancher der jüngeren Künstler mir an, um das berühmte Dombild, die Anbetung der heiligen drei Könige, den Petrus von Rubens in der Peterskirche etc. zu besichtigen. Bürgermeister und Magistrat, wie viele Privatpersonen Köln's erwiesen uns hohe Ehren. Nach den sechs Festtagen zog die Künstlergesellschaft nach Antwerpen, wo sie auch mit grossen Feierlichkeiten empfangen wurde. Wie bereits erwähnt, sah ich früher Antwerpen schon

einmal auf meiner Heimreise von Ostende, jedoch, zu meinem Bedauern, nur flüchtig, jetzt konnte ich die Herrlichkeiten daselbst mit mehr Ruhe geniessen. Das Bedeutendste daselbst blieb mir immer die Gemäldegallerie. Die Feste daselbst waren so grossartig und glänzend, wie sie nur da möglich sind, wo Kunst, Wissenschaft und Handel in Blüthe stehen. Zu gleicher Zeit war auch eine grosse Gemäldeausstellung vorzüglicher niederländischer Meister neuerer Zeit veranstaltet; und ich staunte über die Fortschritte, welche die Kunst in den letzten 20 Jahren daselbst gemacht hatte.

Als ich eines Morgens früh in den Dom ging, um ohne Gesellschaft die Kunstwerke nochmals in Ruhe anzuschauen, bemerkte ich von Ferne im Chor den König Max II. mit Baron Wendland, ich wollte mich ferne halten, allein der König hatte mich bemerkt und liess mich hinaufrufen, um mit ihm durch die Kathedrale zu wandern und sich mit mir über die einzelnen Kunstwerke zu besprechen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte der König den weltberühmten Gemälden von Peter Paul Rubens.

Die schönen Momente kann ich nicht vergessen, in welchen ich beim Frühstück unter einem Zelte auf dem Marktplatz von Künstlern fast aller gebildeten Nationen umgeben war, wobei ich manches für mich Wichtige erfuhr.

Unter den vielen interessanten Bekanntschaften, welche ich in Antwerpen machte, waren es vorzüglich die beiden Freunde und vortrefflichen Maler Godfroid Guffens und Jan Swerts, welche mir besonders

zugethan waren, sie verehrten mir auch schöne Nachbildungen ihrer Cartons zu den Wandgemälden, die sie in Fresko ausgeführt hatten und zwar in Kirchen der Niederlande und in der Börse zu Antwerpen, mit Darstellungen aus der Geschichte dieser Stadt. Leider waren letztere im Jahr 1858 durch einen Brand zu Grunde gegangen.

Unter dem Vielen, was in Antwerpen von besonderem Interesse für mich war, befand sich der von Eisen geschmiedete Ueberbau des ehemaligen Ziehbrunnens vor dem Dom, ähnlich einem Tempel oder einer Laube in gothischem Stil, ein Werk, welches dem berühmten Maler Quentin Massys, der in seiner Jugend Schmied war, zugeschrieben wird. Dieses Kunstwerk war für mich von hohem Werthe, da gerade der erste Band meines Werkes „Ornamentik der Schmiedekunst etc.“ der Vollendung nahe war, bei welchem es einen würdigen Abschluss bildet.

Ich reiste darauf mit der Künstlergesellschaft nach Gent, wo uns ähnliche Feste erwarteten. Diese merkwürdige Stadt mit ihren vielen altersgrauen, ehrwürdigen Baudenkmalen im Schmuck von frischem Grün und bunten Fahnen, dazu Musik und Gesang, machte, als sprechendes Bild ernster Vergangenheit im Gegensatz zur heiteren Gegenwart, auf mich einen ergreifenden Eindruck. Von dem Vielen, was sich mir da für Auge und Herz darbot, erwähne ich nur das grosse unter dem Namen „Der Genter Altar“ von den Gebrüdern Hubert und Jan van Eyk bekannte Kunstwerk, von welchem 6 Theile, darunter der mittlere Theil, die Anbetung des Lammes, noch in

der Kathedrale St. Bavo vorhanden sind, während die andern durch Verkauf nach Berlin kamen, wo sie eine Perle der dortigen Gallerie bilden.*) Im Jahre 1850 hatte ich sie daselbst zum erstenmal gesehen und sehnte mich daher längst, auch diese dazu gehörigen Theile kennen zu lernen. Dieses grossartige Kunstwerk ist in verschiedenen Kunstgeschichten der neueren Zeit abgebildet und beschrieben. Die Künstler zeigten mir daselbst auch ein Stübchen, in welchem die Gebrüder van Eyk dieses grosse Werk gefertigt haben sollen.

Auch fand ich in Gent an dem Direktor der Akademie der bildenden Künste, Theodor Canneel, einen wohlwollenden Freund, er schrieb sich im Jahre 1862 mit den freundlichsten Worten zu München in mein Stammbuch ein.

Von Gent aus begab ich mich allein nach Paris und zwar zum erstenmal, da ich vorher zu viele Zeit nöthig hatte, um mein Material in deutschen Städten zusammen zu suchen. Daselbst war August Demmin, der vielseitige Schriftsteller, den ich schon in München kennen gelernt hatte, von grosser Gefälligkeit gegen mich und gab mir manche nützliche Anleitung. Die Zeit suchte ich möglichst zu benützen, um für meine Zwecke Studien zu machen, und zwar vorzüglich im Louvre, im Hotel de Cluny, im Musée d'artillerie und in den dortigen Kirchen. In ersterem besuchte ich die Gemäldegallerie 6 Tage nacheinander von früh 10 Uhr bis Abends 5 Uhr. Das Musée des Souve-

*) Zwei noch fehlende Tafeln, Adam und Eva, waren bis 1861 in Gent verborgen und kamen dann in das Brüsseler Museum.

rains im Louvre und Musée d'artillerie waren für meine Zwecke von höchstem Werth, in beiden erkannte ich manche Prachtwerke deutschen Ursprungs. In letzterem stand in der Mitte des grössten Saales die Prachtrüstung für Mann und Pferd des Herzogs Wilhelm V. von Bayern schwarz mit breiten eingeschliffenen blanken Streifen, in denselben eingeätzte Ornamente von Meisterhand. An deren Seite befand sich die Rüstung des kunstliebenden Pfalzgrafen Otto Heinrich von Bayern, blank, stellenweise gravirt und vergoldet, auf der Brust der Orden des goldenen Vliesses, auch gravirt und vergoldet.

Ausserdem waren daselbst manche Prachtwaffen von Nürnberger Patriciern, so z. B. ein Turnierschild, (Tartsche) aus dem 15. Jahrhundert, eines Herrn von Imhoff, darauf gemalt der Besitzer knieend und betend, vor ihm sein bekanntes Wappen mit dem Seelöwen.

Ich wendete mich an den Vorstand des Museums „Perguilly l'Haridon, Chef d'Escadron, Conservateur du Musée d'artillerie", welcher von grosser Gefälligkeit gegen mich war und mich in den Stand setzte, für meinen Zweck wichtige Dinge in Originalgrösse abzubilden, darunter die merkwürdigen grossen Topfhelme des 14. Jahrhunderts, welche vorzüglich in der Heraldik eine so bedeutende Rolle spielen. Er sagte: „Ich bedaure, dass der Kaiser gerade nicht in Paris ist, sonst würde ich Sie ihm vorstellen, da er für Ihre Arbeiten besonderes Interesse hat, allein ich werde Ihnen dessen Privatsammlung in den Tuilerien zeigen."

Das geschah. Er führte mich in einen Saal, in dessen Mitte der Arbeitstisch des Kaisers stand, umgeben von grossartigen Kunstwerken, vorzüglich von prachtvollen Waffen, darunter 4 deutsche Turnierrüstungen mit dem Stempel von Nürnberg, Schwerter, Radschlossbüchsen mit Tauschirarbeit in Gold und Silber, gravirten Einlagen von Elfenbein und Perlmutter etc. Daneben befanden sich auch grossartige Vasen und Löwen, Kriegsbeute aus dem Palast von Peking. Zu meiner Ueberraschung sah ich daselbst eine Halbrüstung, schwarz mit blanken Streifen, bei deren Anblick ich sogleich sagte: „sie stammt von dem Nürnberger Patricier Christoph Fürer von Haimendorf, Kriegsrath, Ritter des Ordens vom heiligen Grab und vom St. Katharinaorden.“

L'Haridon staunte und bemerkte, der Kaiser habe sie wohl als solche gekauft, traue aber der Sache doch nicht und hätte dem Herrn von Fürer in Nürnberg schreiben lassen, aber keine Antwort erhalten. Ich war im Stande alle Auskunft zu geben, da ich den Gegenstand von Nürnberg her kannte. Herr von Fürer hatte diese Rüstung unter dem Dach seines alten Stammhauses gefunden und an Baron Bibra verkauft, der sie wiederum an den Kunsthändler Geuder veräusserte. Es war demnach leicht zu erklären, warum an jener aufgefundenen Rüstung Theile fehlten, die wohl an einem andern Orte verschwunden sind. Ich besitze das Bildniss jenes Christoph Fürer gestochen von Peter Isselburg, auf diesem erscheint er in Sammetkleidung, vom Harnisch trägt er jedoch, nach damaliger Sitte, als ritterliches Abzeichen, nur

den Halsberg und die obersten Armschienen. Auf Wunsch des Herrn Geuder liess ich diese Theile nach jenem Bildniss in der richtigen Grösse durch den sehr geschickten Spänglermeister Hugel in München herstellen, was ich l'Haridon dadurch beweisen konnte, dass ich jene Obertheile abhob und sie ihm von der Rückseite zeigte. Er dankte mir für diese Aufklärung und sagte, dass sie auch den Kaiser sehr interessiren werde.

Ich verabschiedete mich dankend von dem so freundlichen Mann und musste der Zeit, besonders nach dem Jahr 1870, so oft daran denken, was ist unterdessen aus ihm und den Kunstschätzen des Kaisers geworden?

Das „Musée Sauvageot", eine Sammlung kunstgewerblicher Gegenstände verschiedener Jahrhunderte, welche Sauvageot, ein kunstsinniger Privatmann, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, aus seinen Privatmitteln anlegte und sie durch Testament dem Louvre vermachte, wo sie unter seinem Namen mit seiner Büste aufgestellt ist. Ich fand darin manches Wichtige für meine Zwecke.*) Einen Gegenstand daraus will ich sowohl wegen seiner Bedeutung für die Geschichte Bayerns, wie wegen der eigenthümlichen Art seiner Auffindung hier erwähnen. Sauvageot sah einst auf der Strasse in Lyon ein Kind mit einem Wägelchen spielen, welches es durch den Koth zog, er ging mit dem Kinde zu dessen Eltern, welche sehr erstaunt waren, als er für dieses Spielzeug ein Gold-

*) Zierliche gravirte, ciselirte und tauschirte Eisenwerke in „Eisenwerke von Hefner-Alteneck. Band I Tafel 37. 42. 56."

stück gab, das Kind führte er in einen Spielwaarenladen und kaufte ihm ein schönes neues Wägelchen, worüber dasselbe sehr erfreut war. Sauvageot erkannte in jenem Gegenstand ein vorzügliches Meisterwerk des 16. Jahrhunderts aus Alabaster circa 18 Centimeter hoch, es stellt den Pfalzgrafen Otto Heinrich von Bayern dar, in einem Thronsessel mit pelzverbrämtem Rock, dem goldenen Vliess und einem Barett. Der Vater jenes Kindes hatte den Sessel durchbohrt und darin eine Achse mit zwei Rädern angebracht, so war es ein Wagen und der Pfalzgraf stellte den Kutscher vor. Ich stand mit eigenthümlichem Gefühl vor diesem nicht nur deutschen sondern auch insbesondere bayerischen Kunstwerk und dachte an manchen ähnlichen Glücksfall, der mir beschieden war.

Die Kathedrale Notre Dame bot mir vieles Wichtige, schon im Aeussern die reiche Ornamentik von Schmiedeeisen, noch im romanischen Stil, mit der die Thürflügel der beiden Seitenportale überdeckt sind.*) Als ich danach für mein Werk der Schmiedekunst Zeichnungen fertigte, befand ich mich mitten unter den Marktfrauen, welche sehr artig gegen mich waren, dennoch musste ich im Stillen mit Grauen an die ehemaligen Dames de la halle denken.

Herr A. Demmin führte mich u. A. auch in die weltberühmte Porzellanfabrik Sèvres und zwar in die Abtheilung der historischen, chronologischen Sammlung der Keramik, der Conservator derselben gab mir viele interessante Aufschlüsse. Es war daselbst ein Haufen Fussbodenplatten (Fliessen) aus stark ge-

*) „Eisenwerke etc." Band I. Tafel 61. 62.

brannter grauer Thonerde, mit eingelassenen Ornamenten von Schwarzloth. Sie stammten aus einem Palast, den Henri II. für Diana von Poitiers erbaute, der aber unter Napoleon III., einer Strassenerweiterung wegen, abgebrochen wurde. Diese Platten zeigen dieselbe Technik im Grossen, wie die so hoch geschätzten sogenannten Henri-deux-Gefässe oder Oironfaience im Kleinen und Feinen. Da Vieles dabei doppelt vorhanden war, verehrte mir der Herr Conservator drei Stücke davon.

Den Aufenthalt in Paris wollte ich u. A. auch dazu benutzen, im Interesse meines Verlegers, wenn thunlich, Klage wegen Nachdrucks gegen Lacroix und Seré zu stellen, welche in einem grossen, oberflächlichen und planlosen Werk unter dem Titel „Le moyen-âge et la Renaissance etc. par Paul Lacroix et Ferdinand Seré“ viele meiner Auffindungen, Abbildungen und Beschreibungen unter anderen Namen und ohne Angabe der Quellen veröffentlicht hatten. Ich wandte mich deshalb an die bayerische Gesandtschaft in Paris und hatte zu diesem Zwecke ein Schreiben meines Herrn Ministers von Zwehl an den damaligen bayerischen Gesandten Pergler von Perglas. Da derselbe aber nicht anwesend war, wendete ich mich an den Gesandtschafts-Attaché Baron von Gassner, der mir, in Freundlichkeit und Theilnahme, eine Karte an Dr. Levita, den Rechtsanwalt der bayerischen Gesandtschaft übergab. Nachdem dieser meine Angelegenheit geprüft hatte, theilte er mir mit, dass erst zwei Jahre das Gesetz gegen Nachdruck existire und ich daher nur auf das mit Erfolg klagen

könne, was in dieser letzten Zeit nachgedruckt sei. Das war aber nur der kleinere Theil, der mir doch als zu gering erschien, um deswegen Klage zu stellen. Dabei konnte ich mich umsomehr beruhigen, weil dies doch eher die Sache meines Verlegers gewesen wäre, und weil auch so manche Pariser Autoren und Verleger meine Leistungen über Verdienst erhoben haben und mir überaus freundlich waren. Ich nenne davon nur Jules Labarte, Didron ainé, Louis Courajod, Georges Lafenestre und Marius Vachon.

Ich konnte in Paris, bei den hohen Preisen der Kunstwerke und Alterthümer, nichts erwerben. Herr Demmin machte mich auf einen Metzger in der Vorstadt, vor der „barrière blanche“ aufmerksam, bei welchem die Antiquare um Billiges einkauften. Derselbe erwarb nämlich bei seinen Vieheinkäufen Kunstsachen der verschiedensten Art; und in der That erhielt ich bei ihm werthvolle Dinge, als Bruchstücke von Prachtrüstungen, welche unter den Eisenvorräthen auf dem Lande durch Zufall dem Umschmieden zu Sensen, Schaufeln u. s. w. entgangen waren, auch Prachtgeräthe, die in Bauernhäusern und Ställen gemeinen Zwecken dienen mussten. Wie schon durch viele ähnliche Fälle fand ich aufs Neue bestätigt, dass es auch da weniger die Kriege waren, als Dummheit und Verkommenheit besonders am Schlusse des vorigen und im Beginn des jetzigen Jahrhunderts, welche uns fast um alle Kunstschätze der Vorzeit brachten.

Von da reiste ich nach München zurück mit reichem Material für meine Arbeiten.

Da ich diese meine Memoiren doch nicht in genauer chronologischer Reihenfolge geben kann und da ich gerade von Paris gesprochen habe, so greife ich um sechs Jahre vor und gebe einiges von dem, was ich daselbst bei meinem zweiten Aufenthalt erlebte.

Im Jahre 1867, als die grossartige Weltausstellung in Paris war, reiste ich mit meinem ältesten Sohn Franz, der damals Rechtspraktikant war, dahin. Es war die Zeit, in welcher Napoleon III. die schönen Worte sprach: „Ich unterstütze die Ausstellung aufs Möglichste, weil die verschiedenen Völker, wenn sie sich einander näher kennen lernen, einsehen, dass sie mehr Ursache haben, sich zu lieben, als zu hassen.“ Ueber das viele Grossartige und Merkwürdige dieser Weltausstellung habe ich hier nichts zu sagen, da alles durch den Druck bekannt wurde. Ich bemerke nur, wie ich mich freute, zu sehen, dass manche Kunst- und Industriezweige, welche fast verschwunden gewesen, wieder in Aufnahme gekommen waren, und besonders, dass alles was sich durch Schönheit und feinen Geschmack auszeichnete und einen Preis erhalten konnte, sichtlich mehr oder weniger auf Verständniss und Studium der Werke unserer Vorfahren beruhte; es war dieselbe Beobachtung, die ich später 1873 auf der Wiener Weltausstellung machte.

Wir besuchten darauf den Baumeister Destailleur, der von den Handzeichnungen besass, die zu jenen Entwürfen bayerischer Künstler für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich gehörten, welche ich in München aufgefunden hatte. Dieser vielseitig gebildete

Künstler erklärte sie ebenfalls für Werke deutschen Ursprungs, die er hoch schätzte, und bot mir in seiner reichhaltigen Sammlung einen Vergleich mit italienischen und französischen Zeichnungen zu ähnlichen Zwecken.

Wir gingen auch zu dem Grafen Nieuwenkerke, dem Generaldirektor der Museen Frankreichs. Seine Privatwohnung war im Louvre, wo er uns in einem grossen mit Kunstschätzen angefüllten Saal empfing; wir trafen daselbst den Grafen Benedetti, der damals schon Botschafter am Berliner Hofe war und der drei Jahre später eine gewisse Berühmtheit erlangte. Er war ein nicht grosser Mann mit bräunlicher Gesichtsfarbe, klugem Ausdruck und feinen Manieren. Wir verbrachten daselbst eine angenehme und lehrreiche Stunde. Mitten im Saal erblickte ich die blanke Rüstung für Mann und Pferd aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus dem Schlosse Hohenaschau und aus dem Besitze der Freiherren von Freyberg, welche ich, wie schon gesagt, seiner Zeit von Pickert in Nürnberg, zu meinem Kummer, um 7000 Gulden für das noch im Entstehen begriffene bayerische Nationalmuseum nicht erwerben konnte, während sich deren Werth jetzt auf das Sechsfache beliefe.

Nieuwenkerke besass mehrere meiner Werke, darunter die zwei Jahre vorher erschienenen „Entwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich.“ Er stimmte mir nicht nur in allem bei, was ich im Texte gesagt hatte, sondern gab mir auch noch Belege dazu und zeigte mir u. A. Prachtwaffen, wie Degen, Radschlossbüchsen, die für den

Kurfürsten Maximilian I. von Bayern gefertigt waren. Sie gaben Zeugniss für eine hohe Blüthe der Kunst und technischen Geschicklichkeit, welche in Bayern, sogar noch zur Zeit des dreissigjährigen Krieges, zu finden war. Leider besitzt jetzt Bayern selbst von diesen Kunstschätzen sehr wenig. Da ich bei so manchem Kunstwerk, das bisher französischen Künstlern zugeschrieben war, den deutschen Ursprung nachwies, musste ich besorgen, mich nicht beliebt zu machen, umsomehr freute es mich, dass Männer der Art bei ihrem, sehr anzuerkennenden, Nationalstolz sich so vorurtheilsfrei aussprachen.

Wir gingen darauf in die Kathedrale zu St. Denis, die mir ebenfalls, ungeachtet der Verwüstungen in der ersten Republik, vieles Schöne und Grossartige bot. Ueber die Plünderung und Zerstörung der Königsgräber hatte ich schon Manches, fast noch aus direkter Quelle, durch Karl Becker im Jahre 1843 gehört; derselbe war noch als Militär 1814 mit den Alliirten in Paris und kam mit dem verdienstvollen Alexandre Lenoir*) in Berührung, welcher jene Schreckenszeit der Revolution mitgemacht hatte und bei jener Königsgräber-Verwüstung als Protokollführer zugegen gewesen war. Er hatte eine solche Stelle gesucht, um seine historischen Kenntnisse zu erweitern und um vielleicht in späterer Zeit noch Manches zu retten. Er durfte nicht die geringste Pietät für die Königsgräber zeigen, da er sonst verloren gewesen wäre. Es war eine Rotte

*) Lenoir, Alexandre. Musée royal des monumens français ou mémorial de l'histoire de France et de ses monumens. Paris 1815. kl. 8°.

von besonderen Königshassern, welche noch ihre Wuth an den Leichen ausübten. Es wurde vor der Kirche ein tiefes Loch gegraben, um die Leichen und Gebeine hinein zu werfen, nachdem man jeden Schmuck abgerissen hatte. Einem Beamten der Münze wurde alles, was Gold oder Silber war, nachdem man es zusammengeschlagen hatte, übergeben, ebenso die Goldbrokate zum ausbrennen. In gleicher Weise einem andern Beamten vom Arsenal alles, was von Blei, Zinn, Eisen und Kupfer war u. s. w. Viele der Leichen waren noch kenntlich; Heinrich IV. sogar noch ganz erhalten. Ein roher Bursche riss ihm den Bart aus und hängte ihn sich an, indem er schrie: „Je suis le roi Henri!"

Unter den vielen für mich so wichtigen Baudenkmalen will ich hier nur die Sainte Chapelle erwähnen, welche mir im Allgemeinen noch nicht nach Gebühr gewürdigt zu sein scheint. Sie wurde in den Jahren 1245—48 durch Ludwig IX. dem Heiligen, König von Frankreich, erbaut, der in ihr nach seinem Tode bei Tunis (1270) beigesetzt ward. Als ich sie diesmal bei meinem zweiten Aufenthalt in Paris wieder besuchte, war deren höchst gelungene Restaurirung durch den berühmten Architekten Viollet-Le-Duc vollendet. auch war der in jener Schreckenszeit vernichtete freistehende Ciborienaltar streng im Stile wieder hergestellt. Dieser Bau im Uebergang des Romanischen zum Gothischen zeigt grosse Pracht in einfachen architektonischen Formen, wie in dem reichsten Farbenschmuck der Gewölbe, der Wände und Glasgemälde; alle die grellsten Farben werden bei einem jeden Wechsel des von aussen einfallenden Lichtes durch einen

leichten Generalfarbenton, der sich über alles erstreckt, zu einem harmonischen Ganzen verbunden.

Ich erwähne dies hier besonders, weil das höchst merkwürdige und schöne Denkmal vielen Freunden der Kunst nur durch eine Veröffentlichung in Farbendruck bekannt ist, welche durch Disharmonie der Farben eine ganz falsche Vorstellung davon gibt. —

Ehe wir Paris verliessen, besuchten wir noch den Friedhof Père la Chaise und suchten daselbst einige Monumente bedeutender Persönlichkeiten älterer und neuerer Zeit auf; wir trafen gerade den Zeitpunkt, als der sehr geschätzte Finanzminister Fould, der am 5. Oktober gestorben war, mit militärischen und andern Ehren beerdigt wurde.

XXXIII. Kupferstich- und Handzeichnungskabinet.

Nachdem ich neun Jahre die Stelle an den vereinigten Sammlungen bekleidet hatte, erhielt ich im Jahre 1861 jene als Conservator des königlichen Kupferstich- und Handzeichnungskabinets. Ich fühlte mich daselbst ganz an meinem Platz, indem ich schon von früher Jugend an Handzeichnungen und Kupferstiche zum Studium der Kunst und ihrer Geschichte benützte, wozu ich auch stets von reichem Material umgeben war.

Ich glaubte in der Kunststadt diese so wichtige Kunstanstalt in dem besten Zustand und der strengsten Ordnung anzutreffen, das war aber nicht der Fall.

Ich halte es für nöthig, mich über das auszusprechen, was vor meiner Verwaltung im Kupferstichkabinet geschah, damit nicht später mir oder einem meiner Nachfolger, deren ich jetzt schon drei habe, eine Schuld daran gegeben werde.

Fast bei der Hälfte der Blätter fehlte der vorschriftsmässige Stempel auf der Rückseite. In einer grossen Anzahl von Umschlägen, mit der Aufschrift „Doubletten oder Ausschuss" lagen nur Stiche hervorragender Meister, wie Martin Schongauer, Hans Sebald Beham, Heinrich Aldegrever, Georg Pencz, Albrecht Altdorfer, Rembrandt, Marc Anton etc., sie waren zum Verkauf oder zum Verschleppen bestimmt. Nicht ein Blatt davon war Ausschuss oder Doublette, zum Beleg dafür habe ich von jenen Umschlägen mit den Aufschriften einige aufbewahrt. Aus den alten Verzeichnissen ersah ich, dass fast alle Werke dieser Meister vollständig vorhanden waren und sie erst später lückenhaft gemacht wurden. Der grössere Theil davon war schon verschwunden; was ich noch vorfand, legte ich wieder in die Mappen der betreffenden Meister. Zur Ergänzung der fehlenden Blätter haben meine Nachfolger noch genug zu thun.

Bei den Handzeichnungen waren als zurückgelegt und unbrauchbar grosse Packete oder Ballen mit den Aufschriften versehen: „Köpfe, Architektur, Landschaften, Ornamente, Arabesken und Ausschuss." In allen diesen dicken Packeten waren aber Meisterwerke ersten Rangs, vermischt mit ganz schlechtem Zeug. Wie ich sicher weiss, wurden von Zeit zu Zeit solche Ballen als unnütz verkauft, wohl ohne, dass man sie

vorher gehörig durchgesehen hatte. Viele Zeit verwendete ich auf Durchsuchung des noch Vorhandenen. In einem Packet mit der Ueberschrift „Köpfe" fand ich unter Schmieralien von Schuljungen, zu meinem Staunen und Schrecken, das Originalbidniss Heinrich VIII. von England, von der Hand des Hans Holbein. Es ist nicht zu verkennen, dass dieser Meister, während der flüchtigen Aufnahme, dem König in das Auge geschaut hat. Gerade dieses Hauptbildniss fehlt auffallender Weise unter den Stücken in der bekannten Handzeichnungsammlung von Windsor Castle, bestehend aus den höchst geistreichen Bildnissen und Skizzen, die Holbein nach verschiedenen Persönlichkeiten, meistens am englischen Hofe, fertigte und die Prinz Albert in dankenswerther Weise durch photographische Nachbildungen der gebildeten Welt zugänglich machen liess. Dieses Bildniss ist gegenwärtig als Gegenstück zu einem ähnlichen Werke Albrecht Dürer's in dem Handzeichnungskabinet unter Glas aufgehängt.

Eine noch grössere Ueberraschung war mir vorbehalten. In den Packeten mit der Aufschrift: „Ornamente, Arabesken und Ausschuss" fand ich die Originalentwürfe für die prachtvollen Ciselirungen der Rüstungen Franz I. und Heinrich II. von Frankreich, wie für Kaiser Rudolf II. von der Hand des Hans Mielich, Christoph Schwarz, Hans Bol und anderen Meistern, welche erstere in München vorzugsweise für die Herzoge Albrecht V. und Wilhelm V. arbeiteten. Diese Zeichnungen dienten den deutschen Waffenschmieden, Plattnern, die in ihrer Art selbst Künstler waren, als Muster und Schablonen für ihre Arbeiten, an

denen wir Kunst wie Technik in hohem Grade bewundern müssen. Als ich mich gerade dieses Fundes erfreute, kam Wilhelm von Lübke nach München zu mir ins Kupferstichkabinet, der von diesen Kunstschätzen überrascht und erfreut war. Er erkannte darin einen entschiedenen Beweis, dass bisher eine bedeutende Kunstrichtung, die in Deutschland zu Hause war, stets Italien und Frankreich zugeschrieben wurde, und er erklärte sich bereit, sogleich einen Artikel darüber in die Augsburger Allgemeine Zeitung zu schreiben. Ich hielt ihn davon ab, indem ich sagte, dass alle Kunstkenner an der Sache gewiss nicht zweifeln würden, da für sie die Kunst schon an und für sich sprechendes Dokument sei, dass man aber damit dem grossen Publikum nicht beikommen könne, weil dieses nur schriftlichen Urkunden Glauben schenke. Er stimmte mir bei und sagte, dass er im Begriff sei, nach Innsbruck zu reisen, um daselbst unter Mitwirkung des Archivdirektors Dr. von Schönherr Untersuchungen über das grosse Denkmal Kaiser Maximilian I. anzustellen, bei welcher Gelegenheit er vielleicht auch Notizen über Kunstwerke finden werde, die in Deutschland für Frankreich gefertigt wurden. Dies gelang in hohem Grade. Es zeigte sich, dass Kaiser Ferdinand I., damals König von Böhmen, für Franz I. und Heinrich II. von Frankreich Prachtrüstungen als Geschenke anfertigen liess, welche bis zur neueren Zeit in der „Gallerie des Souverains“ im Louvre und im Musée d'artillerie zu Paris als italienische Arbeiten bewundert wurden. Jene vorgefundenen Entwürfe bestanden in Federzeichnungen mit leichter

Schattirung in Tusche, manche waren zerschnitten, beschmutzt und mit anderen Zeichnungen überklebt. Zum Glück waren sie in echt chinesischer Tusche ausgeführt, die schon im 16. Jahrhundert bei uns in Gebrauch war, so dass ich die Zeichnungen ohne Gefahr in heissem Wasser reinigen konnte. Sie waren alle in Grösse und Form für eine jede einzelne Schiene des betreffenden Harnisches berechnet. Während zu einem Harnisch 140 bis 200 solcher Theile gehörten und demnach ursprünglich deren über 8000 gewesen sein mussten, waren für einen nur noch ein bis höchstens sechs Stück vorhanden. Es waren manche davon in den Besitz des kunstliebenden Staatsraths von Kirschbaum gekommen, die nach dessen Tod im Versteigerungskatalog seines Kunstbesitzes unrichtig angegeben waren. Viele davon kamen an den Kunsthändler Prestel in Frankfurt am Main, und später fand ich sie, wie bereits erwähnt, bei Destailleur, architect du gouvernement, und dem Museumsbesitzer Spitzer in Paris, alle in derselben Art zugeschnitten, auf demselben Papier und mit demselben Stempel des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern versehen.

Wilhelm von Kaulbach fand ausserordentliches Wohlgefallen an diesen geist- und phantasiereichen Arbeiten, in welchen sich Genien, Tritonen, Nereiden, Nymphen, Satyre etc. in schwungvollen Zweig- und Laubornamenten bewegen. Er berief sogleich, aus eigenem Antrieb, eine Plenarversammlung an der Akademie der bildenden Künste, welche mir unter dem 26. Mai 1863 ein Gutachten in aller Form mit Amtssiegel ausfertigte, worin auch der Wunsch ausgesprochen

ist, dass diese Entwürfe als deutsche und besonders als bayeriche Ehrensache, auf Staatskosten veröffentlicht würden. Davon machte ich aber, ebenso wenig wie bei meinen andern Werken, einen Gebrauch und liess die erste Auflage dieser Kunstwerke unter dem Titel: „Entwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen französischer Könige“ bei Friedrich Bruckmann in München 1865 erscheinen. Das Wenige darin gibt immerhin eine Idee des ehemals Vorhandenen. In diesen einzelnen Theilen erscheint das H mit der Krone Frankreichs mehrmals mit den drei verschlungenen Halbmonden, Bogen und Pfeil, sich auf Heinrich II. und Diana von Poitiers beziehend, wie das F und die Krone, dabei der Salamander, als persönliches Abzeichen Franz I.

Wenn ich mich auch sehr freute, etwas zu Ehren unseres deutschen Vaterlandes, obgleich mehr durch Glück als Verstand, beigetragen zu haben, so blieb ich auch gewiss nicht darin zurück, mich immer zu bemühen, auch die Vorzüge und Verdienste in der Kunst unserer Nachbarländer kennen und schätzen zu lernen. Es musste mich auch freuen, zu sehen, dass gebildete Männer, besonders Museumsvorstände in Frankreich, in dieser Sache mir Wohlwollen und Anerkennung zeigten, wie ich bereits vorausgreifend bei Schilderung meines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1867 mitgetheilt habe.

In der Ausgabe jener Entwürfe sagte ich u. A.: „Da es sonach sicher stehe, dass diese Prachtwerke in Deutschland für Frankreich entworfen und ausgeführt seien, so dürfte ich wohl annehmen, dass auch

deren in gleicher Weise auf deutschem Boden für Spanien entstanden seien."

Damals war Freiherr, später Graf, Georg von Werthern preussischer Gesandte in Madrid; derselbe schrieb mir am 13. April 1866, dass ihn jene Stelle in meiner Veröffentlichung bewogen habe, die Geschichtsforscher Bergenroth und Friedemann, welche Forschungen für englische Geschichte in Spanien anstellten, zu veranlassen, in den Archiven von Madrid und Simancas nachzuforschen, ob nicht vom spanischen Hofe aus auch Bestellungen auf Prachtrüstungen und andere Kunstwerke nach Deutschland ergangen seien.

Diese Nachforschungen waren von Erfolg begleitet, Werthern sandte mir vollgültige Beweise für das, was ich nur als Vermuthung ausgesprochen hatte. Sie bestehen in vidimirten, mit Stempel versehenen Auszügen aus Bestellbriefen Karl's V. und Philipp's II. von Spanien im Archive zu Simancas.

Diese Mittheilungen waren für mich von höchster Wichtigkeit; es zeigte sich, dass diese spanischen Bestellungen an bedeutende deutsche Meister, vorzüglich in München, Augsburg und Landshut gelangten, die bei uns noch nicht, oder doch noch viel zu wenig bekannt waren. Aber leider sind sie bei diesen Bestellungen manchmal nur mit den Vornamen genannt, wie Meister Peter in München, Meister Hans in Augsburg u. A. Unter den bekannten steht obenan Desiderius Colmann in Augsburg. Karl V. schickte einen Kavalier zu diesem, um ihn zu bewegen, dass er nach Madrid ziehe; der Meister erklärte, er könne dies nicht, habe Familie, sei auch mit Aufträgen hoher

Herren so überhäuft, dass er dieselben unter zwei Jahren nicht befriedigen könne, er wünsche aber, dass ihm der Kaiser das genaue Mass seines Körpers, besonders des Fusses, zukommen lasse, er hoffe alsdann für ihn einen Prachtharnisch herzustellen, an welchem die Majestät Wohlgefallen haben werde. Ausser diesem arbeiteten für verschiedene hohe Herren Georg Sigman, (aurifex), Thomas Rucker, letzterem stellte Kaiser Rudolf II. einen Wappenbrief aus, in welchem er ihm grosses Lob spendet, ihn den Gott der Schmiede nennt und ihm daher den Vulkan in das Wappen gibt. Dieser Originalwappenbrief mit Unterschrift des Kaisers befindet sich im bayerischen Nationalmuseum zu München.

In Folge dieser Mittheilungen des Herrn von Werthern liess ich später eine zweite vermehrte Auflage in grösserem Format erscheinen unter dem Titel: „Originalzeichnungen deutscher Meister des 16. Jahrhunderts zu Kunstwerken für Könige von Frankreich, Spanien und anderen Fürsten. Frankfurt a. M., Heinrich Keller, 1889."

Schon nach meiner ersten Auflage, erhielt Freiherr von Werthern die Stelle als preussischer Gesandte in München und war mir von da an während der 22 Jahre, in welchen er diese Stelle inne hatte, ein aufrichtiger, wohlwollender Freund, der mir bei manchen frohen wie schmerzlichen Ereignissen des Lebens theilnehmend zur Seite stand. Auch später nach seinem Rücktritte, als er sich auf seinem Gute und Schloss Beichlingen in Thüringen aufhielt, ist er mir ein treuer Freund geblieben, starb aber daselbst zu meinem

grossen Schmerz am 2. Februar 1895, nachdem er mich noch kurz vorher in München besucht hatte. Ebenso freundschaftlich gesinnt war er meinem Collegen in der Akademie der Wissenschaften, dem berühmten Historiker Ferdinand Gregorovius, dessen Asche er in einer Nische der Schlosskirche zu Beichlingen beisetzen und mit einer Platte von Solenhofener Stein versehen liess, auf der sich folgende von Robert-tornow, dem inzwischen ebenfalls verstorbenen Privatbibliothekar des Kaisers, verfasste Inschrift befindet: „Hier ruht, was sterblich war an Ferdinand Gregorovius, deutschem Geschichtsschreiber, Bürger der Stadt Rom, geboren am 19. Januar 1821, † am 1. Mai 1891."

Als Vorstand des k. Kupferstichkabinets wäre ich für mein ganzes Leben zufrieden gewesen, denn obschon mir die Pflege der vernachlässigten Anstalt viele Arbeit verursachte, stand mir auch viel Material zu Gebote, um meine Kunststudien fortzusetzen; auch beschäftigte mich gerade damals der erste Band meiner „Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters" und der Beginn der „Kunstkammer des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern." Es konnte mir indess nicht genügen, dass das Publikum nur die Mappen mit den Werken jener Meister vorgelegt erhielt, nach welchen es mit deren Namen verlangte, denn in den meisten Fällen kannte es nicht einmal diese Namen und hatte in der Regel nur Verlangen nach Darstellungen bestimmter Gegenstände oder solcher aus gewissen Zeitperioden. Um daher Anhaltspunkte für bedeutende Meister oder Kunstperioden vor Augen

zu stellen, traf ich eine Auswahl von Blättern der hervorragendsten Meister und zwar nur jener, welche man peintres graveurs nennt, d. h. welche nach eigenen Erfindungen gestochen, radirt oder in Holz geschnitten hatten; diese stellte ich unter 42 grossen Glastafeln, mit den Namen der Meister und Jahrzahlen versehen, in chronologischer Reihenfolge auf, beginnend mit den Incunabulen des Holzschnittes aus Tegernsee von ungefähr 1380, welche daselbst die Mönche gefertigt hatten, und schliessend mit den geistreichen Radirungen des Adam Klein aus Nürnberg (geb. 1792, † 1875).*) Gerne hätte ich auch eine chronologische Uebersicht von Werken der vorzüglichsten Kupferstecher hergestellt, welche nicht nach eigener Erfindung sondern nach den grössten Meistern, wie Rafael, Rubens etc., gestochen haben, allein dazu war kein Raum vorhanden.

Von meinen Anschaffungen erwähne ich hier nur folgende, weil diese, abgesehen von der Kunst, besonderen Werth für Geschichtstudium besitzen und weil damit meine Fachgenossen und Künstler darauf aufmerksam gemacht werden.

Für das Handzeichnungskabinet erwarb ich u. A. eine grosse Aquarellmalerei von Jost Amman, das Turnier (Gesellenstechen) der Nürnberger Patricier vom Jahre 1561. Sie war gestiftet als ewiges Andenken für das Rathhaus. Ich habe sie von dem Antiquar Schreiber in Nürnberg für 100 Gulden gekauft. Dieses reichhaltige Gemälde ist nicht nur

*) Vergl. Jahn, C. Das Werk von Adam Klein. München 1863. 8°.

für die deutsche Geschichte im Allgemeinen, sondern auch insbesondere für jene Nürnberg's und dessen Patricierfamilien, wovon die Meisten noch existiren, wie für das Volksleben selbst von grossem Werthe. Bis dahin fand ich noch kein Bildwerk, das in so sprechender Weise alle Einzelheiten der Turniere und des „Gesellenstechens“ vor Augen stellt. Jost Amman, (geb. 1539), dem wir so viel wie keinem anderen Meister an Darstellungen des Volkslebens jener Zeit zu verdanken haben, zog im Jahre 1560 von Zürich nach Nürnberg, wo er 1591 starb. Wenige Jahre nach seiner Niederlassung daselbst trat er in Verbindung mit dem rührigen Frankfurter Buchhändler Sigmund Feyerabend, in dessen Verlag eine Menge Holzschnittwerke erschienen sind, zu denen der ungemein vielseitige und schöpferische Künstler die Zeichnungen geliefert hatte.*)

Auf dem breiten schwarzen Rahmen des genannten Aquarellgemäldes steht mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Den Tritten Martij als da war, fünfzenhundert sechzig ein Jar, Ein löbliche geselschafft hatt, Solch gstech gehalten in der statt, Nürenberg auf

---

*) Becker, C., Jobst Amman, Zeichner und Formschneider, Kupferätzer und Stecher. Leipzig 1854. 8°. — Andresen, Andreas. Der deutsche Peintre-Graveur oder die deutschen Maler als Kupferstecher nach ihrem Leben und ihren Werken. Bd. 1. Leipzig 1864. 8° Seite 99—448. — Hefner-Alteneck, J. H. von. Ueber den Maler, Kupferstecher und Formschneider Jost Amman. In den Sitzungsberichten der k. bayer. Academie der Wissenschaften, Historische Klasse. Sitzung vom 2. März 1878. — Pallmann, Heinrich. Sigmund Feyerabend. Sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen. Frankfurt a. M. 1881. 8°.

dem markt so frey, Wie es hie Conterfet da bey Gewesen sein volgende gschlecht, wurde erkent also zu recht, Das den danck erlangt lobesan. Moritz fürer der kühne man, Die andern stecher waren die. Philip Geuder vnd sunst alhie, Matthes Löffelholtz. Christoff Scheurl, Endres Schmittmer, Balthasar Christoff Gugel. Philip Lux Wilhelm Traner. Wie nun das gstech volent und aus, Ward gehalten auf dem Rathauss Ein herrlicher ehrlicher Tantz. Zuvor hat ghabt den gsellen krantz, Gabriel Baumgartner, den er Aufsetzt dem Gabriel Tucher. Solch Ritterspiel durch die genent, Ist so in lob vnd freudt vollent."

Diesem Stücke, sowohl nach Entstehungszeit als auch dem Gegenstand nach ganz entgegengesetzt, jedoch ebenfalls historisch wichtig. erwarb ich für das Handzeichnungskabinet eine grosse Sammlung der Originalaufnahmen, welche der berühmte Schlachtenmaler Albrecht Adam während der napoleonischen Kriege auf den Schlachtfeldern hergestellt hatte.

Von den Stichen, die ich ebenfalls mit besonderer Rücksicht auf den historischen Werth für das Kabinet anschaffte, nenne ich nur das Holzschnittwerk des Melchior Lorch*) (1527—nach 1590), das uns zuerst eine richtige und vielseitige Vorstellung der Sitten. Trachten und Gebräuche in der Türkei verschafft. Ferner erwarb ich die, einer ganz anderen Richtung angehörigen Stiche und Radirungen des Johann Esaias Nilson aus Augsburg (1721—1788). Eine Zusammen-

*) Vergl. meinen Vortrag über diesen Künstler in der historischen Classe der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. Sitzung vom 5. Februar 1876.

stellung der Werke dieses Meisters mit jenen des Daniel Chodowiecki (1726—1801), die schon reichlich in dem Kabinete vertreten waren, geben eine genaue Vorstellung des Lebens und der Geschmacksrichtung des 18. Jahrhunderts in Deutschland.

Als ich i. J. 1868 diese mir liebgewordene Stelle in Folge einer Beförderung verlassen musste, schied ich nicht gern von ihr, weil ich meinem Nachfolger noch viele Arbeit hinterlassen musste und weil ich während meiner Amtsthätigkeit und auch schon früher an solchen Kabineten des Auslands erkannt hatte, wie ungemein wichtig eine derartige Sammlung für das Studium und für die Pflege der Kunst ist.

Die übliche Bezeichnung Kupferstich- und Handzeichnungs-Kabinet, noch aus den Zeiten herstammend, wo Fürsten sich solche Sammlungen ebenso wie Curiositäten- und Raritätenkabinete anlegten, aus denen zum Theil unsere Museen entstanden sind, diese Bezeichnung deckt durchaus nicht den Begriff, der damit verbunden werden muss. Denn, wie Bibliotheken die Sammelstätten wissenschaftlicher Hilfsmittel und dadurch die Fundgruben für Arbeiten der Wissenschaft sind, so sollen und müssen es die Kupferstichkabinete, oder, wie man sie vielleicht besser nennen könnte, die graphischen Museen, für Arbeiten der Kunst sein.

In ihnen muss der Künstler, der Kunstforscher und Kunstliebhaber alles das vereinigt finden können, wenn auch nicht in Originalen, so doch in guten Nachbildungen, was die verschiedenen Kunstperioden hervorgebracht haben. Dazu gehört aber auch das Kunstgewerbe, denn dieses ist, wie schon mehrfach

erwähnt, durchaus nicht von der bildenden Kunst im engeren Sinne zu trennen. Haben ja doch die grössten Meister ihrer Zeit, ein Rafael, Dürer und Holbein, wie auch hervorragende Künstler der Neuzeit, unter welchen ich nur Moritz von Schwind nennen möchte, sich nicht gescheut, für das Gewerbe zu arbeiten und damit für Verbreitung des Schönheitssinnes im Volke beizutragen.

Und gerade in der Gegenwart, in der das Kunstgewerbe eine so bedeutende Stellung bei allen Völkern einnimmt, darf kein Kupferstichkabinet sich dessen entziehen wollen.

Eine eben so grosse Bedeutung haben aber auch die Kupferstichkabinete für das Studium der Kulturgeschichte, das jetzt ein allgemeines Bedürfniss der ganzen gebildeten Welt geworden ist, weil in ihnen das wichtigste und reichhaltigste Material dazu ruht.

XXXIV. Künstlerfest in Weimar.

Im Jahre 1863 veranstalteten der Grossherzog von Sachsen-Weimar und dessen Gemahlin einen Kongress der deutschen Kunstgenossenschaften in Weimar und scheuten keine Opfer und Mühen, die Sache recht glänzend zu gestalten. Gerade um diese Zeit fand unerwartet der bekannte Fürstenkongress in Frankfurt a. M. statt, der Grossherzog musste dahin reisen; es ruhte daher das Protektorat, das Ordnen des Geschäftsganges, der vielen grossartigen, sinnigen Feste und Feierlichkeiten in Weimar, wie hernach auf der Wartburg allein auf der Frau Grossherzogin.

Unter den Künstlern von nahe und ferne traf ich manche alte Freunde und Bekannte; auch wurde mir freundliche Aufnahme zutheil, besonders in dem Hause des Grafen Kalkreuth, des damaligen Direktors der Kunstschule zu Weimar. Als wir am 6. Tag in Eisenach ankamen und in festlichem Zuge zur reichgeschmückten Wartburg den Berg hinanzogen, empfingen uns Böllerschüsse. Die Versammlung war so zahlreich, dass sie den ganzen Burghof füllte. Die Frau Grossherzogin erschien auf den Stufen, welche zum Elisabethensaal führten, und begrüsste uns, in freiem Vortrag mit weithin schallender Stimme, mit poesievoller Ansprache, den Becher zum Willkommen der deutschen Künstler erhebend. Nachdem auch der junge Erbprinz einige herzliche Worte im Namen seines abwesenden Vaters gesprochen hatte, begab sich die Gesellschaft in den Elisabethensaal und in jene Räume der Burg, in denen bereits die Wandgemälde von Moritz von Schwind und anderen Künstlern vollendet waren. In dem Elisabethensaal, in welchem der berühmte „Sängerkrieg“ einst stattgefunden hatte, wurden, in Anwesenheit der Frau Grossherzogin, durch die vorzüglichsten Sänger und Musiker deutsch-patriotische Lieder vorgetragen. Nach dem, was ich bereits über die früheren Eindrücke meiner Jugend mitgetheilt habe und dem, was gerade um diese Zeit unser Hoffen für das deutsche Vaterland aufs Neue belebte, kann man sich wohl denken, welche Gefühle mich in diesen Momenten überwältigten. In gehobenster Stimmung begaben wir uns in das wundervolle Helenenthal, wo in buntem Wechsel

für Unterhaltungen der verschiedensten Art, Theater, Tanz, Maskeraden etc. gesorgt war.

Als die Festlichkeiten vorüber waren, und ich mich auf der Rückreise noch einen Tag in Weimar aufhalten wollte, wurde ich von der Frau Grossherzogin nach ihrem Sommeraufenthalt Wilhelmsthal zur Tafel geladen und traf sie daselbst, nach allen jenen Anstrengungen, im Kreise ihrer Familie in heiterer Stimmung. Ihre Mittheilungen bewegten sich besonders auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte und Kunst; sie hörte mit Interesse auf das, was ich in dieser Richtung mittheilen konnte. Als ich Wilhelmsthal verliess, sprach die hohe Dame den Wunsch aus, dass ich auf dem Rückweg nach Weimar die Wartburg nochmals besuche und daselbst auch die einzelnen Gemächer besichtige, die bei jenem Feste nicht zugänglich sein konnten und die kurz vorher von dem sehr geschickten Dekorationsmaler Welter aus Köln ausgemalt waren. Ich traf daselbst wieder meinen Freund von Arnswald. Wiewohl derselbe nach jenen Festlichkeiten sehr ruhebedürftig war, zeigte er mir doch wieder in lebhaftester Weise die grösste Theilnahme. Als ich die kleineren Gemächer und das Lutherstübchen wieder betrat, gedachte ich eines Ereignisses, das mich kurz vorher betroffen hatte und das ich hier folgen lasse, da ich Arnswald nur Einiges davon mittheilte, was für die Wartburg nicht ohne Bedeutung blieb.

In Nürnberg auf dem Egydienplatz stand das alte Patricierhaus der Imhoff, es war, wie ich noch aus Ueberresten ersehen konnte, in seinem Innern

eine Perle feinen Geschmacks aus der Zeit der späteren Gothik.

Zur Geschichte dieses Hauses und seiner ehemaligen Bewohner sei Folgendes erwähnt. Eine Tochter des Willibald Pirkheimer Felicitas heirathete den Johann Imhoff, welcher bald starb. Die Pirkheimerin blieb im Besitze des Hauses und heirathete später den Hans Kleeberger, der früher in Diensten der Imhoff gestanden und sich später in Lyon niedergelassen hatte. Bald nach seiner Verheirathung wollte er wieder dahin zurückkehren, wogegen sich indess sein Schwiegervater erklärte. Als aber Felicitas im Jahre 1530 starb, ging Kleeberger nach Lyon zurück, erwarb sich dort ein grosses Vermögen und ward einer der ersten Finanzmänner des 16. Jahrhunderts. Er stiftete viel Gutes, so dass man ihn „le bon allemand" nannte, mit welchem Namen man ihm daselbst auch einen Grabstein gesetzt haben soll.

In jenem Imhoff'schen Hause war ein grosser Saal, daran anstossend ein kleines Gemach durchaus von Holzvertäfelung und Schnitzwerk, in der Breite nur zwei, in der Länge vier Meter, auf der einen Schmalseite das einzige Fenster, auf der entgegengesetzten eine eiserne Thüre mit zierlichen gothischen Bändern kreuzweis beschlagen; ausserhalb derselben führte eine steinerne Wendeltreppe hinab in die Hauskapelle, welche in der Höhe zwei Stockwerke durchragte; auf der einen Langseite führte aus dem grossen Saal in dieses kleine Gemach eine Thüre, deren vorspringende Umfassung mit gothischer Profilirung oben in einen sogenannten Eselsrückenbogen mit Krappen und

Giebel- oder Kreuzblume abschloss. Das Schloss und die Bänder dieser Thüre waren, wie alle Eisenarbeiten des ganzen Hauses, meisterhaft ausgeführt. Der Holzplafond dieses Stübchens bestand in einem Netzgewölbe, mit zierlich gothisch profilirten, sich durchstossenden, Rippen. Die Holzwände waren oben ringsum in Abwechslung mit fein geschnitztem Masswerk abgegrenzt.

Dass Pirkheimer sich oft in diesem Gemach aufgehalten hatte, wohl um darin ungestört zu arbeiten, geht daraus hervor, dass in dem kleinen Raum, zwischen jener Eisenthüre und der Wendeltreppe, um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein vermauerter Schrank aufgefunden wurde,*) in welchem sich Schriftstücke von Pirkheimer, wie Correspondenzen mit Kaiser Maximilian I., Rechtsgutachten, Briefe von Albrecht Dürer etc. befanden. Im Jahre 1781 veröffentlichte Christoph Gottlieb von Murr die Briefe Dürer's aus Venedig an Pirkheimer.**) Dass Pirkheimer dieses Stübchen bewohnt hat, wurde aber noch mehr dadurch bestätigt, dass auf beiden Seiten des Arbeitstisches, der früher am Fenster stand, verschiedene Dinge aus dem Besitz Pirkheimer's zum Vorschein kamen, wie Notizen-

---

*) Aufgefunden von dem kurfürstlich bayerischen Geheimen Rath und Senator Christoph Joachim von Haller, dem durch Heirath mit einer Imhoff dieses Haus zugefallen war. Im Jahre 1861 wurden die Briefe Dürer's von der Familie Haller an die Stadt Nürnberg verkauft. Vergl. Dürer's schriftlicher Nachlass herausgegeben von K. Lange und F. Fuhse. Halle 1893. 8°. Seite 18.

**) In dessen Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur. Bd. X. Später in Campe, Dürer Reliquien, Nürnberg 1828. 16° und in Lange und Fuhse wieder abgedruckt.

Blätter, Adressen, Schreib- und Zeichenfedern, mehrere, nach damaliger Art in Leder gefasste, Brillen u. s. w. Diese Dinge steckte zweifellos Pirkheimer hinter den Vorsprung einer Vertäfelung, wo sie hinabrutschten und nicht wieder in die Hände des Besitzers kamen.

Im Jahre 1860 kaufte ein Porzellanhändler dieses Imhoff'sche Haus, der es für seine Zwecke umbauen und jenes Stübchen herausreissen liess. Schreiner wollten das Holz davon kaufen, um gothische Möbel daraus zu machen. Da kaufte es noch im letzten Moment der schon genannte Kunsthändler Geuder, um es zu retten. Auf mein Ersuchen bot er es in München Aretin für das Nationalmuseum an, der es aber nicht nahm, ungeachtet alles meines Zuredens; worauf ich es erwarb, ohne zu wissen, wo ich es unterbringen könne.

Nachdem ich es in allen seinen Theilen wieder hatte zusammensetzen lassen, wünschte es Fürst Karl Anton von Hohenzollern zu erwerben, gleich darauf auch die Frau Grossherzogin von Sachsen-Weimar. Ersterer verzichtete darauf, aus Rücksicht für die Frau Grossherzogin, welche beabsichtigte, ihren Gemahl auf Weihnachten damit zu überraschen. Es wurde auf der Wartburg neben dem berühmten Lutherstübchen aufgestellt, wo es von Besuchern oft bewundert wird.

XXXV. Tod des Königs Max II. und sein Nachfolger Ludwig II.

Als wir uns am Abend des 9. März 1864 in der

„Zwanglosen Gesellschaft" heiter unterhielten, traf die Nachricht ein, König Max sei plötzlich schwer erkrankt. Wir alle eilten in die Residenz, wo schon Viele in bangen Sorgen auf nähere Nachricht harrten. Am nächsten Morgen waren die Räume der Residenz bis in das Vorzimmer des Königs mit Menschen aus allen Ständen angefüllt, von Viertelstunde zu Viertelstunde trat Graf Moy aus dem Zimmer des Königs, um Nachricht zu bringen, welche immer schlimmer lautete; zuletzt sprach er unter Thränen die Worte: „Der gute König ist verschieden." Lauter Jammer ertönte durch alle Räume.

Ganz Bayern trauerte um das Hinscheiden dieses Königs. Auch ich war tief ergriffen, verlor ich doch überdies den hochherzigen Schirmherrn meines Wirkens und Arbeitens für das Nationalmuseum zu München, wie auch direkt und indirekt für mein übriges Schaffen.

Ludwig II. bestieg 18 Jahre alt am 10. März 1864 den Thron. Alle, die den jugendlichen Monarchen kennen lernten, rühmten sein einnehmendes Wesen, seine rasche geistige Auffassung, das gründliche Erwägen ihn interessirender Angelegenheiten mannigfaltiger Art. Unerwartet konnte ich mich selbst von der Richtigkeit der letzteren Behauptung überzeugen. Der König liess im Spätherbst 1867 von Hohenschwangau aus durch den Kabinetschef, Herrn von Lipowsky, der mir gleich Herrn von Eisenhart, dem damaligen zweiten Kabinets-Sekretär, in Folge meines Wirkens freundschaftlich zugethan war, folgende von selbständigem, ernstem Denken zeugende Fragen an mich ergehen:

„Ist das, was man in der Kunst Stil nennt, aus der Eigenthümlichkeit, Phantasie und Erfindung eines Künstlers hervorgegangen, oder aus dem Geiste einer Zeitperiode, eines Volkes, oder aus den materiellen Bedürfnissen der Völker? Hat man schon in den verschiedenen Jahrhunderten Namen für solche Stilarten gekannt? Woher entstanden die Namen byzantinisch, romanisch, gothisch, Renaissance, Rokoko etc.?" Ich beantwortete diese Fragen so gut als ich im Stande war. Darauf erhielt ich durch Lipowsky ein Schreiben im Namen des Königs äusserst huldvoll, anerkennend und ehrend; er liess mir darin sagen, dass er mir in München noch selbst seinen Dank aussprechen werde und einstweilen als Zeichen seiner besonderen Huld und Gnade sein Bildniss sende, dasselbe stellt ihn in ganzer Figur und in dem Ornat als Grossmeister des Georgenordens dar.

An der Aufrichtigkeit dieser Worte konnte ich nicht zweifeln, doch musste ich annehmen, dass dieses jugendliche Feuer auch bald wieder gedämpft werde. Es war aber nicht so. Während der König noch einige Zeit in Hohenschwangau verweilte, richtete er noch öfter solche Fragen an mich, er liess sich einige meiner Werke von der Hof- und Staatsbibliothek schicken und mir wieder, nach deren genauer Durchsicht, viel Anerkennendes darüber schreiben. Ich musste auch noch viele Werke über Architektur, Kostüme, Volksleben etc. besorgen. Vorzüglich sprach ihn das Werk von Jakob von Falke „Deutsche Trachten und Modenwelt" sehr an; wie man mir schrieb, verweilte er fünf Stunden dabei. Ganz besonderes Wohlgefallen hatte er

ferner an dem grossen Kupferstich von Edouard Girardet nach Léon Gérôme, darstellend Louis XIV. an der Tafel mit Molière allein sitzend, auf beiden Seiten die Grossen des Reiches stehend, welche der König höhnisch anblickt. Als ich diesen Stich auf Verlangen zum drittenmal zuschickte, öffnete er die Rolle in solcher Hast, dass er ihn mitten entzwei riss.

Ob der König in Hohenschwangau oder in München weilte, stets musste ich ihm ausserordentlich viel Material senden und, obgleich das meine Schuldigkeit war, niemals blieb der schönste Dank aus. Einmal liess der König sagen, nach einer Beschreibung habe Louis XIV. in der Jugend eine Bettstelle besessen, umgeben von vielen Göttern Griechenlands, und wenn sich der Baldachin des Morgens öffnete, seien darüber in Wolken Venus, Apollo, Diana u. s. w. erschienen. Was so beschrieben sei, habe auch existirt, und sei auch in Kupfer gestochen worden; ich hätte bisher alles der Art verschafft, und würde daher auch das auffinden. Mit Bedauern erwiderte ich, niemals etwas davon gehört oder gesehen zu haben. Die Antwort lautete wieder, ich hätte bis dahin alles gefunden, so würde ich auch das finden. Schon nach 8 Tagen kam die Anfrage, ob ich noch nichts gefunden. Ich musste wieder mit „noch nicht“ antworten, all' mein Nachforschen war vergebens. Nach drei Wochen erfolgte abermals dieselbe Anfrage; dann glaubte ich, dass die Sache vergessen sei, aber nach einem Jahre wurde die Frage nochmals gestellt.

XXXVI. General-Conservator der Kunstdenkmale und Alterthümer Bayerns.

Als der König wieder nach München zurückgekehrt war, erhielt ich am 27. Januar 1868 das Dekret als „General-Conservator der Kunstdenkmale und Alterthümer Bayerns.“ Das Wort „General“ setzte der König nur als Ausdruck besonderen Wohlwollens für meine Person voraus, wiewohl es bei gleichen Stellen des Auslandes bis dahin nicht vorkam.

Ich erbat mir eine Audienz, um der Majestät meinen Dank auszusprechen. Als ich vor derselben stand, begann der König, ehe ich sprechen konnte, mit den Worten: „Ich wollte Sie nicht eher sehen, als bis Ich Meinen Dank nicht nur mit Worten, sondern durch eine That aussprechen konnte; es freut Mich in Ihnen den rechten Mann für die rechte Stelle gefunden zu haben.“ Darauf kam er auf meine Arbeiten, die Kunstschätze Bayerns und auf die Baudenkmale zu sprechen, und stellte die Frage: „Wen halten Sie jetzt für den besten Baumeister?“ — Als ich sagte: „Ich glaube, dass ihn Eure Majestät bereits gefunden haben“, sprach er: „Ich weiss, wen Sie meinen. Ich schätze sehr seine Kunst, allein Ich habe Mich näher nach ihm erkundigt, nennen Sie Mir den Namen nicht mehr.“ Das überraschte mich sehr.

Zur Erklärung dieser Worte des Königs diene Folgendes: Nicht lange vor jener Audienz war ich in Zürich, um meinen Sohn Friedrich zu besuchen, der dort auf dem Polytechnikum studirte, an welchem auch Gottfried Semper Professor war. Bei einem Besuch zeigte dieser mir das grosse Modell zu dem

Wagnertheater, wie zu der dazu führenden projektirten neuen Strasse und den dazu gehörigen Plänen, was er alles bereits im Auftrag unseres Königs angefertigt hatte. Er erkundigte sich auch nach den Verhältnissen in München, äusserte grosse Freude darüber, dass ihn der König so viel Vertrauen geschenkt und sagte: „Ich weiss wohl, dass ich nach meiner Vergangenheit keine Stelle in Bayern erhalten werde, aber es ist für mich genug, dass mir der König schon so manche schöne Aufträge zugedacht hat.“ Umsomehr war ich durch jene Worte der Majestät überrrascht. Später erfuhr ich, dass Semper sich vielfach darüber aussprach, wie sein Freund Richard Wagner ihn bei dem König eingeführt und empfohlen habe, dass aber, als der Fürst zu viel Wohlgefallen an Semper's Arbeiten gefunden hatte, und zu besorgen war, er würde die Architektur der Musik vorziehen, sein Freund Wagner ihn bei dem König in die Tinte gesetzt hätte. Wie man mir sagte, soll Semper darauf Bezug habende Briefe von Wagner vorgezeigt haben.

Bald nachdem ich die Stelle eines Generalconservators erhalten hatte, wurde ich vom König aufgefordert, über gar vieles, das in mein Fach einschlug, zu berichten. Mit meinen Antworten war er stets zufrieden, und ich staunte dabei über das klare Denken des Königs.

Vorerst brachte mir diese neue Stelle keine wesentliche Veränderung, da ich nach wie vor die Verwaltung des königlichen Kupferstichkabinets hatte und dabei nur mit mehr Eifer das Aufsuchen und Auf-

zeichnen von Denkmalen, die im Lande zerstreut lagen, verfolgte. Der König hatte auch noch so manche Wünsche, die ich stets mit Freuden erfüllte. Einigemale schickte er mir prachtvolle Kleinodien, bestehend in schönen Emailgemälden, geschmackvoll in Gold und Edelsteinen gefasst, zur Ansicht. Wie mir später Kabinetschef Düfflipp mittheilte, war dies eine besondere Auszeichnung, da es Dinge waren, an welchen der König besonderes Wohlgefallen hatte, weil sie nach seiner eigenen Idee in gelungener Weise ausgeführt waren.

Ich erwähnte bereits Manches von glücklichen, wie von unglücklicken Erfolgen meiner Bemühungen um Erhaltung der Kunstdenkmale, dem will ich noch Folgendes hinzufügen.

Das erste, was ich als definitiver „Generalconservator“ unternahm, war, dass ich mich nach meiner Vaterstadt Aschaffenburg begab, um Vorschläge zu machen, nach welchen das alte Herstallthor, des grösseren Verkehres wegen, nicht niedergerissen werden müsse.

Zwischen zwei vorgerückten kleinen runden Thürmen führte eine Brücke über den ehemaligen Stadtgraben durch das Thor eines breiten viereckigen Thurmes der Stadtmauer, der zur Vertheidigung bestimmt war. Das frische Grün der Linden und sonstiger Bäume, welches das graue Gemäuer allenthalben umspielte, erhöhte den malerischen, wie poetischen Werth des Ganzen. Dieses Bild einer nie wiederkehrenden Vergangenheit im Gegensatz zu der sich stets erneuernden Natur machte auf mich in meinen

frühen und auch noch in späteren Jahren tiefen Eindruck, wie auf alle Menschen, welche nur einigen Sinn für das Schöne und Malerische hatten.

Nachdem ich die nöthigen Masse genommen, war mir es leicht, einen Plan herzustellen, nach welchem eine zweite einfache Brücke dicht daneben zur Einfahrt dienen und alles Bestehende zur Ausfahrt bleiben konnte. Man hatte bereits an anderen Orten, wo grössere Schwierigkeiten vorhanden waren, solche Aufgaben gelöst, wie z. B. bei der Durchfahrt des alten Rathhausthurmes zu München. Sogar bei neuen Anlagen von Thoren, besonders bei Eisenbahnbrücken, hat man schon der grösseren Sicherheit wegen für getrennte Ein- und Ausfahrt gesorgt.

Bald nach mir kam auch der königliche Oberhofgartendirektor von Effner zu gleichem Zweck und vorzüglich im Interesse der Gartenanlage des „Schönenthals“ nach Aschaffenburg. Ohne, dass er von meinem Plan etwas wusste, fertigte er auch einen solchen, der ganz mit dem meinigen übereinstimmte.

Diese beiden Pläne, meine Bitten, alle Vorstellungen, wie die ausgesprochenen Wünsche des damaligen Herrn Ministers von Gresser halfen nichts; es wurde nicht nur das Herstallthor, sondern auch, mit den letzten Resten der alten Stadtmauern, der hohe runde sogenannte „Hexenthurm“, der schon frühe die Phantasie meiner Kindheit so sehr belebt hatte, und der viereckige „Kostthurm“ niedergerissen: sonach schwand der letzte Rest der Abzeichen einer alten Stadt, die Jahrhunderte hindurch in der deutschen Geschichte eine Rolle gespielt hatte. Es war

auch wohl nicht die Mehrzahl meiner Landsleute, welche für solche Barbarei stimmte, aber traurig genug, dass dieselbe von jenen überstimmt, vielmehr überschrieen wurde, die stets die Worte gebrauchen „Licht, Fortschritt, praktisches Leben etc.", dabei für jedes höhere Interesse der Menschheit keinen Sinn haben, und nicht begreifen, dass die Pflege der geistigen Interessen auch auf das materielle Leben rückwirkend ist.

Bei meinem Suchen nach Denkmalen in Regensburg unterstützten mich im Jahre 1868 besonders Hauptmann Woldemar Neumann und Hauptmann Weininger, beide hatten sich in hohem Grade um die Geschichte Regensburg's verdient gemacht. Bei vielen Erwerbungen für das Nationalmuseum waren sie mir sehr förderlich, besonders bei den höchst interessanten Grabsteinen der herrlichen, längst als Mauthhalle profanirten, Minoritenkirche. Ersterer führte mich nach dem nahen Dechbetten, da stand ein breiter viereckiger Thurm aus dem 15. Jahrhundert, ehemals mit einem Weiher umgeben, ein sogenanntes Weiherhaus.

Er befand sich früher im Besitze der alten Regensburger Patricierfamilie Paulsdorf und wurde im 16. Jahrhundert eine Zeit lang während der Sommermonate von einer aus diesem Geschlechte stammenden Aebtissin bewohnt. Dieser Thurm, verbunden mit einem kleinen Landgut, kam in den Besitz eines Landmanns und erhielt den Namen „der sinkende Thurm", da in seiner Umgebung Schilf und andere Wasserpflanzen immer höher wuchsen, was ihm den Anschein gab, als wäre er in die Erde gesunken. Auch erklärte man ihn als baufällig, wiewohl ich und mein

Begleiter sich überzeugten, dass er noch felsenfest sei, trotzdem schon einmal der Blitz hineingeschlagen hatte. Man suchte nur Gründe zum Niederreissen.

Dieser verlassen dastehende Thurm mit seiner einfachen gothischen Ornamentik, umgeben von Menschen, die ihn nur als ein unnützes Ding hinwegwünschten, um auf diesem kleinen Raum Futter für Menschen und Vieh zu pflanzen, machte auf mich einen melancholischen Eindruck, ich fühlte mich wie von einem Hauch mittelalterlicher Poesie angeweht und das zwar in der profansten Umgebung.

Ich berichtete die Sachlage an das k. Ministerium und führte Gründe an, aus welchen es sehr wünschenswerth sei, dass dieses interessante Denkmal erhalten bleibe. Allein unter dem 30. Juli 1869 wurde mir vom k. Ministerium eröffnet: „Nach gepflogenen Erhebungen hat der alte Thurm etc. zwar einigen künstlerischen, jedoch, nach dem Gutachten des historischen Vereins der Oberpfalz, keinen sonderlichen historischen Werth, und dieser seit langer Zeit schon schadhafte Thurm ist nunmehr so baufällig geworden, dass seine Einlegung in sicherheitspolizeilichem Interesse geboten erscheint etc.“

So traf dieses schöne Werk das schon längst vorbereitete Loos, es wurde niedergerissen, wenn man auch den zarten Ausdruck „Einlegen“ gebrauchte. Nur gemeines Interesse hat dabei gesiegt.

Es musste mich besonders schmerzen, sogar am historischen Verein keine Stütze zu finden. — Ich möchte fragen, hat nur das historischen Werth, was in einem Buch oder einer Urkunde geschrieben steht?

und nicht auch das, was durch Formen und Stil den Charakter eines bestimmten Jahrhunderts an sich trägt und dabei an eine alte verdienstvolle Familie erinnert?

Leider bin ich nicht dazu gekommen, die genaue Abbildung, welche ich darnach herstellte, zu veröffentlichen. Dieser Thurm hatte ein Erdgeschoss, das als Stiegenhaus und, im Falle der Noth, zur Vertheidigung diente, und darüber ein Wohnzimmer, dessen Fenster in Abwechslung gothisches Masswerk zeigten. Das Dach, wie dessen vorspringende Fenster waren mit grünglasirten Thonplatten gedeckt und hatten an allen Kanten gothische Krappen und auf allen Dachspitzen Giebel- oder Kreuzblumen.*)

Ein Jahr darauf hatte ich denselben Misserfolg zu verzeichnen bei einem nicht minder werthvollen Baudenkmal, obgleich ich zu einer gutachtlichen Aeusserung vom Ministerium veranlasst worden war. Ich wurde nämlich von dieser hohen Stelle beauftragt, mich nach dem in Mittelfranken, nicht weit von Langenzenn, gelegenen Orte Wilhermsdorf**) zu begeben, um das dortige Schloss Burg-Milchling zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten.

Auf der Hinreise besuchte ich das herrliche, wichtige Cadolzburg mit dem Hohenzollern-Schlosse,

---

*) Diese Thonarbeiten wären in der Sammlung mittelalterlicher Dachbedeckungen des germanischen Museums von hohem Werth gewesen.

**) Vergl. Wibel, Johann Christian. Historische Beschreibung von Wilhermsdorff, darinnen von des Orts Nahmen, Lage, Erbauung, Ab- und Aufnahme, Besitzern und andern Umständen etc. zulängliche Nachricht gegeben wird. Nürnberg 1742. 8⁰.

erbaut in seiner jetzigen Gestalt von dem Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, dessen Wappen und das seiner Gemahlin, der schönen Else von Bayern, und seines Sohnes Albrecht Achilles an der äusseren Schlossthormauer noch sichtbar sind. Von beiden ersteren befanden sich dort auf einem Altarbilde aus der dortigen Pfarrkirche werthvolle Bildnisse, welches Gemälde einige Jahre später von der Kirchengemeinde Cadolzburg dem Kronprinzen des deutschen Reiches, dem nachherigen Kaiser Friedrich, zum Geschenke gemacht wurde. Nicht weniger als Cadolzburg interessirte mich auch Langenzenn mit seiner damals noch wohlerhaltenen Stadtmauer, seinen Thor- und Mauerthürmen, mit dem ehemaligen Augustinerkloster und der dreischiffigen gothischen Kirche.

Das Schloss in Wilhermsdorf, die Burg Milchling, eine sogenannte Wasserburg, d. h. eine in der Ebene stehende, von allen Seiten mit Wasser umgebene und dadurch in der Vertheidigung geschützte Burg, gehörte ehedem dem Geschlechte der Herren von Wilhermsdorf, das im Jahre 1569 ausgestorben ist. Drei Jahre vor seinem Tode hatte der Letzte seines Namens, Wolfgang von Wilhermsdorf, seine Besitzungen an die aus Hessen stammenden Herren Schutzbar (Schutzpere) genannt Milchling verkauft, welche das 1560 abgebrannte Schloss wieder aufbauten, es Burg Milchling nannten und, als sie 1569 in den Freiherrnstand erhoben wurden, sich danach Freiherren von Milchling schrieben. Nach ihrem Aussterben i. J. 1656 kam das Schloss mit allem dazu Gehörigen in verschiedene

Hände, bis es 1666 von dem Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe erworben wurde, der es einige Jahre darauf umbauen liess. Im Besitze der Familie Hohenlohe blieb es lange Zeit; Ende vorigen Jahrhunderts erwarb es die Familie von Wurster, nach deren Erlöschen es in unserm Jahrhundert an den Staat fiel.

Ich erkannte bald, dass der Bau für die Geschichte deutscher berühmter Geschlechter von besonderem Werthe war, wie die darin befindlichen Wappen und Gedenktafeln der Herren von Milchling, der Grafen und Fürsten von Hohenlohe, von Styrum*) u. s. w. bewiesen. Unter diesen Denksteinen fiel mir besonders der einer Gräfin Hohenlohe, „Sophia Eleonora, geb. Herzogin zu Schleswig-Holstein, Erbin von Norwegen etc." auf. Es war dies die erste Gemahlin des oben genannten Grafen Wolfgang Julius, General-Feldmarschall, Obrister etc.

Ebenso sah ich aber auch, dass das Schloss wahrhaft barbarisch behandelt wurde, was bei einem werthvollen Staatsgut gewissenlos und unverantwortlich war. Es wurde an Bewohner der Umgegend vermiethet, welche Früchte, Ackergeräthe etc. darin aufbewahrten, Holz darin klein machten, Thüren und Fenster zerschlugen. Man sagte mir, der Miethertrag sei 60 Gulden, der dafür angerichtete Schaden betrug reichlich das Zehnfache. Eingeschlagene Fensterscheiben wurden nicht mehr ersetzt, ganze Kreuz-

---

*) Von 1766—69 hatte dort der prachtliebende Fürst Ferdinand von Limburg-Styrum residirt. Vergl. Götz, Wilh. Geographisch-historisches Handbuch von Bayern. II. Band. München 1898. 8°. Seite 405.

stöcke mit alten Fensterscheiben wurden durch daran gebundene Waschseile eingerissen und nicht mehr vom Boden aufgehoben, ja nicht einmal die Fensteröffnungen gegen Regen und Schnee mit Brettern geschlossen.

Es geschah aber noch Anderes, was den Miethsleuten nicht zur Last gelegt werden konnte. Wie mir Augenzeugen versicherten, wurde wenige Jahre vorher ein Wagen werthvoller Gobelins, die man herausgerissen hatte, fortgeschafft, auch wurden viele zierliche Schlösser von noch gut erhaltenen Thüren abgebrochen.

Es sollte zwar von Seiten des Staates jährlich ein Beitrag zur Erhaltung des Schlosses verwendet werden, doch scheint dies nicht ausgereicht zu haben, denn in den vier Eckthürmen, den schwächsten Theilen des Baues, konnte man den blauen Himmel durch das Dach sehen, gerade an den Stellen, wo durch Eindringen des Wassers die Baufälligkeit am meisten herbeigeführt wurde.

Von den Bewohnern des Ortes wurde ich aufs inständigste gebeten, dahin zu wirken, dass das Schloss erhalten bleibe; mit seinem Verschwinden würde jedes Ansehen und jede Bedeutung des Ortes verloren gehen; überdies wisse man ja nicht, wie durch Veränderung der Verhältnisse oder des Verkehrs noch ein Landsitz oder ein Fabrikgebäude daraus gemacht werden könne.

Obgleich nun mein Bericht alles dies genau schilderte, und ich die eindringlichste Bitte um Erhaltung des Schlosses stellte, da der Staat bei allen ähnlichen Zerstörungen niemals gewonnen, sondern jedesmal

verloren habe, so war es doch vergebens, das denkwürdige Schloss wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Ich konnte nichts mehr davon retten, als die Marmortafeln mit den erwähnten Namen und Wappen der Besitzer, die sich im Hofe des Schlosses befanden. und die ich in dem Garten des Nationalmuseums in die Mauer einsetzen liess, ferner von der reichen Ornamentik im Innern schöne einzelne Theile für die Sammlung der Holzornamente des Museums und ausserdem mehrere Werke der Schmiedekunst, darunter ein kunstvolles Balkongitter.

XXXVII. Die Kunstgewerbemuseen zu Wien und Berlin.

Der Gedanke, den ich von jeher als den leitenden bei Museen betrachtete, nämlich, dass sie Lehranstalten zur Bildung des Geschmackes und Vorbilder-Sammlungen für Gewerbetreibende sein müssten, tauchte auch an anderen Orten auf und wurde dort zur That umgewandelt.

Als Eitelberger von Edelberg noch Professor der Kunstgeschichte in Wien war, verweilte er einige Male bei mir in München. Wir waren in so Vielem gleicher Ansicht und beklagten gemeinschaftlich, dass die vielen Kunstwerke unserer Vorfahren, wohl als Kostbarkeiten aufbewahrt würden, jedoch noch zu wenig Einfluss auf Kunst und Kunsthandwerk unserer Tage ausübten.

Es fand nun im Jahre 1862 in London die zweite Weltausstellung in den Räumen des Kensington-

Museums statt, bei welcher Eitelberger als Mitglied der österreichischen Kommission für bildende Kunst thätig war. Hier regte sich in ihm die Frage, woher es komme, dass Oesterreichs Industrie in allem, was Technik und die einschlagenden Wissenschaften anbelange, von keinem andern Staat übertroffen sei, jedoch in dem, was Geschmack und Stilisirung betreffe, den Werken Frankreichs und Englands weit nachstehe.

Die Ursache davon erklärte Eitelberger in einem gründlichen Gutachten dahin,*) dass in früheren Jahrhunderten Kunst und Handwerk stets verbunden waren, und die Kunst von den Werkstätten ausgehend ein Bedürfniss des Lebens wurde, während in unseren Tagen Kunst und Kunsthandwerk, aus dem öffentlichen und bürgerlichen Leben zurückgezogen, fast nur als Luxusartikel die Museen und Paläste der Reichen zieren.

Kaiser Franz Joseph erkannte die Wahrheit dieser Worte und gab durch ein Handbillet den Befehl ein Kunstgewerbemuseum oder wie die officielle Bezeichnung lautete ein „Oesterreichisches Museum für Kunst und Industrie" zu errichten. Weil dazu aber noch kein Bau vorhanden war, und der Kaiser die Sache als dringend erachtete, stellte er vor der Hand das alte kaiserliche Ballhaus zur Verfügung und ordnete an, dass ausser den mustergültigen Werken, die zu solchen Zwecken anzuschaffen seien, auch Kunstschätze des kaiserlichen Hauses und des Staates leihweise abgegeben

*) Vergl. Eitelberger von Edelberg, R. Gesammelte Kunsthistorische Schriften. Wien 1879. 8°. Band II. Seite 81—117.

werden, mit dem Bemerken, dass er mit Zuversicht von dem bewährten Patriotismus der Gemeinden, insbesondere der Stadt Wien, des Adels und des übrigen besitzenden Publikums erwarte, man werde in gleicher Weise dem Museum geeignete Kunstwerke zeitweise einverleiben.

Es wurde dieses Museum bald als praktische Lehranstalt mit Kopirsaal, Fachbibliothek, Kupferstichsammlung etc. versehen. Dazu kamen eine Gipsgiesserei und eine galvanoplastische und photographische Anstalt, wodurch die besten Werke der verschiedenen Perioden durch Reproductionen jeder Art als Vorbilder, wie besonders als Anregung zum freien und selbstständigen Schaffen, in alle betreffenden Lehranstalten und Werkstätten gelangen konnten.

Wenn es auch ausser Eitelberger schon Männer gab, die ähnliche praktische Ideen anregten, so fehlte es dabei doch meistens an dem Machtwort eines hohen Herrn, das solchen Gedanken die Lebenskraft verlieh.

Einige Jahre später hat unser talentvoller und nachher so unglücklicher König Ludwig II. die Nutzbarmachung des Nationalmuseums für kunstgewerbliche Zwecke gleichfalls in einem Handschreiben befohlen. Ich werde noch in ausführlicher Darstellung darauf zurückkommen und wende mich nun zu der Gründung des Kunstgewerbemuseums in Berlin.

Mit dem Jahre 1867 traten in Berlin Männer zusammen, welche beschlossen, dahin zu wirken, dass ausser den schon existirenden Museen noch ein solches für Kunstgewerbe entstehe. Man dachte dabei, die Sammlung, die schon früher Herr von Minutoli zu

Liegnitz in diesem Sinne zusammengebracht hatte, als Grundlage zu erwerben. Mit dem Beginne des genannten Jahres wurde ich von Berlin aus ersucht, dem Comité beizutreten, welches in Liegnitz die Sammlung nach jeder Richtung hin prüfen und deren Werth bestimmen sollte. Ich traf am 16. April in Liegnitz ein; das Comité bestand aus Gropius, Professor und Landesbaumeister, Hermann Weiss, Maler und Professor, Eltester, Fabrikbesitzer, Sussmann-Hellborn, Bildhauer, Friedrich Mayer, Antiquar und mir, dem einzigen, der nicht aus Berlin dazu gekommen war. Die acht Tage, welche wir mit Untersuchung der Sammlung, Austausch unserer Ansichten und Erfahrungen zubrachten, waren für mich werthvoll, belehrend und angenehm. Wir konnten aber nicht unbedingt für die Anschaffung der Sammlung stimmen, da 100000 Thaler dafür verlangt wurden. Ich erkannte damals auch, mit welchem Glück und wie billig ich für mich bis zum Jahre 1850, und, von da an, für den Staat Kunstwerke und Alterthümer erworben hatte.

Von Liegnitz reisten wir zusammen nach Berlin, um daselbst über Gründung des jetzt in grosser Blüthe stehenden Kunstgewerbemuseums zu berathen.

Obgleich ich die meisten meiner Freunde, welche ich vor 17 Jahren dort getroffen hatte, nicht mehr antraf, fand ich doch auch jetzt wieder die freundlichste Aufnahme. Bald nach meiner Rückkehr nach München trat jenes Museum ins Leben. Man zeigte mir an, aus welchen Männern sich die Vorstandschaft gebildet hatte, es waren: der Herzog von Ratibor, Ministerial-

direktor von Delbrück, Professor Gropius, Geheimer Rath Waagen, Assessor Lehfeld, Geheimer Rath Wehrmann, Bildhauer Sussmann-Hellborn, Architekt Grunow, Professor Reuleaux, Maler Ewald, Kommerzienrath Kuhnheim, Dr. Rosenthal und Dr. Schwabe.

XXXVIII. Ernennung zum Direktor des bayerischen Nationalmuseums.

Bald darauf, im Jahr 1868 am 29. April, kam von Berlin die Nachricht, dass Aretin daselbst plötzlich gestorben sei. Als dem König dieses berichtet wurde, war derselbe sogleich entschlossen, mir dessen Stelle zu übergeben. Wenige Tage darauf erhielt ich das Decret.

Nachdem ich mein Amt als Direktor angetreten hatte, wurde ein Comité des Generalconservatoriums berufen, das aus den Herren Oberbaurath von Voit, Graf Pocci, Baurath Denzinger, Direktor Essenwein, Graf Hundt und Direktor Philipp Foltz bestand. Dessen erste und letzte Zusammenkunft fand im Juli unter dem Vorsitze des Herrn Ministers von Gresser und zweier Ministerialräthe statt.

In dieser Sitzung brachte ich in Vorlage, was ich in diesen drei Monaten aufgefunden hatte, und machte Vorschläge zur Erhaltung mancher Denkmale.

Gegen Schluss der Sitzung traf ein Kabinetsschreiben ein, welches, durch Minister von Gresser vorgelesen, alle Anwesenden in hohem Grade überraschte, es wurde mir darauf im Ministerialrescript zugestellt, das ich hier folgen lasse, weil es für das

klare Verständniss des Monarchen Zeugniss gibt. Es lautete:

„Seine Majestät haben dem unterfertigten k. Staatsministerium Allerhöchst den Auftrag zu ertheilen geruht, im Benehmen mit Fachmännern in reifliche Erwägung zu ziehen, in welcher Weise zur Vervielfältigung der Schätze des bayerischen Nationalmuseums und anderer Kunstsammlungen Münchens, durch Abbildung und Abformung ein photographisches Institut und eine Gipsgiesserei etwa in Verbindung mit dem Nationalmuseum errichtet werden könnte, um hiedurch die Sammlungen und ihre Schätze für das vaterländische Kunstgewerbe und die bayerische Industrie möglichst nutzbar zu machen. Ebenso soll eine Fachbibliothek in das Leben gerufen werden, in welcher tüchtige auf Kunst und Kunstindustrie bezügliche Bilder und Druckwerke älterer und neuerer Zeit zu finden sind. Die jüngst versammelte Commission für Erhaltung der Kunstdenkmale und Alterthümer des Landes hat unter Bezugnahme auf die in anderen Ländern bereits bestehenden derartigen Einrichtungen die Errichtung solcher Anstalten auch für die bayerischen Kunstsammlungen für höchst wünschenswerth erachtet und sich für möglichst baldige Verwirklichung der Allerhöchsten Absichten ausgesprochen. Da die beabsichtigte photographische Anstalt und Gipsgiesserei, sowie die kunstgewerbliche Fachbibliothek in thunlichste Verbindung mit dem Nationalmuseum gebracht werden soll, so erhält die Direktion des Bayerischen Nationalmuseums den Auftrag, in einem wohlmotivirten Berichte gutachtlich sich darüber auszusprechen:

1. ob die dem Museum zur Verfügung stehenden Räume die Errichtung solcher Anstalten im Gebäude und auf dem Areale des Museums gestatten,

2. welcher Kostenaufwand hiefür und zwar sowohl für die erstmaligen Einrichtungen als für den späteren Betrieb an Personal- und Realexigenz nach einem annähernd gegriffenen Voranschlage erwachsen würde,

3. welche Summe alljährlich zu den Anschaffungen für die kunstgewerbliche Fachbibliothek erforderlich und zu verwenden wäre?

Bei der Begutachtung sind die drei Anstalten getrennt zu behandeln und, soweit in baulicher Beziehung Voranschläge zu machen sind, mit der k. Baubehörde München II. das entsprechende Benehmen einzuleiten.

Da durch die Berichterstattung der Direktion der Vollzug eines Allerhöchsten Auftrages bedingt ist, so wird thunlichster Beschleunigung entgegengesehen.

München, den 29. Juli 1868.

Auf Seiner Königlichen Majestät allerhöchsten Befehl.

v. Gresser.

An die Direktion des
Bayerischen Nationalmuseums."

Aus Gründen musste ich besorgen, dass der in dem Kabinetsschreiben berührte Kostenpunkt von irgend einer Seite benützt werde, um der guten Sache Steine in den Weg zu werfen; deshalb erklärte ich, dass die Sache kostenfrei hergestellt werden könne, weil die Reproductionsanstalten keine Kosten verursachten,

wenn man dem Reproducenten, nach vorgeschriebenen mässigen Preiskouranten unter Ueberwachung von Seite des Museums und der Beifügung des Stempels desselben, die Einnahme überliesse. Was die anderen Bedürfnisse betreffe, so glaubte ich, dass die wenigen Mittel fürs Erste ausreichen würden.

Diese meine Erklärung war dem Herrn Minister von Gresser sehr angenehm, weil er dadurch manchem Unangenehmen entging, zumal schon Unberufene ihre Hand im Spiel hatten.

XXXIX. Bauliche u. menschliche Erbärmlichkeit.

Als ich mein Amt als Direktor des Nationalmuseums antrat, begann für mich ein Leben wie Himmel und Hölle nebeneinander; der Himmel, weil ich Ideale meiner Jugend verwirklicht sah, und weil ich hoffte, noch manches Schöne und Nützliche schaffen und mich dessen an der Seite theilnehmender Freunde erfreuen zu können. Die Hölle war Bosheit, Neid und Dummheit einer bestimmten Menschenklasse, wodurch der Museumsbau schon vorneherein unterminirt war, und mir das Leben sauer gemacht wurde.

Es ist wohl natürlich, dass Aretin, mein Vorgänger in diesem Amte, der selbst kein Bauverständiger war, und der auch nicht einmal bei den Bauarbeiten, so wenig wie ich, zugelassen wurde, nach so vielen Sorgen und Mühen, in Ueberstürzung den Bau übernahm und mit den enormen Schätzen bezog.

Es zeigten sich die baulichen Gebrechen in erschreckender Weise. In den Kellerwerken waren alle

Gewölbe gespart; sie waren nur mit Balken bedeckt, darauf feuchter Schutt und schlecht gebrannte Thonplatten. Da die untersten Räume keinen Luftzug hatten, waren alle Balken schon in der kürzesten Zeit verfault. Bereits in der ersten Woche meiner Verwaltung entstand ein grosses Lärmen, ein fremder Besucher des Museums war durchgebrochen und in das Souterrain gestürzt, aus welchem Fäulniss- und Moderdunst aufstieg. Er wurde herausgezogen, ich eilte hinzu, um ihm mein Bedauern auszusprechen; allein er war verschwunden und hat wohl eine schöne Erinnerung für sein ganzes Leben aus der Kunststadt München mit in seine Heimath genommen.

Die Fussböden der dreissig Säle des ersten Stockes, oder der mittleren Etage, bestanden aus Balken von nicht gehörig getrocknetem Holze, zwischen ihnen war nur der sogenannte Fehlboden lückenhaft eingesetzt, darüber noch nicht ausgetrockneter Schutt; darauf hatte man nicht den nöthigen Blindboden, sondern schlechtgebrannte Thonplatten gelegt, die bei jedem Tritte schwankten und veranlassten, dass der Schutt und das Steingeröll in die unteren Räume fiel. Es gingen daher die Balken, besonders da, wo sie an beiden Enden in die Mauer eingelassen waren, in Fäulniss über. Alle Balken, Schutt etc. mussten mit vielem Verdruss von meiner Seite hinausgeschafft und durch neues Material, mit Parketböden ersetzt werden.

Zur Zeit, als schon ein Theil der Säle mit neuen Böden versehen war, aber ein anderer Theil nur die freistehenden faulen Balken zeigte, zwischen denen

man in die Tiefe schaute, wurde mir der Kaiser von Oesterreich angemeldet.

Schon vor meiner Uebernahme waren die von König Max angegebenen 150 Wandgemälde mit Scenen aus der bayerischen Geschichte fast vollendet, die den Kaiser sehr interessirten. Die Thüren zu jenen Sälen, welche nur die faulen Balken zeigten, hatte ich aus Vorsicht mit Brettern schliessen lassen. Nachdem der Kaiser die schon hergestellten Säle durchwandert hatte, wollte er auch die Gemälde jener versperrten Säle sehen. Ich liess die Bretter von den Thüren hinwegnehmen und glaubte, der Kaiser würde nur durch die Thüren hineinsehen, allein ehe ich ein Wort sprechen konnte, stieg er mit grossen Schritten von einem Balken auf den andern. Ich, im grössten Schrecken, hatte noch die Besinnung, keinen Ton von mir zu geben, sondern in raschen Schritten nachzueilen, jedoch ohne mit dem Kaiser auf denselben Balken zu treten, doch erreichte er glücklich den nächsten Saal.

Als sich Se. Majestät entfernt hatte, und ich mir den Angstschweiss abtrocknete, rief ich meine Leute, nahm einen Hammer und schlug auf einen Balken, der sogleich in die Tiefe stürzte, wodurch ich zeigte, welche Gefahr vorhanden war.

Während ich mit dem Einrichten dieser dreissig Säle sehr in Anspruch genommen war, zeigte sich, unter dem Bewurf, dass alle breiten Thüren, die von einem Saal in den andern führten, in ihren oberen horizontalen Abschlüssen keine Wölbung, kein Holz oder Eisen hatten, sondern dass die Backsteine ohne jeden Halt mit Mörtel an einander geklebt waren. Es

stellte sich heraus, dass diese Steine schon vor meinem Amtsantritt herabzustürzen drohten, weshalb man Eisenkeile in ihre Fugen eingeschlagen hatte, um vor der Hand durch eine gewisse Spannung das Herabstürzen hinzuhalten. Um die liederliche Arbeit zu verbergen, hatte man sie mit Mörtel überstrichen.

Die grösste Sorge machte mir aber die Feuergefährlichkeit des Baues, denn bis zum zweiten Stock oder bis zur dritten Etage führte nur eine Stiege, zwar von Stein, aber die Fortsetzung bis unter das hölzerne Dachwerk bestand nur in einer verborgenen hölzernen Treppe, und der Dachraum selbst lief über die ganze Länge des Baues hin, ohne irgend eine Zwischen- oder Brandmauer. Die Feuerwehr und deren Vorstand erklärten, dass bei Ausbruch eines Brandes das Ganze unrettbar verloren sei, zumal kein Mann unter das Dach oder die obersten Räume gelangen könne, ohne zu ersticken. Ich machte den Vorschlag, steinerne Wendel- oder Nothtreppen an beiden Enden der Rückseite des Baues anzubringen, auf denen man schnell in ein jedes Stockwerk, unter das Dach, wie auf dasselbe, und ebenso zurück gelangen könne. Allein die Baubehörde beschloss bei einer Berathung in dem Museum, die Wendeltreppen nur bis in den ersten Stock zu führen; nach meiner Ueberzeugung eine nutzlose Arbeit. Ich war zwar selbst bei dieser Kommission zugegen, konnte aber nicht mitreden, da mich, in Folge der vorausgegangenen Anstrengung und Aufregung, eine Ohnmacht überfiel. Ich muss indessen bemerken, dass Oberbaurath von Voit und Baudirektor von Hermann nicht

dabei waren. Als ich Gegenvorstellungen machte, bedeuteten mir zwei Herren Ministerialräthe mit ernster Amtsmiene, ich solle wohl bedenken, was das heisse, einem bereits gefassten Beschluss des königlichen Ministeriums entgegenzutreten. Ich dachte aber, die Ungnade des Ministeriums ist leichter zu ertragen, als der Vorwurf, gegen Gewissen und Ueberzeugung gehandelt zu haben.

Ich klagte meine Noth dem Herrn Regierungspräsidenten von Zwehl, der sich, da er nicht mehr Minister war, in Ministerialangelegenheiten nicht einmischen konnte, er gab mir jedoch den Regierungs- und Baurath Klumpp als Experten an die Seite, der meinen Plan billigte und durch ein ausführliches Gutachten bekräftigte. Das Ministerium fand es nun doch für gut, meinen Plan prüfen zu lassen und ihn schliesslich zu genehmigen.

Mit Mühe erreichte ich, dass der Raum über dem Treppenhaus in Mitte des ganzen Baues auf beiden Seiten mit Brandmauern abgeschlossen wurde. Da ich aber bei Vollendung derselben auf einer kleinen Reise war, führte man die Mauern nicht durch das Dach, sondern nur bis unter dasselbe, so dass es keine Brandmauern waren, indem das Bretter- und Balkenwerk darüber hinweglief. Mit Verdruss musste ich nun wieder erwirken, dass das Dach durchschnitten und die Mauern darüber hinausgeführt wurden. Auch manches andere setzte ich zur Sicherstellung nur mit Unannehmlichkeiten durch, wie eiserne Thüren an einigen Haupteingängen, Hydranten in mehreren Sälen u. s. w.

Trotz Allem hatte der Bau schon von vorneherein doch grosse Vorzüge vor gar manchen anderen Museen, wie z. B. dem berühmten Hotel de Cluny in Paris und dem Germanischen Museum in Nürnberg. Dies sind Gebäude, welche ursprünglich nicht für Museen, sondern für kirchliche und klösterliche Zwecke bestimmt waren; sie sind an und für sich historisch interessante Baudenkmale, jetzt aber muss man in ihnen durch Aufschrifttafeln und Wegweiser dem Vorwurf eines Labyrinthes möglichst begegnen. Was das Germanische Museum betrifft, so kann man dem Freiherrn von Aufsess nicht genug danken, dass er die Karthause vom Abbruch errettet und dadurch das Germanische Museum ermöglicht hat.

Die Umfassungsmauern des Nationalmuseums in München haben sich als zureichend stark erwiesen, die Säle sind hell und laufen, fast ohne Ausnahme, geradlinig in einander, was die Uebersicht ganzer chronologischer Reihenfolgen und dadurch das Studium, wie die Ueberwachung sehr erleichtert. Das Ganze hat eine Façade, an deren Ornamentirung wohl manches auszusetzen ist, deren Totaleindruck aber schon von Ferne den inneren Zweck für Sammlungen in Kunst und Wissenschaft deutlich ausspricht, wie es auch bei der Staatsbibliothek in München der Fall und bei allen ähnlichen Gebäuden eine Hauptbedingung ist.

Die schon erwähnten 150 grossen Wandgemälde mit Darstellungen aus der Geschichte Bayerns, bis auf sieben ausgeführt, waren die Lieblingsidee des König Max II. und gaben die Veranlassung zu dem

Nationalmuseum. Mag man über den Kunstwerth jener Wandgemälde sagen, was man will, so würden sie unter ähnlichen Verhältnissen in unseren Tagen nicht besser hergestellt; es waren viele der namhaftesten Küntler jener Zeit dabei beschäftigt.*) Diese Gemälde waren indess auch oft für den Hauptzweck des Museums von Nutzen, denn ein grosser Theil des höheren wie des niederen Publikums hat wenig Interesse für das Wesentliche des Nationalmuseums und wurde nur durch diese ins Auge fallenden Gemälde angezogen, wobei oft der Blick auf manches Andere gelenkt wurde, was für das ganze Leben Interesse bot oder auch einen Lebensberuf bilden konnte, wofür ich manche sprechende Beweise anführen könnte. Der König gab auch in seiner edlen und wohlwollenden Gesinnung dem Museum die Aufschrift „Meinem Volk zu Ehr' und Vorbild." Das Ganze liegt nicht nur in der günstigsten Lage der Stadt, sondern auch in der Strasse, welche derselbe König gegründet hatte, und deren Abschluss das schöne Broncedenkmal dieses Königs bildet.

Ich war damit beschäftigt, einen Plan herzustellen, nach welchem der oberste Aufbau, durch Fortsetzung nach beiden Seiten, die Breite des ganzen Museums

*) Unter ihnen wären besonders zu erwähnen: Max Adamo, Franz Xaver Barth, Feodor Dietz, Karl Emil Doepler, Michael Echter, Joseph Flüggen, Wilhelm Hauschild, August von Heckel, Anton Muttenthaler, Ferdinand Piloty, Theodor Pixis, Ludwig Thiersch, Alexander Wagner und Richard Zimmermann. Vergl. Spruner, Carl von, Charakterbilder aus der bayerischen Geschichte. Zur Erläuterung der Wandbilder des bayerischen Nationalmuseums. München 1878. 8°.

erhalten hätte und ein Anbau oder eine Fortsetzung nach der Seitenstrasse in gleicher Höhe mit dem ganzen Museum hergestellt und dadurch das ganze Nationalmuseum um 36 geräumige helle Säle erweitert und unter ein eisernes Dach gebracht worden wäre. Nach allem dem konnte ich nicht glauben, dass man jemals ein neues Museum in München bauen werde, trotzdem dass später, als ich meine Stelle als Direktor des Nationalmuseums verlassen hatte, mehr als je von den Gebrechen des Museumsbaues gesprochen wurde, als ob diese noch so beständen, wie ich sie bei der Uebernahme vorgefunden hatte. Auch musste es mich als einen guten Bayern tief schmerzen, der die hochherzige Schöpfung des seinem Volke so wohlgesinnten Königs von ihren Anfängen an verfolgt hatte, dass diese ohne Rücksicht auf den Stifter und auf die seinen Namen tragende und sein Andenken ehrende Umgebung bei Seite geschoben wurde. Wenn ich über Alles, was nach Niederlegung meiner Stelle geschah, nicht mehr spreche, so geschieht dies nur, weil es nie gut ist, sich direkt oder indirekt in ein Amt einzumischen, das man einmal selbst bekleidet hat.

Als ich die Verwaltung des Nationalmuseums übernahm, befand sich an der Rückseite desselben, der ganzen Länge nach, ein grosser freier Raum, als Ablagerungsort für Bauschutt und Baumaterial, ein Zustand der so bleiben sollte. Wenn aber bei einem jeden Museum der Art ein übersichtlicher Garten dringend geboten ist, so war es hier doppelt der Fall, denn abgesehen von den in erster Linie für das Studium des Mittelalters so wichtigen Grabsteinen und

sonstigen Denkmalen, ist ein Hauptkunstschatz des Museums die kolossale Broncegruppe, einen Mann, eine Frau und einen Knaben in voller Lebenskraft darstellend, von Hubert Gerhard, um 1590 entstanden. Diese Gruppe musste in einem freien Raum in der Nähe, wie aus der Ferne von allen Seiten gesehen werden können, wozu dieses Werk auch ursprünglich bestimmt war. Ehedem befand es sich in dem Fuggerischen Schloss zu Kirchberg, wo es den Mittelpunkt des grossen Schlosshofes bildete, später war es im Besitze des Bankiers und bayerischen Finanzrathes Johann Lorenz Freiherrn von Schaezler († 1826) in Augsburg, dessen Erben es veräusserten. Ferdinand von Miller senior errettete es vom Einschmelzen; Minister von Zwehl erwarb es für den Staat, es war in einzelne Theile zerlegt aufbewahrt, bis ich es in dem Museumsgarten aufstellen liess.

Später liess ich dort noch eine andere Merkwürdigkeit aufstellen. Es war dies eine der sogenannten „Heun- oder Hunnensäulen."

Schon in meiner Kindheit hörte ich von diesen Säulen, die auf einer Anhöhe bei Miltenberg im Walde lagen, wo sie aus den Felsen gehauen waren. Da über ihren Ursprung, Zweck und Bestimmung nichts bekannt war, gehörten sie bei den gewöhnlichen Menschenkindern in das Reich der Geisterwelt und wurden mit den in der Erinnerung des Volkes sagenhaft fortlebenden Hunnen in Verbindung gebracht. Es waren Säulenschafte 7½ Meter hoch und im Durchmesser unten 1,10 und oben 0,90 Meter. Im Ganzen lagen 5 solcher Säulen da, nur drei davon waren

noch ganz erhalten, von den anderen hatten die Bauern schon Stücke abgelöst, die sie als Mühlsteine verwendeten.

Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, dass sie von den Römern herrühren, die in jener Gegend zahlreiche Ansiedelungen hatten, und dass sie für korinthische Säulen zu einem grossartigen Tempel oder Palast bestimmt waren. Schon der letzte Kurfürst von Mainz Friedrich Karl von Erthal, wie sein Nachfolger Karl von Dalberg, gingen mit dem Gedanken um, zwei dieser Riesensäulen in dem, damals im Entstehen begriffenen, „schönen Busch“ bei der sogenannten „rothen Brücke“ aufzustellen, was aber bei den damaligen Transportverhältnissen als eine Unmöglichkeit erschien.

Als ich Direktor des bayerischen Nationalmuseums wurde, reiste ich, durch meine Jugenderinnerungen angeregt, nach Miltenberg, um eine dieser Säulen für das Nationalmuseum zu erwerben. Durch die freundliche Unterstützung des dortigen Sektionsingenieurs Scherer gelang es, nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, diesen Koloss, der 16800 Kilogramm wiegt, nach München zu schaffen, wo ich ihn im Museumsgarten aufstellen liess. Ein zweites Exemplar liess Direktor Essenwein im germanischen Museum zu Nürnberg aufstellen.

Es muss uns vor der Hand das Wenige genügen, was wir von diesen Säulen wissen. Hoffnung haben wir jedoch, dass noch weiterer Aufschluss darüber werden wird, und das zwar um so mehr, da in der Umgebung meiner Vaterstadt durch tüchtige Geschichts-

forscher und Fachleute die Untersuchungen und Ausgrabungen in Betreff des „limes romani imperii“ mit Eifer betrieben werden.

Ausser so vielem Wichtigen hatte ich auch schon eine grosse Anzahl Gartenstatuen aus den ehemaligen Abtei- und Schlossgärten zu Ebrach, Seehof, Bamberg und Würzburg erworben, die in jener Zeit geschaffen wurden, als die Gartenkunst in höchstem Flor stand. Sie bilden den Gegensatz zu dem ernsten Mittelalter. Ich hatte es doch so weit gebracht, dass dieser Garten, besonders von Fremden, häufig ein zweites Museum unter freiem Himmel genannt wurde.

Die Chikanen und Widerwärtigkeiten, welche ich bei Uebernahme und Einrichtung des Nationalmuseums zu ertragen hatte, wiederholten sich in höchstem Grade bei der durch Vernunft und Nothwendigkeit gebotenen Herstellung des Museumsgartens, obschon mein zu demselben entworfener Plan von der Majestät mit Wohlgefallen aufgenommen und für dessen Beginn eine Summe aus der Kabinetskasse bewilligt war.

Die Frage liegt wohl nahe, wie war das, besonders bei der bekannten Liebe und dem hohen Interesse der beiden letzten Könige für die gute, edle Sache, möglich? Die Beantwortung derselben muss ich jenen Männern überlassen, welche mit den darauf Bezug habenden Verhältnissen besser bekannt sind als ich.

In letzter Zeit der Verwaltung des Baron von Aretin wurde Dr. Messmer als erster und Dr. K. als zweiter Conservator ernannt, beide waren Geistliche, letzterer wurde Aretin gegen seinen Willen aufgenöthigt. Dr. K. war Lehrer und Professor an der

k. Pagerie und wurde daselbst, aus guten Gründen, seiner Stelle enthoben. Da er kein zureichendes Einkommen mehr hatte, lebte er besonders vom Bilderhandel und von verschiedenen Handelsgeschäften. Schon in der kurzen Zeit unter Aretin entwickelte er eine unerhörte Anmassung, so dass der erste Conservator, Professor Dr. Messmer, ein im Fache der kirchlichen Kunstgeschichte sehr tüchtiger Mann, gar nicht aufkommen konnte und ihm alles überliess.

Aretin sann auf Mittel, diesen zweiten Conservator, der immer unerträglicher wurde, hinwegzuschaffen, konnte ihm aber in der kurzen Zeit nicht beikommen, besonders da K. ein durchtriebener, gefährlicher Mensch war. Mir blieb diese schöne Erbschaft.

In den ersten Tagen meiner Vorstandschaft gelangte ein anonymes Schreiben, in welchem Dr. K. sehr schlimmer Dinge beschuldigt wurde, an das k. Ministerium, dasselbe wurde mir von da zur Begutachtung zugeschickt. Obschon mir längst nichts Gutes ahnte, so hielt ich doch den Jnhalt jenes Schreibens, besonders weil es anonym war, für übertrieben, und musste ich ihn sogar noch theilweise in Schutz nehmen.

Es waren die Kunstschätze des Museums noch nicht gehörig untergebracht, und ich hatte nach dem Tode von Aretin's meine Direktorstelle noch nicht angetreten, da hatte Dr. K. eiligst einen Katalog oder Führer verfasst. Als ich begann, das Museum zu organisiren und vor allem an die einzelnen Gegenstände, die durchaus nöthigen kurzen Erklärungen mit Namen, Jahrzahlen u. s. w. anzuheften, fürchtete Dr. K., dass sein Katalog, von welchem er Ge-

winn hatte, keinen Absatz mehr fände: daher entwickelte er eine infernale Bosheit gegen mich, er suchte mich durch Lüge, Verleumdung, Pamphlete etc. unmöglich zu machen, bewahrte aber mir gegenüber stets eine freundliche Miene.

Im Jahre 1872 wurde Dr. von Lutz Cultusminister, es standen demnach die Museen und alle Anstalten für Kunst und Wissenschaft unter ihm.

Ich ging zu dem Herrn Minister und empfahl das Nationalmuseum seinem Wohlwollen und seiner Fürsorge; seine Antwort war: „Lassen Sie doch die Sache ruhen, es ist ja einerlei, ob das Museum so oder anders ist. Die Fremden besuchen es und sagen, es sei schön, mehr braucht es nicht, plagen Sie sich und mich nicht damit.“ Ich erwiderte: „In der Sache, für welche ich schon von Jugend an lebte, und für welche zu sorgen ich jetzt verpflichtet bin, müssig sein, das vermag ich nicht.“ Der Minister sagte darauf: „Eine solche Antwort habe ich erwartet. Sie sind eben ein Idealist, befassen sich mit Dingen, welche wohl schön sind, aber keinen praktischen Zweck haben. So machen Sie denn, was Sie wollen; nur so viel kann ich Ihnen sagen, dass ich für solche Geschichten kein Geld bewillige.“

Als der Direktor Essenwein in gleicher Absicht bei dem Herrn Minister erschien, um demselben auch das germanische Nationalmuseum zu empfehlen, erhielt er ganz dieselbe Antwort wie ich und als er später wiederkam, um den Minister zu ersuchen, er möge, wie es bis dahin jährlich geschah, nur das Protokoll des Verwaltungs-Ausschusses des german-

ischen Museums unterzeichnen, wurde er mit den Worten empfangen: „Was wollen Sie? Glauben Sie, ich hätte nichts Wichtigeres zu thun, als für Ihre Kunst- und Alterthumsliebhaberei zu sorgen, da gibt es für den Staat wichtigere Dinge u. s. w.“ Essenwein entgegnete hierauf: „Demnach hätte ich nicht gewusst, wie dumm ich bin.“ Darauf der Minister: „Wenn es Ihnen nicht recht ist, so raisoniren Sie über mich, so viel wie Sie wollen, ich gebe Ihnen, wie Ihrem Freund Hefner, die Erlaubniss dazu.“

So sprach ein Cultusminister.

Von dieser mir gegebenen Erlaubniss mache ich keinen anderen Gebrauch, als dass ich Thatsachen sprechen lasse, wobei ich mich eines jeden eigenen Urtheils enthalte.

Die so grossen, allgemein anerkannten Verdienste des Ministers von Lutz in Politik und Jurisprudenz unterschätze ich gewiss nicht, ich habe aber das Recht, über ihn als Vorstand der Kunstsammlungen des Staates zu berichten.

Minister von Lutz war ein sogenannter Dutzfreund des Dr. K., was wohl seiner Zeit bei dem Kartenspiel entstanden sein mag, nichtsdestoweniger schimpfte er über ihn, als er zum erstenmal auf Dr. K. bei mir zu sprechen kam, wie ich es bis dahin noch von keiner Excellenz gehört hatte.

Als der Herr Minister von Lutz einmal, d. h. zum ersten und zum letzten Mal, auf meine Bitte, ins Nationalmuseum kam, wo ich ihn nur allein zu führen und zu sprechen hatte, drängte sich Dr. K. hinzu und fiel, mit grenzenloser Unverschämtheit, dem Herrn

Minister wie mir immer in das Wort und machte fortwährend von dem „Du“ Gebrauch, damit die umstehenden Diener hören sollten, auf welchem freundschaftlichen Fusse er mit dem Herrn Minister stehe. Ich staunte, dass sich dieses die Excellenz gefallen liess.

Ministerialrath von Bezold, der Referent in Kunstangelegenheiten war, sagte mir öfter: „Wenn wir nur eine greifbare Thatsache hätten, damit wir ihn hinausschaffen könnten, was nicht so leicht ist, weil er pragmatische Rechte besitzt.“ Ich sagte: „Er treibt offenkundig Handel mit Kunstsachen und Alterthümern, was besonders an dieser Stelle verboten ist, er hat Angestellte im Museum aufs Unwürdigste behandelt, leiht öfter von den Untergebenen Geld, empfängt in seinem Bureau unsaubere Besuche etc., ist das nicht genug?“ Ich erhielt aber darauf keine Antwort.

Da die Anmassung des Dr. K. aufs Neue stieg, begab ich mich selbst zum Herrn Minister, theilte ihm Alles mit und bat abermals um Abhülfe. Derselbe schimpfte wieder über Dr. K. und sagte dasselbe wie sein Referent: „Es ist schwer, etwas zu machen, weil er pragmatische Rechte besitzt“, fügte aber hinzu: „Ich will sehen, was zu thun ist.“ — Es geschah aber wieder nichts.

Die Geschichte wurde noch ärger, Dr. K. ging nach Landshut, wendete sich an die Verwaltung der dortigen St. Martinskirche, wie an jene von St. Jodocus, suchte eine grosse Anzahl Kunstschätze aus, die nicht mehr zum Gottesdienst verwendet wurden, kaufte sie, angeblich für das Nationalmuseum um eine Bagatelle, unterzeichnete den Empfang als Vertreter des

Museums, behielt sie aber für sich und verkaufte sie für hohe Summen zum grössten Theil in das Ausland.

Die Herren Pfarrer daselbst hatten keinen Begriff von dem Werthe solcher Dinge, nahmen es auch nicht so genau damit, weil sie dachten, die Sache bleibt ja doch Eigenthum des Staates. Auch fiel diese Geschichte in die Periode, in der man die Kirchen restaurirt hatte; da sagte man, alles was nicht gothisch ist, passt nicht hinein.

Ich erfuhr lange Zeit nichts von allem dem, während es schon einem Abgeordneten des Landtages und dem Herrn Minister angezeigt war. Letzterer liess die Sache in Landshut durch den dortigen Bürgermeister Gehring untersuchen, aber nicht gerichtlich, und liess sich durch denselben das Protokoll und das Inventar der betreffenden Gegenstände geben. Jenes Inventar wurde mir erst nach geraumer Zeit zur Begutachtung vom Ministerium zugestellt; später liess ich mir es auch von Gehring selbst geben, ich ersah daraus, dass von den Hauptsachen nichts an das Museum gelangt war, ausser einigen Fragmenten von Kirchenornaten, die von Unterhändlern des Dr. K. für die textile Sammlung des Nationalmuseums angekauft waren.

Von jenen Dingen, welche in dem Verzeichniss genannt waren, will ich nur Folgendes erwähnen: ein schöner Christus am Kreuz, ziemlich gross, von Elfenbein. Dr. K. hatte denselben als sein Eigenthum an die Herzogspitalkirche in München verkauft, wo er auf den Altar gestellt wurde, an welchem Dr. K. fast täglich die heilige Messe las. Ferner ein Exemplar

des geschichtlich so merkwürdigen, ungemein seltenen Drachenordens, gestiftet von Kaiser Sigismund 1414; zwei grosse Vasen von Elfenbein im Rococostil; prachtvolle in Gold und Silber gepresste Ledertapeten, mit denen früher bei Festen der ganze Chor der Kirche umstellt wurde; ein schöner Traghimmel von Seidenstoff mit Stickereien; mehrere schöne Messgewänder u. s. w. Es geschah aber auch darauf wieder nichts.

In einer Eingabe vom 27. Mai 1880 machte ich die Anzeige, dass Dr. K., nachdem er ohne Urlaub und ohne Angabe einer Ursache ein Vierteljahr lang nicht mehr in das Museum gekommen war, er erschienen sei, als wäre nichts vorgegangen und sich nach mir, als dem Vorstand, mit keinem Wort erkundigt habe. Ich stellte dabei vor, dass mir dieses meine Stellung unmöglich mache. Auch das war fruchtlos.

Es hatten sich schon früher tüchtige Männer um eine Conservatorstelle beworben. So oft ich einen vorschlug, erhielt ich keine Antwort.

An 6. Juli 1883 stellte ich in einer Eingabe an das Ministerium die Bitte, die ich schon öfter mündlich vorgebracht habe, mir bei der Verwaltung des Nationalmuseums ein Comité von Fachleuten an die Seite zu geben, welches bei allen wichtigen Dingen, Aenderungen, Fortbildung, Anschaffungen etc. zu Rathe zu ziehen sei, wie es bei allen ähnlichen Anstalten im In- und Auslande der Fall ist. Ich hatte dafür eine Reihe der wichtigsten Gründe angeführt, erhielt aber auch hierauf keine Antwort.

Im Jahre 1876 war Ferdinand von Miller, der Aeltere, Inspector der k. Erzgieserei etc., Urheber

einer grossartigen Ausstellung von Werken der Kunst und des Kunsthandwerkes der Vorzeit wie unserer Tage im Glaspalast zu München. Es war keine kleine Aufgabe, die er sich stellte. Ich erkannte, dass er dabei mit ähnlichen Hindernissen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, wie ich bei meinem Schaffen für das Nationalmuseum; ich ersah aber auch, dass Miller dabei mit mehr Welt- und Menschenkenntniss zu Werke ging als ich; er wusste schon, dass es eine Klasse von Menschen gibt, die glaubt, sich bei einer solchen Gelegenheit am leichtesten Ansehen und Nutzen zu verschaffen. Miller musste daher auf gar manche Persönlichkeiten Rücksicht nehmen, er wusste sie für seine Pläne zu gewinnen oder in anderer Art unschädlich zu machen, weil sie sonst in sein schönes Werk Störungen und Hemmnisse gebracht hätten.

Selbstverständlich war von Miller, als Schöpfer des Ganzen, erster Präsident dieser Ausstellung, auf sein Ersuchen wurde Ministerialrath von Bezold zweiter Präsident. Mich ernannte man zum Direktor der Kunstwerke älterer Zeit. Ich war im Stande, Notizen zu geben, nach welchen man Kunstschätze in Museen, im fürstlichen, wie im Privat-Besitz zur Ausstellung erbitten konnte. Zu solchem Zweck machte ich einige Reisen. Ich will davon nur jene nach Stuttgart erwähnen. Wohlwollend kamen mir der König, das Ministerium, wie die Vorstände der Sammlungen und der Bibliothek entgegen. Ich traf daselbst Herrn von Steinbeis, der als Minister in Württemberg so grosse Verdienste um Hebung der Kunstindustrie und des Schulwesens hatte, er war auch um

diese Zeit mit besonderem Eifer für die Ausstellung in München thätig. Auch kam ich mit meinem bewährten Freund Wilhelm von Lübke zusammen. Als ich mich in Stuttgart umsah, wurde ich lebhaft an meinen ersten Aufenthalt daselbst, im Jahre 1840, erinnert; als ich dort ankam und im damaligen Gasthof zum Kronprinzen einkehrte, traf ich den Hofmaler Joseph Anton von Gegenbaur und den durch seine Schriften bekannten Wilhelm Hackländer, beide Herren interessirten sich sehr für meine Arbeiten. Ersterer führte mich alsbald in das königliche Schloss und zeigte mir seine, gerade um diese Zeit vollendeten, Wandgemälde mit den Scenen aus der Geschichte Württembergs. Von den vielen, unschätzbaren Kunstwerken, die mir für die Ausstellung zugesagt wurden, nenne ich nur die grosse Broncebüste Philipp's des Guten, Herzogs von Burgund, Stifters des goldenen Vliesses. Den Umständen nach kann ich kaum zweifeln, dass sie Kaiser Maximilian I. als Duplikat für einen Herzog von Württemberg anfertigen liess.

Alles, was ich bis dahin für jene Ausstellung in München thun konnte, freute mich, wenn es auch mit Mühen und Opfer an Zeit verbunden war. Allein es traf wieder in Wirklichkeit ein, was man nicht für möglich halten konnte. Nach allem Vorgegangenem erhielt bei dieser Ausstellung Dr. K. wieder einen Vertrauensposten, er wurde nach Dresden gesandt, um zu erwirken, dass auch von daher Kunstschätze zur Ausstellung geschickt würden. Er erschien vor dem Herrn Hofrath Dr. Grässe, dem Vorstand des grünen Gewölbes, gab sich ein grosses Ansehen und

stellte eine Weibsperson als seine Gemahlin vor. Wiewohl dem Herrn Hofrath die Persönlichkeiten durch Rohheit und Anmassung auffallend erschienen, ahnte er doch nicht, einen katholischen Geistlichen vor sich zu haben, und lud das Pärchen auf die Brühl'sche Terrasse zum Kaffee ein. Die Frau Hofrath empfing in aller Hochachtung das edle Paar. Der Herr Hofrath war durch einen glücklichen Zufall verhindert, dabei zu erscheinen. Als er die saubere Geschichte erfuhr, durch die er in noch grössere Verlegenheit hätte gerathen können, machte er in Indignation sogleich die Anzeige davon bei unserem Ministerium; es geschah aber auch in dieser Sache wieder nichts.

Ich hatte mich im Stillen von den Geschäften für die Ausstellung zurückgezogen, von Miller fand noch andere Kräfte, welche ihn unterstützten. Dr. K. erhielt den Auftrag „über die Kunst unserer Väter" einen Katalog oder Führer anzufertigen, wobei es ihm nicht auf dessen wissenschaftlichen Inhalt ankam, sondern nur darauf, in kurzer Zeit ein dickes stattliches Buch, nach Bädeker's Art roth gebunden, herzustellen. Er machte bei den höchsten und allerhöchsten Herrschaften den liebenswürdigsten Führer und Erklärer und bat, sein grosses Werk überreichen zu dürfen. Die hohen Herrschaften, welche auf Reisen waren, hatten nicht Zeit und Lust, in diesem grossen Werk zu studiren. Er sagte wohl nicht, dass er auch der Schöpfer dieser grossen Abtheilung sei, gebärdete sich aber so, dass man nicht daran zweifeln konnte. Die Folge davon war, dass Dr. K. in wenig Tagen sieben Orden erhielt.

Der Direktor des Kensington-Museums M. Conliffe Owen beschickte ebenfalls die Ausstellung mit einer Gruppe ausgezeichneter mittelalterlicher Kunstschätze und erschien dabei selbst; auch besuchte er das bayerische Nationalmuseum und sprach sich höchst anerkennend über die systematische und übersichtliche Aufstellung wie über die zweckmässigen Lokalitäten aus. Von meinen durchsichtig konstruirten Glasbehältern liess er in München die Modelle anfertigen, um sie danach für das Kensington-Museum, wie für andere Museen herstellen zu lassen. Aus der Gipsgiesserei, die er als besonders wichtig für ein Museum erklärte, bestellte er eine grosse Anzahl von Abgüssen für England, welche er als unübertroffen erklärte. Owen verehrte mir eine Reihe illustrirter Kataloge über verschiedene Zweige des Kensington-Museums; unter diesem bescheidenen Titel sind sie durch ihre Ausstattung und ihrem reichen Bilderschmuck wahre Prachtwerke.

Es kam nun die Zeit, in welcher der Geist des mir so wohlwollenden Königs immer mehr umnachtet wurde. Die mir mit wahrer Freundschaft zugethanenen Männer Eisenhart und Lipowsky waren nicht mehr im Kabinet, es war nun mein einziger und höchster Vorgesetzter Minister von Lutz, für welchen das Nationalmuseum wie meine Person und alles darauf Bezug Habende unangenehme Gegenstände waren.

Ich hoffte an den beiden Ministerialräthen, die in meinen Angelegenheiten unter Lutz Referenten waren, Freunde und Stützen zu finden, es war aber das Gegentheil der Fall.

Infolge meiner schon erwähnten Veröffentlichung der „Entwürfe deutscher Künstler für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich und Spanien“, sprach Graf Werthern schon öfter den Wunsch aus, dass ich nach Madrid reise, um daselbst in der Armeria real Forschungen für deutsche Kunst und Ehre anzustellen. Kronprinz Friedrich interessirte sich auch sehr dafür, und Werthern hatte schon Vorkehrungen getroffen, dass ich daselbst gute Aufnahme fände. Er wendete sich in dieser Angelegenheit persönlich an Minister von Lutz, damit er meine Reise begünstigen möge, dieser zeigte sich auch geneigt und sagte, dass er die Geldmittel dazu beschaffen werde. Ich erklärte, dass es sich dabei nicht um Geld handle, sondern darum, dass ich in den Stand gesetzt werde, das Museum auf einige Zeit zu verlassen, was ja nicht sein könne, wenn Dr. K. allein darin walte, und wenn nicht ein zuverlässiger Conservator angestellt werde. Es geschah aber auch da wieder nichts, und ich kam nicht nach Spanien; erhielt aber sprechende Beweise, dass ich bei dem jungen König Alfons XII. von Spanien, wie beim Grafen Valencia, Direktor der Armeria real, gute Aufnahme gefunden hätte. Dass mich das sehr kränkte, ist wohl natürlich. Wäre mir das Museum nicht so sehr am Herzen gelegen, so hätte ich es seinem Schicksal überlassen.

Auch konnte ich einer Einladung zur feierlichen Eröffnung des neuen Gebäudes des Kunstgewerbemuseums in Berlin am 21. November 1881, dem Geburtstag der Kronprinzessin Friedrich, nicht folgen, weil ich wieder keinen Stellvertreter erhielt.

Das nachmalige Kaiserpaar Friedrich vollzog die Feierlichkeit, auch Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser und Prinz Heinrich waren anwesend. Das kaiserliche Kronprinzenpaar sprach mir durch Schreiben vom 24. November sein Bedauern über mein Nichtkommen aus. Kronprinz Friedrich hob bei dieser Feierlichkeit wieder mit Wärme den Zweck und die hohe Bedeutung eines Kunstgewerbemuseums hervor.

Früher war ich, unter günstigeren Verhältnissen, bei der feierlichen Eröffnung des K. K. Kunstgewerbemuseums in Wien, wie bei jener in Nürnberg gewesen.

Nun verlangte ich meinen gesetzlichen Urlaub, den ich meiner Gesundheit wegen nöthig hatte. Darauf erhielt ich in der letzten Stunde einen jungen Mann, den ich nicht kannte, als meinen Stellvertreter zugewiesen, aber auch Dr. K. blieb noch immer an seiner Stelle, und hatte die Schlüssel zu allem. Mein Stellvertreter hatte die Weisung, gar nicht mit ihm zu verkehren, ein Verhältniss, welches, wenigstens mit meinem Wissen, noch nicht vorkam.

Ministerialrath von Völk, dessen ich schon gedachte, war früher unter dem Ministerium von Zwehl in allen Kunst- und Museumsangelegenheiten Referent; da er als solcher mein Streben und Mühen vom Beginn an kannte, blieb er mir bis zu seinem, im Jahre 1883 erfolgten, Tode ein treuer Freund und Rathgeber. Er war in seinem ganzen Wesen sanft und friedliebend, wo es sich aber um Recht und Wahrheit handelte, ohne jede Rücksicht auf eigenes Interesse, ernst und entschieden. Völk musste jenes Referat schon am Schlusse des Jahres 1863 niederlegen, als

er Schwiegersohn des Direktors der Akademie der bildenden Künste Wilhelm von Kaulbach wurde.

Nicht lange vor seinem Tode kam Völk zu mir und gab mir den Rath, den Kauf des „Wittislinger Fundes“ so schnell als möglich abzuschliessen, ohne die vorschriftsmässige Geldbewilligung des Ministeriums abzuwarten. Ich folgte sogleich, jedoch ohne die Ursache zu begreifen. Nachträglich erfuhr ich auf anderem Wege, dass Intriguen gegen mich gesponnen waren, nach welchen man plante, mein Verdienst, den Werth jenes Schatzes erkannt und ihn erworben zu haben, einem andern zuschieben wollte.

In Wittislingen an der Donau bei Lauingen sah ich diesen Fund und schloss mit dem Besitzer den Kauf desselben insoweit ab, als ich noch die Bewilligung der Geldsumme von dem Ministerium einholen musste. Jener Schatz wurde in einem, tief in den Felsen gehauenen, Grab durch Steinbrucharbeiter aufgefunden; er gehörte, wie ich nicht zweifeln konnte, einer Frau hohen Standes, einer Fürstin aus früher karolingischer Periode an. Er besteht in einer Anzahl von grösseren und kleineren Schmuckgegenständen aus Gold, Silber und Edelsteinen, reich durch Gravirung, Emaillirung, Ciselirung in geschlungenem Bandwerk, Schlangen und Drachen. Es sind dabei viele genau geschliffene Edelsteine in Gold eingesetzt, während noch weit bis in die Zeit der Ottonen die Edelsteine ungeschliffen in Gold erscheinen. Auf der Rückseite der grossen prachtvollen Fibula wurde, wohl erst nach dem Tode der Besitzerin, die Schrift eingegraben, welche, nicht ohne Versetzung einiger Buchstaben, mit

den Worten beginnt: „Uffila vivat in deo felix" etc. In Uebersetzung mag das Ganze wohl lauten: „Uffila möge in Gott glücklich leben. — Unschuldig bin ich vom Tod erfasst, weil ich, so lange ich konnte, dem Manne die Treueste gewesen." Die noch beigefügten einzelnen Buchstaben werden in Abkürzung eine Weiheformel andeuten. Ausser so Manchem befanden sich in diesem Grabe noch Ueberreste eines Skelettes und ein Broncebecken mit Kohlen, das wohl bei der Begräbnissfeierlichkeit gedient hat.*)

Da mir meine Stelle, die für mich die höchste Freude hätte sein können, unerträglich gemacht wurde, kam ich am 7. April 1883 zum ersten Mal um meine Quiescirung ein, am 18. desselben Monats erhielt ich den Bescheid, dass ich wohl in meinem 73. Lebensjahr nach §§ 22 lit. C der Beilage IX zur Verfassungsurkunde berechtigt sei, meinen Ruhestand zu verlangen, aber mit dem Zusatz:

„Da jedoch in Folge der unterm 14. d. M. ergangenen Allerhöchsten Entschliessung über die Dienstesverhältnisse am bayerischen Nationalmuseum der k. Conservator Dr. K . . . des Dienstes entlassen wurde, und die dienstlichen Funktionen der beiden neu ernannten Conservatoren G. und S. erst mit dem 1. Mai d. J. beginnen, somit eine Extradition des Museums an einen pragmatisch angestellten Beamten der Anstalt und Uebernahme der Geschäfte von denselben in dem gegenwärtigen Zeitpunkt überhaupt nicht ausführ-

*) In den Kunstschätzen des Nationalmuseums in Lichtdruck von Obernetter Band IV Blatt 235 und 236 gab ich diese Gegenstände mit kurzer Beschreibung heraus.

bar erscheint, so wird von Ihrem bewährten Pflichteifer, mit welchem Sie der Aufgabe des Museums sich bisher gewidmet haben, erwartet, dass Sie die von Seiner Majestät dem König Allerhöchst neu ernannten Conservatoren jeden Falls in ihre Dienstesfunktionen vorschriftsmässig einweisen und nach Ihrer reichen Erfahrung mit der gestellten Aufgabe thunlichst bekannt zu machen bereit sein werden."

Da durch diese Entschliessung dieser unwürdige Beamte endlich entfernt wurde, so kann ich meine mit ungeschminkter Wahrheit gegebene Schilderung dieses Menschen schliessen, indem ich dabei nur noch an die Worte erinnern möchte, die seinerzeit der Bischof Wrede von Mainz meinem Vater geschrieben hatte: „Wenn wir solche Leute in Schutz nehmen, so wird dadurch das geistliche Ansehen nur geschädigt."

Ich hielt in Folge der ministeriellen Zuschrift noch einige Zeit aus, konnte noch manche glückliche Erwerbungen machen und benützte die Zeit, um manche Gegenstände des Museums für meine Werke abzubilden und Notizen zu sammeln.

Ehe ich die Geschichte meines Museumselendes abschliesse, will ich nur noch Einiges über meine Thätigkeit als Generalconservator der Kunstdenkmale Bayerns erwähnen und an einigen Beispielen zeigen, wie man mir diese Stelle zu einer freude- und fruchtlosen machte.

Durch die Akademie der bildenden Künste wurde ich im Jahre 1871 aufgefordert, Vorschläge zu machen, nach welchen die Wandgemälde von Karl Rottmann

in den Arkaden des Hofgartens zu München erhalten blieben, da sie immer mehr durch Einfluss der Temperatur von aussen wie von innen, wie durch rohe Menschen, ihrem Untergange entgegengingen. Es wurde dazu ein Comité von 7 Mitgliedern, unter welchen auch ich mich befand, ernannt, dieses sollte endgültig entscheiden. In meinem ausführlichen Gutachten vom 4. Dezember 1871 sprach ich meine Ueberzeugung aufs Entschiedenste dahin aus, dass das einzige Rettungsmittel im Abnehmen von der Mauer bestehe und zwar durch das längst bekannte Absägen, wie besonders durch das damals neu aufgetauchte Abwickeln und Uebertragen an eine andere Stelle.*)

Dabei erklärte ich, wie man durch Vereinigung dieser Arkadengemälde mit den Bildern desselben Meisters in der neuen Pinakothek in einer einfachen Halle mit Oberlicht, ein Rottmann-Museum bilden könne, durch welches nicht nur für den in seiner Art unübertroffenen Künstler, sondern auch für den hochherzigen Stifter ein bleibendes Denkmal geschaffen werde. Dabei berief ich mich auf mehrere Beispiele, wie man im Auslande durch ähnliche Schöpfungen vaterländische Künstler ehrte.

Was die Absicht des Königs Ludwig I. betrifft, diese Kunstwerke in der liberalsten Weise dem Volke

*) Einige Jahre später wurde dieses Verfahren mit Erfolg bei dem bekannten Wandgemälde von Philipp Veit, „die Einführung des Christenthums in Deutschland“ ausgeführt. Dieses grosse Gemälde wurde in der genannten Weise aus dem Gebäude des Städel'schen Kunstinstituts in Frankfurt a. M. in den Neubau übertragen, so dass heute Niemand merkt, das Bild sei dort nicht vom Künstler selbst auf die Wand gemalt worden.

zugänglich zu machen, so ist er bald selbst davon abgekommen, als diese herrlichen Werke durch Rohheit der Menschen so häufig beschädigt wurden, und hat er die Geschichte des griechischen Befreiungskampfes nicht mehr nach seinem ersten Plane in den anstossenden Arkaden im Grossen ausführen, sondern nur die schon vorhandenen Skizzen dazu im Kleinen hoch oben anbringen lassen.

Es tauchte der Gedanke auf, diese Gemälde Rottmann's des Nachts durch eiserne Läden zu schützen, die von unten hinauf geschoben würden. Dieses erklärte ich mit Anführung mehrerer Gründe als Unsinn.

In jenem Comité waren Karl von Piloty wie Arthur von Ramberg mit Feuer und Flammen auf meiner Seite, doch blieben wir in der Minderheit.

Landschaftsmaler Karl Ebert ersuchte mich um mein schriftliches Gutachten, das autographirt worden war, er trug es in die Gesellschaft der Kunstgenossen und brachte mir es schon am zweiten Tag mit den Unterschriften von 63 Künstlern zurück; leider waren dieselben nicht in dem Comité und daher nicht stimmberechtigt.*)

Die eisernen Läden wurden hergestellt und zwar, wie man mir sagte, mit einem Aufwande von 30 000

---

*) Es folgen diese Namen der Künstler, welchen Kunstfreunde gewiss ein ehrendes Andenken bewahren: Steffan, H. Heinlein, Emil Kirchner, R. v. Poschinger, J. F. Hennings, C. Bosshardt, Grünenwald, Ch. Mali, J. B. Hafner, Aug. Müller, G. Majer, W. Lindenschmit, Jos. Watty, F. Vogel, F. Seidel, J. Brandt, Wenglein, K. Ebert, Gerhardt, Conrad Hoff, Langko, O. Fröhlicher, C. Willich, A. Lier, Malchus, Erich Correns, L. Linder, M. Lotze, Conr. Reinherz, Wilh. Boshart, Ferd. Petzel,

Gulden, die Gemälde sind aber bereits ruinirt, so dass sie nicht mehr restaurirt oder ersetzt werden können.

Mein Gewissen ist dabei beruhigt, aber es schmerzt mich sehr, dass solche Kunstwerke, welche zur Ehre des Vaterlandes, wie des hohen Stifters dastanden, zu Grunde gehen mussten.

Mehr Glück, wiewohl mit einigem körperlichen Nachtheil für mich verbunden, hatte ich bei einer späteren Gelegenheit.

Zu Lauingen an der Donau befindet sich in der schönen gothischen Kirche die Familiengruft der Pfalzgrafen von Bayern-Neuburg. Da man die Särge beschädigt glaubte, wurden sie im Jahre 1781 auf kurfürstlichem Befehl durch eine Kommission geöffnet, die darin gefundenen Kleinodien brachte man in das Münzkabinet, später gelangten sie in das Nationalmuseum. Der Werth derselben ist unschätzbar, sowohl an Gold, Diamanten, Rubinen, Saphiren, Smaragden, wie noch mehr an künstlerischer Ausführung und feinster Stilisirung.

Damals legte man wenig Werth auf ähnliche Dinge, es wurde in Folge dessen jene Untersuchung auch sehr oberflächlich behandelt, daher entschloss ich mich im Jahre 1877 den Inhalt der Gruft nochmals, aber gründ-

---

W. Malecki, H. Baisch, Fried. Bodenmüller, E. Willers, Ernst Reiniger, Heinr. Schaumann, Ortlieb, Th. Kotsch, J. Jäger, W. Schütze, Carl Rohde, J. Zügel, Wilh. Diez, O. Gebler, L. Hartmann, Cäsar Metz, Josef Miller, Alphons Bodenmüller, J. Zimmermann, G. Schönleber, Malchus, Kappis, Stieler, L. Vollmar, Jul. Köckert, K. Heilmayer, W. Forn, Ed. Heinel, A. Eberle, G. Dehm, A. Gräfle, L. Epp.

lich zu untersuchen. Von zwei Arbeitern unterstüzt, durchsuchte ich die 20 Zinnsärge. Wenn auch der reiche Schmuck fehlte, so fand ich doch noch manche interessante Einzelheiten, besonders Kostümstücke in Sammet und Seidendamast, welche der Verwesung getrotzt hatten. In Folge ihrer geschmackvollen Musterung und wunderbaren Technik könnte man zur Ansicht kommen, dass in dieser Richtung die menschliche Geschicklichkeit, ungeachtet aller neueren Erfindungen, in den letzten 300 Jahren keine sonderlichen Fortschritte gemacht habe. Durch diese Stofftheile konnte ich der Textil- wie Kostümsammlung des Nationalmuseums einen lehrreichen Zuwachs verschaffen.

Als die bedeutendste dieser meiner Auffindungen muss ich das vollständige Kostüm der Pfalzgräfin Dorothea Sabina (geb. 1576 † 1598) hervorheben, es besteht aus einem offenen Ueberkleid mit langer Schleppe und Mieder von dunkelgrünem Sammet, mit Stehkragen und mit Wulsten auf den Achseln, langen offenen Hängeärmeln, die mit gelbem „verhacktem“ Seidenstoff gefüttert sind. Das Unterkleid von starkem gelben Seidenstoff hat vielfach gepuffte Aermel und ist durchaus mit Silberlitzen besetzt. Alle Theile von Leinwand existirten nicht mehr.

Ausserdem fand ich noch das Glied einer prachtvollen breiten goldenen Kette, einer sogenannten Umlege, und unter den Kleidern in der Gegend der Brust ein kleines Herzchen von Gold, in dessen Mitte ein S auf durchsichtigem Grunde eingesetzt war, es hing an einem schwarzen Seidenschnürchen, wahr-

scheinlich hatte dieses die Pfalzgräfin bei ihrer Taufe erhalten. Diese Gegenstände legte ich zu dem Schmuck, der schon früher aus demselben Grabe gekommen war.

Die Zinnsärge waren meistens von kolossaler Grösse und reich ornamentirt, auf jeder der zwei Seiten befanden sich drei Löwenköpfe mit Ringen in den Rachen zum Tragen des Sarges; ausserdem waren sie mit Gravirungen von Meisterhand versehen, bestehend in Inschriften mit den Namen, Titulaturen, Crucifixen und in reichhaltigen Wappen, welche an ähnliche Arbeiten von Lukas Kilian und Mathias Merian sehr erinnern. Die Kostüme, der Schmuck, wie auch diese Särge geben sprechendes Zeugniss für die Pracht- und Kunstliebe, durch welche die Menschheit hohen, und nach Verhältniss auch niederen Standes im Leben wie auch über das Leben hinaus sich verherrlichte. Daher stellte ich auch von diesen Särgen 12 in dem Nationalmuseum auf.

Mein Drang, über wie unter der Erde Erinnerungen an unsere Vorfahren aufzusuchen, wäre mir diesmal beinahe theuer zu stehen gekommen. Die Gruft war seit 1781 nicht mehr eröffnet, ich liess die grosse Steinplatte heben, unter welcher die Treppe in die Gruft führte, durch diesen einzigen Eingang konnte keine Luftströmung geschafft werden. Ich verbrachte darin von früh 10 bis 1 und den Nachmittag von 2 bis 8 Uhr mit Untersuchen der Leichen zu, ohne dabei an etwas anderes zu denken.

Nach Waschen und Kleiderwechsel begab ich mich in das Gastzimmer, wo eine Gesellschaft, besonders von geistlichen Herren, mich erwartete, welche

von mir Neues aus alten Zeiten erfahren wollten; wenn ich auch Manches bieten konnte, so erfuhr auch ich Dinge von Interesse über Land und Leute, wie man es fast nur in einer solchen gemüthlichen Gesellschaft eines kleinen Städtchens erfahren kann. Nachdem ich bis 11 Uhr in dieser heiteren Gesellschaft und in bestem Wohlsein zugebracht hatte und mich zu Bette begeben wollte, überfiel mich ein Sturm gleich dem vollständigen Ausbruch der Cholera. Ich dachte an Frau und Kinder zu Hause, wollte telegraphiren, war aber zu schwach dazu, ich schlief ermattet ein, erwachte des Morgens, fand mich wohl und frühstückte con amore. Als ich mich aber wieder in die Gruft begab, um das Werk fortzusetzen, überfiel mich nach kaum zwei Minuten eine grosse Uebelkeit, während ich fast den ganzen Tag vorher darin zugebracht hatte. Die kleineren noch nicht untersuchten Särge liess ich herauftragen, den Rest meines Geschäftes besorgten die Herren Bürgermeister und Physikus und deren Frauen; letzteren gruselte es nicht mehr davor, nachdem sie mich über Zweck und Wichtigkeit der Sache sprechen gehört hatten. Aerzte, welche von der Geschichte erfuhren, lobten meine gute Natur, die sich selbst geholfen und ohne welche eine Blutvergiftung eingetreten wäre.

Im Uebrigen habe ich wenig Erfolge von meiner Stellung als Generalconservator der Kunstdenkmale Bayerns zu verzeichnen. Das Comité, welches mir, oder welchem ich, zur Berathung beigegeben wurde, liess der Minister nach der ersten Sitzung nie wieder zusammenkommen, auch liess er es nicht ergänzen.

obgleich es bis auf einen Mann ausgestorben war. So oft ich wegen Erhaltung von Kunstdenkmalen einen Bericht an das Ministerium gelangen liess, erhielt ich entweder keine oder eine unpassende und unwürdige Antwort, so z. B., als ich berichtete, dass gegen geistliches und weltliches Verbot aus einer Kirche ein höchst merkwürdiger Kelch, vom Herzog Arnulf stammend, verkauft worden sei, den man noch rechtzeitig zurückfordern könne, war die Antwort: „Was einmal fort ist, kann man nicht wieder haben, und ich sei Schuld daran, weil ich es nicht rechtzeitig für das Museum angekauft habe", während ich diesen Kelch vorher nie sah und überhaupt kein Recht hatte, der Kirche etwas feil zu machen.

Einst berichtete ich, man gehe damit um, auf der Burg zu Nürnberg einen alten malerischen Holz- und Fachwerkbau aus dem 16. Jahrundert, welchen schon Albrecht Dürer aufgenommen hatte, abzubrechen, darauf erhielt ich die Antwort, er muss hinweg, weil er aus dem 16. Jahrhundert stammt." (!?)

Durch alle diese Dinge wurde mir meine Stelle immer mehr verleidet.

Als ich meine zweite Eingabe um Quiescirung am 28. Februar 1884 selbst in das Ministerium trug, rieth mir daselbst der betreffende Referent mit freundlichster Miene, an meiner Stelle zu verbleiben, es sei dem Herrn Minister, der meine Verdienste hochschätze (?), sehr unangenehm, wenn ich mein Amt niederlege, ich solle nur mit Energie Denjenigen entgegentreten, welche mir in meiner Stellung Wider-

wärtigkeiten bereiten u. s. w., und zwar das alles, während ich wusste, dass man schon das Möglichste gethan, mir meine Stelle unmöglich zu machen, und sich schon umgesehen hatte, einen Nachfolger zu finden, und man mich nur noch so lange hinhalten wollte, bis man einen solchen gefunden habe. Ich erhielt meine Quiescirung unter dem 2. April 1885 in meinem 75. Lebens- und 33. Dienstjahre. Damit wurde zugleich mit meiner Direktorstelle die eines Generalconservators der Kunstdenkmale Bayerns meinem Nachfolger übergeben, wiewohl vorher beide Stellen in keinem direkten Zusammenhang standen.

Dass es mir schwer fiel, mich von dem zu trennen, wofür ich viele Jahre hindurch mit Liebe, glücklichem Erfolg und so vielen Anstrengungen wirkte, ist wohl natürlich, doch was meine Person betrifft, so hatte ich keine Ursache, mich darüber zu grämen, denn, abgesehen von dem Gewinn meiner Zeit, wurde mir in der Nähe und besonders aus der Ferne weit mehr Lob, Anerkennung und Dank zu Theil, als ich verdiente und als ich hätte erwarten können.

XL. Zweck und Einrichtung des Nationalmuseums.

Wenn ich hier versuche, einen kurzen Ueberblick dessen zu geben, was ich bei Organisirung des Nationalmuseums erreichte, oder auch nur plante, so bin ich weit entfernt, mich eines besonderen Talentes zu rühmen. Ich möchte nur damit bezwecken, dass das, was mir gelungen ist und sich bisher als praktisch er-

wiesen hat, auch noch fernerhin, wie bisher, Nutzanwendung finden möge. Auch will ich jener Männer gedenken, welche schon vor mir in dem Museumsfach viel geleistet und mir Zweck und Nutzen desselben besonders dadurch klar und einleuchtend gemacht haben, dass sie mir durch ihre Museen, Bibliotheken etc., wie durch ihre Kenntnisse so vieles Material und so reiche Belehrung boten und mir, oft unter misslichen Verhältnissen, Muth und Kraft aufrecht erhielten.

Als ich die Direktion des Nationalmuseums übernahm, waren die 30 Säle des Mittelstockwerkes leer, sie sollten auch so bleiben und nur die Geschichte des bayerischen Herrscherhauses repräsentiren. Die Wandmalereien zeigten Scenen aus der bayerischen Geschichte, und nur in der Mitte eines jeden Saales sollte die lebensgrosse Statue eines bayerischen Fürsten aufgestellt werden: eine Anzahl derselben war schon im Gipsmodell vollendet. Die schon vorhandene ausserordentlich grosse Masse der unschätzbarsten Kunstwerke war in dem Erdgeschoss und dem obersten Stockwerke, das nicht einmal die Breite des ganzen Baues einnahm, zusammengedrängt, so dass ich gezwungen war, diese 30 Säle zur Aufstellung der Sammlungen ohne Beeinträchtigung der Wandgemälde zu benutzen. Ich erkannte darin einen wesentlichen Vortheil, dass die Säle einer jeden der drei Etagen mit nur ganz wenig Seitengemächern in gerader Linie aufeinander folgten, wodurch ganze Rubriken in ihrer Zusammengehörigkeit überblickt wurden, und Studien daran leicht gemacht werden konnten, was auch in einem jeden Museum rasche Orientirung und leichtere

Ueberwachung ermöglicht. Solche Vortheile vermisst man leider nur zu sehr im Musée de Cluny zu Paris und in dem Germanischen Museum in Nürnberg, in denen man durch Anheften von Wegweisern und Aufschriften den Klagen über ein Labyrinth nach Möglichkeit entgegenzuwirken sucht. Bei diesen Museen war aber auch die Sachlage eine ganz andere, denn hier sind die Gebäude selbst interessante geschichtliche Denkmale, die nicht für Museen berechnet waren.

Durch meine Studien, welche ich an so manchen älteren, wie neueren Museen für den Zweck meiner eigenen Arbeiten machte, musste ich wohl schon längst mit mir über Zweck und Nutzen eines Nationalmuseums im Reinen sein; denn es ist menschlich, dass alles, was man in seinem eigenen Interesse als nützlich oder schädlich erkannt hat, am besten im Gedächtniss bleibt. Meine Freunde, wie ich selbst, glaubten daher, dass ich ein leichtes Spiel haben würde, meine Erfahrungen in Anwendung zu bringen, das wäre aber nicht ohne das Handschreiben des Königs Ludwig II. vom Juli 1868 möglich gewesen.

Es existirten bisher wenige Museen, die allen jetzigen Anforderungen entsprachen; sie bestanden meistens in sogenannten Kunstkammern auf Burgen und Schlössern, in welchen man allerlei Curiositäten zur Unterhaltung der Freunde und Gäste aufbewahrte, in Salons, die man mit Kunstsachen dekorirte, oder Raritätenkabinetchen, in denen der Arrangeur die Kunstgegenstände zur malerischen und dekorativen Ausschmückung benutzte.

Jetzt sind dieses nicht mehr Spielsachen und Unterhaltungsgegenstände, sondern Dinge für ernstes Studium, welche uns einen Blick über menschliche Befähigung durch Jahrhunderte hindurch gewähren.

Um den jetzigen Anforderungen zu genügen, ist bei Ordnung und Aufstellung in einem Museum in erster Linie die chronologische Reihenfolge zu beachten, denn alles menschliche Bilden und Schaffen ist durch den Geist der Zeit beeinflusst. Doch sind die Werke der Kunst, wie jene des Handwerkes in gleicher Periode und gleicher Geschmacksrichtung nach Material, Zweck und Bestimmung oft sehr verschieden. Wollte man daher ohne Zwischenabtheilungen nur allein auf die Zeitfolge sehen, so würden oft sehr verschiedenartige Dinge in störender Weise neben einander zu stehen kommen. Ungeachtet solcher Abtheilungen, die in der zeitlichen Reihenfolge neben einander herlaufen, bietet das ganze bayerische National-Museum, dem Wesen nach, eine ununterbrochene Uebersicht über Wirken und Schaffen vom frühesten Mittelalter bis zur neueren Zeit, wodurch etwas hergestellt wurde, wie es vorher in München nicht zu finden war. Dem gegenüber muss ich lebhaft bedauern, dass die herrlichen Schätze des Griechen- und Römerthums, welche für sich eine ebenso abgeschlossene Kulturperiode, wie das christliche Mittelalter bilden, in München noch unter verschiedenen Verwaltungen und an verschiedenen Orten untergebracht sind. Obenan steht die Glyptothek, eine grossartige Schöpfung Königs Ludwig I. Als wesentlicher Bestandtheil dazu gehört das jetzt noch weit davon entfernt ge-

legene „Gipsmuseum“, welches unter so bescheidenem Titel durch den bedeutenden Archäologen Heinrich von Brunn ins Leben gerufen wurde. Es ersetzt, besonders zum Zweck des Studiums, die klassischen Sculpturen, die in Original um keine Summen mehr zu haben sind. In gleicher Weise die unschätzbare Vasensammlung, auch durch das hohe Interesse des Königs Ludwig I. herbeigeschafft, die einen tiefen Blick in das Volksleben und die Geschmacksrichtung des klassischen Alterthums gewährt, ebenso das davon entfernte Antiquarium, so reich an Lehrmitteln durch herrliche Terrakotten und Broncearbeiten. Auch wäre dabei die antike Münzsammlung von höchster Wichtigkeit zum Studium der griechischen und römischen Geschichte und Kunst.

Mein Vorgänger im Amte, Aretin, dem darum zu thun sein musste, in kurzer Zeit das Nationalmuseum möglichst reichhaltig zu gestalten, hatte in demselben eine sogenannte römische Abtheilung hergestellt, wozu das Material meistens dem ehemaligen Antiquarium in der alten Residenz entnommen wurde. Ich glaubte nicht, dass dadurch das Studium der klassischen Kunst und Kultur, oder das Ansehen des Nationalmuseums gehoben werde, und benahm mich daher mit dem Kabinetsrath des Königs Ludwig I., Hüther, der die Glyptothek zu verwalten hatte, um vielleicht für die Zukunft eine Vereinigung der klassischen Kunstschätze anzubahnen. Dieser war auch bereit, das Seinige dazu beizutragen; er zeigte mir in der Glyptothek geräumige Säle, welche fast noch leer standen, einen geräumigen Hof, der, mit Glas überdeckt, noch viele

Kunstschätze hätte aufnehmen können. Ausserdem wäre noch leicht an der Rückseite der Glyptothek eine Kunsthalle anzubauen, so dass hier alle auf die Antike bezüglichen Kunstwerke untergebracht werden könnten. Wie ich schon voraus wissen konnte, wurde aus der Sache nichts, doch reute es mich nicht, dazu beigetragen zu haben, dass vielleicht in der Zukunft eine solche Idee wieder aufgegriffen werde.*) Ich verwendete daher das so schwach vertretene Römerthum, von dem auch vieles dem frühen Mittelalter angehörte, zur Einführung in die Sammlung der Terrakotten, der Glasfabrikation u. s. w. Dass mir dieses von manchen Seiten als Missachtung der Antike ausgelegt wurde, darauf konnte ich gefasst sein.

Die umfangreichste Abtheilung im Nationalmuseum ist die der häuslichen Einrichtungen, wobei alles das inbegriffen ist, was in Wohnungen, Burgen, Schlössern, Hauskapellen etc. zum Gebrauch wie zur Ausschmückung diente. Dabei ist auch die religiöse oder kirchliche Kunst reich vertreten; denn im Mittelalter ist nicht eine Wohnung ohne Hausaltärchen und Heiligenbilder, in Sculptur wie in Malerei, zu denken, was gegen Schluss des 16. Jahrhunderts allmählich abnahm. In dieser Abtheilung befinden sich Kunstwerke ersten Rangs, darunter, wie in allen Abtheilungen, auch Geschenke von Privaten, denen man zum Dank ver-

*) Auch Heinrich von Brunn hatte später den Gedanken angeregt, alle antiken Kunstsammlungen mit der Glyptothek zu vereinigen, ebenso sein Schüler Dr. Paul Arndt. Vergl. die Broschüre des Letzteren: Münchener Kunstsammlungen. Pläne und Vorschläge. München 1897. 8°.

pflichtet ist, und deren Namen ich an betreffender Stelle anheften liess.

Die zweite grosse Abtheilung ist jene der Trachten, Waffen und des Schmuckes; sie besitzt einen besonderen Werth für Geschichte, denn man hat in ihr die unmittelbare äussere Erscheinung der Menschheit verschiedener Jahrhunderte vor Augen. Ich hatte immer den Eindruck, als könne sich ein Freund des Geschichtsstudiums nicht allein mit den geschichtlichen Thatsachen begnügen, sondern müsse auch das Verlangen haben, eine bildliche Vorstellung der damit verbundenen äusseren Erscheinungen zu gewinnen. Besonders zu solchem Zwecke stellte ich diese Separatsammlung her, die mit der frühchristlichen Periode beginnt und sich bis in das Jahr 1871 erstreckt.

Die Waffen, vorzüglich Harnische, welche Aretin aus dem ehemaligen Militärzeughause holte, und jene, welche ich auf dem Schlosse Hohenaschau erwarb, sie waren zwar sehr kostbar, reichten jedoch nicht aus, um ihre Entwicklungsgeschichte anschaulich zu machen. Ich stellte daher die Bitte, dass der Inhalt des alten bürgerlichen Zeughauses in das Nationalmuseum gegeben werde, worauf der Magistrat, an dessen Spitze der vortreffliche Bürgermeister Erhardt, in der dankenswerthesten Weise, mit Vorbehalt des Eigenthumsrechtes, einging. Dadurch ward der Besitz der Stadt, wie der des Museums um das Doppelte an Werth erhöht, denn es wurde etwas Grosses und Lehrreiches geschaffen.

Von dem, was durch den Besitz der Stadt München im Allgemeinen gewonnen wurde, will ich vor-

erst nur das erwähnen, was besonders bei den Aeltesten unserer Zeitgenossen interessante Jugenderinnerungen wachrufen kann. Möge dabei an das gedacht werden, was damals unser Vaterland war, und was wir den Männern zu danken haben, welche ein einiges deutsches Vaterland geschaffen!

Es ist die Gruppe der Erinnerungen aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts bis zum Entstehen des neuen deutschen Reiches. Sie wurde besonders dadurch ermöglicht, dass König Ludwig I., schon in jungen Jahren den Werth solcher Erinnerungen erkennend, Material dazu aufbewahrte. Ich hatte es schon als Conservator der vereinigten Sammlungen in Verwahr, konnte es aber damals in Befürchtung mancher moquanter Bemerkungen noch nicht öffentlich aufstellen, was mir alsdann im Nationalmuseum gelungen ist. Ich will hier nur die eigenthümlichen und eigenhändigen Aufschriften des Königs erwähnen:

„Dieses rothe goldgestickte Kleid trug Herzogin Therese von Sachsen-Hildburghausen, als Bayerns Kronprinz Ludwig (der ihr Gemahl, später König wurde und sie Königin) sie das erste Mal sah, was stattgefunden zu Hildburghausen, wenige Tage vor Weihnachten 1809.“

„Dies rothe silbergestickte Kleid trug die Herzogin Therese von Sachsen-Hildburghausen bei ihrem feierlichen Empfang in München als Braut des Kronprinzen Ludwig von Bayern den 10. October 1810.“

„Das ist das Hochzeitkleid gewesen meiner vielgeliebten, verewigten Gemahlin, der Königin Therese,

geb. Prinzessin von Sachsen. München, den 8. April 1855."

„Diese rothen Schuhe meiner Braut Therese, nachmalige Königin von Bayern, welche ihre Amme an unserer Vermählung übergab."

„Diese Mappe trug unterm Arm in Collegien gehend in Göttingen der Churprinz von Pfalzbayern, der unter dem Namen eines Grafen von Werdenfels im October 1803 diese Universität bezog, sie gegen Ende August 1804 verliess."

„Degen, welchen Napoleon bei Ulm trug, dem Kronprinzen Ludwig von Bayern im Jahr 1806 in München gab."

„Uniform, von Kronprinz Ludwig von Bayern bei der Schlacht von Eckmühl den 22. April 1809 getragen."

„Diesen Feldmarschallwaffenrock nebst den dazu gehörigen langen blauen Hosen trug Ludwig I., König von Bayern, im 1. Fünftheil des 19. Jahrhunderts."

„Diese Uniform für das bayerische Leib-Infanterie-Regiment trug Ludwig I. von Bayern während der Empörung im März 1848, als derselbe am 6. obgenannten Monats die Proklamation unterzeichnete, welcher diese eigenhändig schrieb."

„Mit dieser Feder unterzeichnete Ludwig, König von Bayern, im Jahr 1848 am 6. März die Proklamation, am 20. des nehmlichen Monats seine an die Bayern gerichtete, dessen Kronentsagung begleitenden Worte und diese selbst, was derselbe hiemit schrieb."

Dabei befinden sich ferner manche Gegenstände, wie Hüte, Kappen etc. der wunderlichsten Form, mit

welchen ich mich noch, aus meiner Kindheit, erinnere, den König gesehen zu haben. Diese Gruppe der Erinnerungen an jene für uns so wichtige Zeit wurde noch durch nachstehende Gegenstände zureichend ergänzt:

„Uniform eines Todtenkopfhusaren, Regiment des Herzogs von Braunschweig, 1813—14, Geschenk des Freiherrn von Bothmer."

„Uniform des Feldmarschalls Fürst Wrede, welche derselbe in der Schlacht bei Wagram den 6. Juli 1809 trug, mit sichtbarer Stelle, an welcher ihn eine Kugel traf."

„Uniform König Max Joseph I."

„Uniform König Max II., des Gründers des Nationalmuseums."

Letztere drei Gegenstände mit den dazu gehörigen Waffenstücken sind Eigenthum der Stadt München.

Das Prachtnationalkostüm des Königs Otto von Griechenland, wie dessen goldgesticktes Pferdegeschirr, ein Geschenk des türkischen Sultans.

Hier will ich auch bemerken, dass sogleich nach dem Tode der Königin von Griechenland zwei griechische Hofdamen sämmtliche Kostümstücke der Königin, darunter auch den Thronornat, an einen Juwelenhändler, den sie von München nach Bamberg kommen liessen, verkauften. Leider konnte ich, da mir nur wenige Mittel zu Gebote standen, nur einen kleinen Theil davon für das Nationalmuseum erwerben, den ich in einer Gruppe dem Kostüm des Königs Otto gegenüber aufstellte.

Eine Uniform unseres bayerischen Feldherrn Ludwig Freiherrn von der Tann-Rathsamhausen († 1881), die ich mir von dessen Gemahlin erbat, habe ich auch in dieser historischen Reihenfolge aufgestellt.

Zum Schluss dieser Serie stellte ich zwei reichhaltige Gruppen französischer Waffen verschiedenster Art aus dem deutsch-französischen Krieg auf, wie es damals noch leicht war und jetzt kaum noch möglich wäre.

Wie wir durch solche Zusammenstellungen das Bild aus einer, uns noch nahestehenden Periode gewinnen konnten, so musste es auch unser Streben sein, ein gleiches aus früheren Jahrhunderten zu erhalten. Dass uns das Material dazu nicht mehr so reichlich erhalten blieb, ist wohl natürlich; wir müssen deshalb zu gleichzeitigen Bildwerken jeder Art greifen, um den Zusammenhang des uns noch in Original Erhaltenen zu erkennen. Dazu dienen in erster Linie als die sichersten Anhaltspunkte die Grabsteine; denn wir wissen, wie es in jenen Zeiten der Stolz und die Pietät der Familie verlangte, dass sogleich nach dem Ableben des Angehörigen dessen Bildniss mit der möglichsten Genauigkeit in Stein ausgeführt wurde. Deshalb erscheinen uns in den Grabmonumenten des Mittelalters auch Ritter, Frauen, Geistliche und andere Stände in ihrer ganzen äusseren Erscheinung. Da sie auch mit Inschriften, Namen, Jahrzahlen und Wappen versehen wurden, bieten sie uns sichere Belege und viele Anhaltspunke zum Forschen in Kunst- und Kulturgeschichte. Das Aufsuchen derselben brachte auch mir bei meinen Arbeiten schon vielen Nutzen. Es

kommt wohl auch in seltenen Fällen vor, dass Grabdenkmale erst geraume Zeit nach dem Tode des Betreffenden errichtet wurden, diese können uns jedoch nicht irre führen, da nur wenig Erfahrung dazu gehört, um dieselben als nicht massgebend zu erkennen.

Die wichtige und lehrreiche Abtheilung der Waffen, Trachten und des Schmuckes begann mit der Alba des Kaisers Heinrich II. des Heiligen, einer Inful des 11. Jahrhunderts und dem Schmuck der frühesten christlichen Perioden und erstreckte sich bis zur Uniform König Max II. und den Gruppen der Waffen aus dem Krieg 1870/71. Sie erhielt manche werthvolle Beiträge durch Geschenke, von denen ich nur nenne den Helm eines Dogen von Venedig aus dem 16. Jahrhundert von Herrn Felix von Pausinger, eine Turnierlanze zum „Rennen im Krönlin“ von dem Grafen Vieregg, von einem seiner Vorfahren stammend, zwei deutsche Stechhelme aus dem 16. Jahrhundert von Herrn Bouton, Seidenfabrik-Besitzer in Lyon.

Eine höchst merkwürdige Sammlung von Kostümen vornehmer Frauen erhielt ich von dem hervorragenden Juristen und Universitätsprofessor Paul Roth. Sie zeigt noch die Prachtliebe und die Ueppigkeit aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Gegensatz zu der darauf folgenden Nüchternheit und Geschmacklosigkeit in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts.

In der Geschichte menschlicher Thätigkeit ist die Keramik von besonderer Bedeutung, da sie als gemeines Töpferhandwerk zu allen Zeiten der Mensch-

heit diente und dabei auch mit dem Fortschritt der Kultur zu Kunstwerken und Luxusartikel ausgebildet wurde.

Wenn ich auch gewiss die grossartigen Leistungen des Auslandes auf diesem Gebiete nicht unterschätze, so waren es doch besonders die Werke unseres deutschen Vaterlandes, denen ich eine besondere Berücksichtigung zuwendete, und zwar nicht nur, weil ich ein guter Deutscher bin, sondern, weil ich längst die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass unser Vaterland auf diesem, wie auf so manchen anderen Gebieten bis jetzt zu wenig Anerkennung gefunden hat.

Es freute mich besonders, zu sehen, wie im 16. Jahrhundert unsere bedeutendsten Künstler Musterblätter für Ornamentirung der Krüge, Pokale, Humpen, Ofenkacheln etc. nicht nur für Deutschland, sondern auch weithin für das Ausland fertigten.

Die Technik der Keramik gipfelt besonders in der Porzellanfabrikation verschiedener Länder. Es machte mir grosse Freude, noch zur rechten Zeit im Stande gewesen zu sein, eine reichhaltige Gruppe der schönsten Arbeiten des schon genannten vortrefflichen Künstlers Johann Peter Melchior aus den Porzellanfabriken Höchst und Frankenthal für das bayerische Nationalmuseum zu erwerben.

Hier möchte ich noch eine Bereicherung des Nationalmuseums erwähnen, die, wenn sie auch keine eigene Abtheilung bildete, doch für diese Anstalt von höchstem Werthe war. Es sind Limoges-Geschirre in Maler-Email auf Kupfer, welche König Ludwig I. seiner Zeit in Nürnberg von der Familie Tucher er-

worben hatte. Ich hatte sie, die Privateigenthum des Königs blieben, schon als Conservator der vereinigten Sammlungen in meinem Verwahr, damals war es schon, dass Anselm von Rothschild eine hohe Summe dafür bot. Aretin konnte sie vom Könige nicht für das Nationalmuseum erhalten. Nach des Königs Tode hielt es Hofrath Hüther für seine Pflicht, sie im Interesse der königlichen Familie zu veräussern. Mit Aufwand meiner ganzen Beredsamkeit gelang es mir (1871), dass dieser grosse Schatz dem Nationalmuseum zugewiesen wurde.

Abgesehen von der Technik, die gerade hier in München viel weniger als an anderen Orten vertreten ist, haben diese Stücke für Bayern ein ganz besonderes Interesse, weil sie der Nürnberger Losunger Lienhart Tucher*) von dem berühmten Emailleur Pierre Reymond (Rexmon) in Limoges anfertigen und mit seinem und seiner Frau, einer geborenen Nützel, Wappen schmücken liess. Wie mir ein Nachkomme des für die Nürnberger Stadtgemeinde bedeutsamen Mannes, Herr Ch. Freiherr von Tucher, mittheilte, wurde das zu Gefässen verarbeitete Kupfer von Nürnberg nach Limoges gesandt, um es dort mit Darstellungen nach italienischen, deutschen und niederländischen Kupferstichen emailliren zu lassen. Darunter befindet sich eine Platte mit der Schöpfungsgeschichte nach Lukas von Leyden; die dazu gehörige

---

*) Die Losunger, deren es immer zwei waren, hatten die grösste Gewalt und die höchste Würde in der Republik. — Siehe hierüber wie über Lienhart Tucher: Sieben und dreissigster Jahresbericht des historischen Vereins von Mittelfranken 1869 und 1870 Ansbach 4°. Seite 53 und 125.

Kanne, mit Jagdscenen nach niederländischen Meistern, wurde in Nürnberg von Wenzel Jamnitzer mit Henkel und Schnauze versehen.

In der Sammlung der Glasfabrikation, beginnend mit Werken der Römerzeit, des frühen Mittelalters und aufsteigend bis zur neuen Zeit, ist jede Technik des Glasblasens, -Schleifens und -Malens vertreten. Der Uebergang zur neuesten Zeit ist besonders durch Geschenke der Herren Salviati in Venedig und Lobmeyr in Wien u. a. anschaulich gemacht.

Die Sammlung der textilen Arbeiten, d. h. dessen, was in jeder Richtung mittelst der Nadel und des Webstuhls gefertigt wurde, beginnt mit den Werken des neunten Jahrhunderts und geht bis zur neueren Zeit; sie nimmt acht Säle ein und besteht in Stoffen aus Leinen, Wolle, Seide von dem Einfachsten bis zur höchsten Pracht, zu verschiedenen Zwecken des Lebens aus den verschiedenen Ländern. Zu dieser Sammlung erhielt ich als Geschenk Seiner Durchlaucht dem Fürsten Leopold von Fugger-Babenhausen ein Stück Leinwand, das 1461 in der Weberei von Marx Fugger gefertigt wurde. Damit verbunden ist eine reiche Sammlung von Spitzen in Leinen, Gold und Silber. Auch sie wurde durch Freunde der guten Sache reich beschenkt.

Es hat sich alsbald erwiesen, dass diese Abtheilung des Museums in der Jetztzeit besondere Nutzanwendung fand. Zeichner, und noch mehr Zeichnerinnen, kopirten stets daraus zu Zwecken für Schulen, Seiden-, Teppich- und Tapetenfabriken, Stick- und Nähanstalten u. s. w. Es war daher zweckmässig, dass sämmtliche Stoff-

muster unter Glas in chronologischer Reihenfolge übersichtlich aufgestellt wurden, wodurch man das zu einem bestimmten Zweck Dienende leicht auffinden und zum Kopiren herausnehmen konnte.

Die Sammlung der Werke der Schmiedekunst und des Schlosserhandwerkes, wofür kaum nennenswerthes Material vorhanden war, als ich das Nationalmuseum übernahm, erhielt bald durch Vielseitigkeit und Reichthum eine besondere Bedeutung. Um dafür gehörig zu wirken, fand ich schon frühzeitig den Weg dadurch, dass ich in den verschiedensten Gegenden Material für meine Publikation Eisenwerke etc. aufgesucht hatte. Dieses Kunsthandwerk zeigt uns, wie man, besonders im Mittelalter, praktischen Zweck mit Schönheit der Formen zu vereinigen wusste.

Der kunstsinnige König Ludwig II. machte bei Anlage dieser besonderen Sammlung, in Folge meiner Bitte, ein Prachtwerk zum Geschenk, nämlich einen kolossalen Schlüssel mit reichhaltiger Ornamentirung aus dem 17. Jahrhundert, der einst die Zunftstube der Schlosser in Nürnberg geziert hatte.

Eine andere Separatsammlung, bei welcher ich keine Mühe scheute, weil ich deren Wichtigkeit erkannte, ist jene der Ornamentik in Holzsculptur. Als Grundlage dazu benützte ich Trümmer der reichgeschnitzten Wandvertäfelungen aus den Prachtgemächern der alten Residenz, welche bei dem Neubau hinausgeschafft worden waren, alles andere fügte ich aus Geschenken und glücklichen Erwerbungen dazu. Diese Abtheilung enthält 800 Gegenstände. Ich stellte sie in chronologischer Reihenfolge, 40 Gruppen vom Jahre 1450

bis 1820 enthaltend, auf, und jeder Gegenstand erhielt einen schwarzen Hintergrund, damit die Umrisse gehörig ins Auge fielen. Um diese Sammlung in weiteren Kreisen bekannt zu machen, liess ich sie auf photographischem Wege vervielfältigen und gab sie im Buchhandel heraus.*) Diese Publikation erhielt eine grosse Verbreitung, da sie von mehreren Regierungen empfohlen und für Schulen wie Werkstätten als Bedürfniss anerkannt wurde.

Eine nicht minder werthvolle Abtheilung besteht in ungefähr 3000 Originalmodellen aus Silber, Kupfer, Messing und Blei für Gold- und sonstige Metallarbeiter aus der Zeit von 1550 bis 1820; sie war in einer alten Augsburger Goldschmiedefamilie Jahrhunderte hindurch angesammelt worden. Se. Durchlaucht Fürst Leopold von Fugger-Babenhausen, der schon mehrfach ein Wohlthäter des bayerischen Nationalmuseums gewesen war, erwarb sie und machte sie dem Museum zum Geschenke. Sie enthält Modelle für Miederhacken, Schnallen, Kettenglieder, Fassungen für Edelsteine, Buchbeschläge, Messerstiele, Scheiden für Messerbestecke, Rosenkranzanhängsel u. s. w. Ich heftete sie auf kleine schwarz überzogene Tafeln, und stellte sie in möglichst chronologischer Reihenfolge in zwei Gruppen unter Glas auf. Auch diese Sammlung liess ich in Lichtdruck veröffentlichen.**)

*) Ornamente der Holzsculptur von 1450 bis 1820 aus dem bayerischen Nationalmuseum. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1881. Fol.

**) Original-Modelle in Silber, Kupfer, Messing, Blei, einer Goldschmiedewerkstätte in Augsburg aus den Jahren 1550 bis 1800. München, bei Obernetter.

Eine andere Abtheilung besteht in Werken der Zinngiesserei von 1500 bis zur neueren Zeit. Sie enthält als besonders hervorragend die Werke des Kaspar Enderlein, Modelleur, Graveur und Zinngiesser aus Nürnberg. Ferner vier Gruppen von Kinderspielwaaren von 1560 bis 1820. So kindlich hier auch die Bezeichnung lautet, so bietet diese Aufstellung doch für die Geschichte des häuslichen und öffentlichen Lebens manches Interessante, da sich die Sitten und Moden verschiedener Zeiten häufig in den Spielsachen der Kinder abspiegeln.

Eine Sammlung von Werken der Nürnberger Beckenschlägerei aus dem Zeitraum von 1400 bis 1650. Es sind grössere und kleinere Becken und Schüsseln mit erhaben getriebenem Bildwerk, häufig die Verkündigung Mariae, den heiligen Georg, eine Jungfrau mit dem Einhorn, Simson mit dem Löwen u. A. darstellend. Randverzierungen und Buchstaben sind meistens mit Stempeln eingeschlagen. Ein Haus in einer deutschen Reichsstadt ist kaum ohne jenen Artikel zu denken, wo er zu verschiedenem Gebrauch und besonders zur Ausschmückung der sogenannten Schauküchen diente; nicht weniger häufig fanden die Becken aber auch ihre Verwendung als Kirchengeräthe.

Zwei reiche Gruppen von Werken der Nürnberger „Wismuthmalerei“, ein Industriezweig von grosser Verbreitung. Er besteht in verschiedenartigen bemalten Arbeiten aus Buchenholz; als Ersatz für Gold und Silber wurde Wismuth angewendet, um den Grund für die Malerei zu bilden, wodurch die Farben

eine eigenthümliche Leuchtkraft erhielten. Sollte das weisse Wismuth nicht Silber, sondern Gold vorstellen, so wurde es mit einer gelben Lasurfarbe überzogen. Das reichhaltige, figürliche und ornamentale Bildwerk darauf war mit einer handwerks- oder fabrikmässigen Fertigkeit hergestellt, wozu besonders die Holzschnitte und Kupferstiche von der Zeit Albrecht Dürer's bis Jost Amman benutzt wurden. Diese Erzeugnisse der Nürnberger Industrie bildeten ebenso wie die der Beckenschlägerei weithin verbreitete Handelsartikel.

Eine höchst interessante Sammlung ist jene der Musikinstrumente vom 14. Jahrhundert an bis zur neueren Zeit. Sie enthält grosse Seltenheiten und ist für die Geschichte der Musik von hohem Werthe.

Eine wichtige Abtheilung stellte ich in zwei Gruppen auf und gab ihr die Aufschrift „Utensilien zum israelitischen Gottesdienst." Es erscheinen darunter höchst bedeutsame Dinge aus dem frühen Mittelalter bis zur neuen Zeit. Früher wären sie nicht leicht in christlichen Besitz gekommen. Es unterstützte mich aber dabei der sehr gelehrte Rabbiner Dr. Perles, dem ich besonders die erklärenden Aufschriften zu danken hatte. Durch glücklichen Zufall konnte ich die darauf Bezug habenden, schön gestochenen Blätter aus dem berühmten Werke von Bernard Picart*) erhalten, die ich als beste Erklärung bei dieser Gruppe aufheftete.

*) Cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde, représentées par des figures dessinées par Bernard Picart. 8 tomes. Amsterdam 1723—43. Fol. — Picart, der überaus geschickte und fleissige Zeichner und Kupferstecher, ist geboren zu Paris 1673 und gestorben zu Amsterdam 1733.

Dieses ist das Wesentlichste der verschiedenen Gruppen oder Rubriken, das ich hier nur deshalb erwähnte, um dadurch vielleicht bei Anlagen von grösseren oder kleineren Sammlungen für praktische Zwecke eine Anregung zu geben.

Wenn solche Anstalten ihren Zweck erfüllen sollen, so muss der Zutritt aufs Möglichste erleichtert und das Kopiren nicht nur erlaubt, sondern auch aufs Möglichste gefördert werden. Ausserdem ist es dringend nöthig, dass alle Kunstwerke in möglichst genauen Reproductionen, durch Stiche, Photographien oder plastischen Abformungen in der Anstalt bei den Originalen selbst zu beziehen sind.

Wie überhaupt in der Kunstgeschichte, so stehen auch hier die Werke der Sculptur oben an. Ich erwähnte bereits, dass ich schon bei meinem Umzug nach München vom Generaldirektor von Olfers in Berlin ersucht wurde, für das dortige Museum gute Abgüsse von grösseren oder kleineren plastischen Werken zu besorgen. Dem stand leider damals noch entgegen, dass fast an allen Sammlungen des Staates das Kopiren, und um so mehr das Abformen, verboten war. Ich konnte daher vorerst nur an Dinge im Privatbesitz und an wichtige Grabdenkmale in Kirchen denken; allein wie erstaunt war ich, in München keinen Formator zu finden, der seiner Zeit entsprach. Sie formten alle nicht mit der feineren und festen Gipsmasse und meistens noch in der alten Art mit Stück- und Keilformen, wobei der Gips direkt auf das Original gebracht wurde und häufig die Gussnähte sichtbar blieben. Als ich mir erlaubte, dies zu tadeln,

musste ich mir manche unhöfliche Worte gefallen lassen, nur der Formator Kreittmayr gestand zu, dass er nicht mit den Abformungen, die ich ihm aus Frankfurt und Paris zeigte, konkurriren könne. Auf seine Frage, wo er noch lernen könne, empfahl ich ihn an den Bildhauer Sommer in Frankfurt a. M. Er erhielt von demselben mit grosser Bereitwilligkeit im Formen mit elastischer Masse Unterricht, und er brachte es hernach darin zu einer ausserordentlichen Geschicklichkeit.

Als Vorstand des Museums hielt ich es für dringend nöthig, dass in einem Lokal daselbst eine permanente Ausstellung von Abgüssen der bedeutendsten Kunstwerke des Museums veranstaltet wurde, aus welcher von Künstlern wie Gewerbetreibenden das zu ihrem Zwecke Brauchbare jeder Zeit bezogen und das noch nicht Vorhandene bestellt werden konnte. Nothwendig damit verbunden war die Werkstätte des Formators im feuerfesten Souterrain des Museums. Sämmtliche Abgüsse, die von dem Museum ausgingen, trugen den Stempel dieser Anstalt.

Andere Museen ähnlicher Richtung lassen die Reproductionen in Abgüssen und Photographien auf eigene Kosten anfertigen und deren Verkauf oder Austausch durch ihre eigene Verwaltung besorgen, was aber bei uns nicht thunlich erschien, einmal, weil es sich mit den vielen Verwaltungsgeschäften des Museums nicht wohl vereinen liess, und ferner, weil wir in diesem Punkte nur das einzige Interesse des Museums darin erkannten, dass die Reproductionen der Kunstschätze durch hohe Vollendung, wie durch Billigkeit der Preise die möglichste Verbreitung er-

hielten; dies wäre aber in solchem Masse nicht möglich gewesen, wenn das Museum selbst das Verkaufsgeschäft übernommen hätte. Die Verwaltung stellte sich nur die Aufgabe, das Beste und Nützlichste zur Reproduction auszusuchen, über gute Arbeit und niedere Preise, wie darüber zu wachen, dass beständig eine übersichtliche Ausstellung aller Reproductionen im Nationalmuseum unterhalten wurde.

Ueber solche Grundsätze in Betreff des Kopirens, Vervielfältigens, Verbreitens u. s. w. wird wohl mancher Privatbesitzer von Kunstsachen und Alterthümern, wie Antiquar und Kunsthändler ausrufen: „Da werden ja die Kunstschätze etc. nachgebildet und verlieren dadurch ihren hohen Werth der Seltenheit.“ Was aber unrichtig ist, denn je mehr ein Meisterwerk durch Kopien und Beschreibungen bekannt wird, umsomehr steigt der materielle, d. h. der Geldwerth des Originals. Der Vorstand eines Staatsmuseums oder überhaupt einer Staatsanstalt hat die Verpflichtung, nur für das zu sorgen, was der Menschheit im Allgemeinen zur Bildung und zum Fortschritt nützlich sein kann.

Es bleibt hier nur noch die bei allen Museen und Sammlungen so wichtige Frage eines gründlichen, belehrenden Katalogs zu besprechen übrig.

Ein Katalog, welcher nachträglich gelesen wird, prägt die Sache nicht so sehr ins Gedächtniss ein, als wenn mit der Betrachtung der Sache selbst zur gleichen Zeit das Wichtigste der Erklärung auf einem beigefügten Täfelchen ins Auge fällt. Ein Katalog mit sachgemässer Erklärung alles Einzelnen ist von Wichtigkeit, jedoch würde er bei einem grossen

Museum so umfangreich sein, dass er von den Besuchern des Museums nicht leicht gekauft würde, zumal da die meisten derselben sich vorzugsweise nur für die eine oder andere Abtheilung des Museums speziell interessiren. Daher habe ich es für wichtig gefunden, ausser einem allgemeinen „Führer“, den ich im Jahre 1881 herausgab, und der alsbald mehrere Auflagen erlebte und der auf alle Hauptgegenstände des Museums in chronologischer Reihenfolge aufmerksam machte, noch Monographien, d. h. ausführliche Beschreibungen der einzelnen Sammlungen, herstellen zu lassen, welche separat von den Besuchern zu beziehen waren, und zusammengefasst, einen Katalog des Ganzen gebildet hätten; eine Arbeit, deren Durchführung natürlich geraume Zeit in Anspruch nimmt.

Etwas ganz Anderes als ein Führer oder beschreibender Katalog ist das Inventar; es ist nicht für das Publikum bestimmt, verbleibt bei den Akten der Vorstandschaft oder auch an einer höheren Stelle. Das Inventar hat keinen anderen Zweck, als den Besitz des Museums zu sichern, und ermöglicht, dass man an der Hand desselben jeden Gegenstand an seinem bestimmten Orte rasch auffinden, und jede Lücke, welche durch Entwendung oder Umstellen entsteht, leicht entdeckt werden kann. In demselben muss der Gegenstand nur insoweit bezeichnet sein, dass ihn jeder Aufseher erkennt. Jeder Saal beginnt mit Nr. 1, jede Gruppe darin ist nummerirt; so z. B.: „Saal 16, Gruppe 6, Nr. 11, ein Glaspokal“; diese Bezeichnung reicht aus; eine wissenschaftliche Beschreibung ist hier vollständig überflüssig. Und da

der Inhalt eines jeden Saales mit Nr. 1 beginnt, so kann eine jede neue Erwerbung an die letzte Nummer des betreffenden Saales angefügt werden. Ein derartiges Inventar einer Kunstsammlung unterscheidet sich in nichts von jenem eines kaufmännischen Magazins, eines Militärdepots etc. etc. Das Inventar des Nationalmuseums ist unter meiner Leitung, besonders durch den Fleiss des Oberaufsehers und einiger Aufseher, vollständig hergestellt worden.

Am Beginn des Jahres 1882 übersandte ich nach der vorgeschriebenen Dienstordnung dem Herrn Minister die Glückwünsche nebst Inventar. Seine Antwort darauf, die am 12. Januar erfolgte, hat mich, nach seinem sonstigen Benehmen, in hohem Grade überrascht, weshalb ich mich gedrungen fühle, sie hier wieder zu geben:

„München den 12. Januar 1882. Euer Hochwohlgeboren haben in Ihrem geschätzten Schreiben vom 1. dieses Monats mir Ihre freundlichen Glückwünsche zum neuen Jahre ausgesprochen und bei dieser Gelegenheit zugleich nähere Mittheilung über den gegenwärtigen Stand der Inventar- und Katalogsarbeiten bei dem Nationalmuseum beigefügt.

Ich habe aus dieser Veranlassung durch meinen Ministerialreferenten, wie Ihnen bekannt, unmittelbar Einsicht und Kenntniss über den Stand dieser Arbeiten nehmen lassen und aus dem Ergebniss dieser Einsichtnahme mit Befriedigung die Ueberzeugung gewonnen, dass das so wichtige Inventar des Nationalmuseums in der Hauptsache vollständig durchgeführt, dass die Bibliothek des Museums geordnet und katalogisirt, und dass auch die Geschäftsregistratur nunmehr eingerichtet

und geordnet ist, sowie ferner durch den von Ihnen bearbeiteten „Führer“, wie durch die für einzelne Fächer bereits hergestellten Spezialkataloge die Benützung der Sammlung für jeden Besucher nunmehr ermöglicht erscheint.

Unter Anerkennung dieser Leistungen drücke ich Ihnen meinen Dank für die mir zum Jahreswechsel dargebrachten Wünsche aus und verbinde hiermit die Versicherung ausgezeichnetster Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Dr. von Lutz.“

Schon vor Jahren wurde ich durch den Minister des Innern Freiherrn von Pfeufer aufgefordert, die auf das bayerische Nationalmuseum Bezug habenden Stellen des Protokolls der Wiener Weltausstellung von 1873 zu veröffentlichen, da ihm viel daran lag, dass dieses Museum durch die gewonnene Anerkennung auch weiterhin Nutzen stifte, und weil er sich auch besonders bemüht hatte, dass jene grossartige Ausstellung von Bayern aus gefördert und reichlich beschickt wurde. Dass das segensreiche Gewerbemuseum zu Nürnberg ins Leben trat, ist auch hauptsächlich das Verdienst dieses Ministers.

Bei der Wiener Weltausstellung 1873 führte die Gruppe 22 den Titel: „Die Wirksamkeit der Museen.“ Das bayerische Nationalmuseum war dabei nur durch seine Reproductionen in Abgüssen und Photographien und durch Vorlage seines Organismus vertreten. Die Jury stellte die Wirksamkeit desselben nach jener des

South-Kensingtonmuseums in erste Linie und hätte ihm das grosse Ehrendiplom, d. h. den ersten Preis, zuerkannt, wenn nicht dessen Vorstand selbst Jurymitglied, und daher das bayerische Nationalmuseum hors concours gewesen wäre.*)

Eines der Jurymitglieder, Hofrath Dr. von Baumhauer aus Haarlem, besuchte infolge dessen gleich nach der Wiener Weltausstellung unser Museum in München, nahm genaue Kenntniss von allen Einrichtungen und stellte diese für andere Museen, besonders für solche, welche im Entstehen begriffen sind, alsbald in Rede wie in Schrift als Muster auf.

Die Photographien unseres Museums erhielten auf jener Weltausstellung grosse Anerkennung, der Photograph selbst wurde in einer anderen Gruppe prämiirt.

Die Werke des Formators des Nationalmuseums wurden in Anbetracht ihrer Reinheit und Schärfe, wie der vollständigen Gefahrlosigkeit für die Originale, allen anderen Leistungen dieser Art des In- und Auslandes vorgezogen, und der Formator Joseph Kreittmayr erhielt den höchsten Preis, welcher für reproducirende Künste ertheilt wurde. Seine Majestät König Ludwig II. von Bayern ehrte ihn ausserdem noch durch eine Ordensverleihung.

Im Jahre 1878 wurde Herr Lucien Solvay als Experte von dem Kultusministerium in Brüssel nach Deutschland und Oesterreich gesandt, um Einsicht in den verschiedenen Museen zu nehmen und seinem Ministerium über Zweck und Einrichtung derselben

*) Protokoll der neunten Jurysitzung, Gruppe 22, am 4. Juli 1873.

zu berichten. Wir theilen aus seinem Bericht, der uns im Separatdruck zugesandt wurde, wörtlich das mit, was er über das bayerische Nationalmuseum sagte:

„A tous égards, le Musée bavarois de Munich est le plus parfait et celui qui peut fournir le plus d'indications en cette matière. C'est un modèle d'ordre, d'organisation, d'installation, de richesse, et il ne s'en trouve nulle part qui soit aussi complet.

Ce musée occupe le rez-de-chaussée et les deux étages supérieurs d'un vaste et magnifique bâtiment, où il est logé dans la Maximilianstrasse. On a profité de cette disposition pour établir dans le musée une triple division logique des objets qui y sont conservés. Et, pour que le visiteur trouve immédiatement sa direction, on a placé sous le portique d'entrée un plan général de l'établissement, avec ses grandes divisions et ses subdivisions. Le visiteur embrasse ainsi d'un coup d'œil tout l'ensemble, dont la clarté éclate à ses yeux dès le premier pas qu'il fait. Puis, à mesure qu'il avancera dans les salles du musée, il trouvera d'autres indications générales et spéciales, qui seront pour lui un guide sûr et un maître précieux.

L'aile gauche du rez-de-chaussée et le deuxième étage tout entier nous présentent, pour ainsi dire, vivante et palpable, l'histoire complète des arts de l'ameublement et de la décoration intérieure civils et religieux, depuis les premiers temps du Christianisme jusqu'à nos jours. L'aile droite du rez-de-chaussée et le premier étage sont réservés aux branches spéciales des „arts industriels", à celles qui, dans tous les musées

de ce genre, occupent chacune une place distincte c'est-à-dire aux ouvrages de serrurerie et de fer forgé, aux armes et armures, aux instruments de musique, à la céramique et à la verrerie.

Examinons en détail ces différentes parties du Musée bavarois.

Je ne parlerai tout d'abord que pour mémoire de deux petites salles où sont conservées, en dehors de de cet ordre général, quelques antiquités romaines, dont le nombre est relativement très restreint. Il importe cependant de ne pas les oublier, car elles forment en réalité la première étape dans la route à parcourir à travers l'histoire des arts appliqués à l'industrie, et c'est ici, avant tout le reste, qu'elles ont leur place marquée.

Comme j'ai eu l'honneur de vous le dire, Monsieur le Ministre, la partie réservée aux arts de l'ameublement et de la décoration commence au rez-de-chaussée et continue au second étage. Il est nécessaire de suivre cette marche pour se rendre bien compte de l'ordre dans lequel on a disposé les collections et pour que le public retire un profit réel de ses visites. C'est à quoi précisément ont visé les organisateurs du Musée bavarois; ils n'ont négligé aucun moyen de mise en scène pour que la leçon présentée soit aussi prompte, aussi nette et aussi pratique que possible.

L'ordre général adopté ici et dans chacun des subdivisions spéciales est l'ordre chronologique. Le public en est immédiatement averti par des écriteaux suspendus à l'entrée de chaque salle et qui, en quel-

ques mots, signalent les spécimens qui s'y trouvent et l'époque à laquelle ils appartiennent.

C'est á la grande période du moyen âge, du VIe au XVe siècle exclusivement, comprenant le style des premiers temps du Christianisme et les styles byzantin, roman et gothique, que les salles du rez-de-chaussée sont consacrées. Les premières contiennent les travaux les plus anciens datant du VIe siècle: sculptures, fresques, ivoires, bronzes, mosaïques: puis, dans les suivantes, ce sont des pierres tumulaires, des manuscrits, des ivoires, des vitraux, des sculptures sur bois, des tapisseries, des meubles, des joyaux; puis, enfin, des retables, des autels, des stalles d'église, des ornements religieux, etc., dont les moins anciens ne datent que de la fin du XVIe siècle. Naturellement, dans cette partie du musée ce sont surtout les arts religieux qui sont représentés, la société ecclésiastique ayant pratiqué presque seule, pendant la plus grande partie de cette période, la culture des arts.

Ces dix salles du rez-de-chaussée forment donc un enseignement graduel et complet de cette branche de „l'art industriel" au moyen âge, dans son ensemble et dans ses détails. Dans ses détails, dis-je: en effet, chaque objet porte une étiquette soigneusement et minutieusement rédigée, disant quelle est sa nature, le nom de l'auteur, s'il est connu, la date et le lieu de provenance. Ce n'est pas tout: pour que la leçon soit plus frappante encore, l'architecture et l'ornementation des salles sont elles-mêmes en rapport avec l'époque dont elles abritent les richesses. La forme des voûtes, des portes, des fenêtres, le dallage même,

rappellent successivement les différentes phases du style roman et du style gothique.

Cette mise en scène est encore plus scrupuleusement réglée au deuxième étage, qui contient les travaux de la Renaissance et des temps modernes. Chacune des dix-neuf salles dont il se compose, porte dans son architecture, dans ses boiseries, dans sa décoration, le caractère exact et fidèle, non-seulement de l'époque en général, mais aussi des nombreux styles qui ont fleuri les uns après les autres depuis le XVIe siècle.

Des écriteaux avertissent le visiteur du chemin qu'il doit suivre et le mettent brièvement au fait de tout ce qu'il va voir dans les dix-neuf salles de ce deuxième étage. Ces dix-neuf salles sont subdivisées, non plus en une seule période, comme celles du moyen âge, mais en quatre périodes distinctes.

Dans les salles I à VII, disent les écriteaux, se trouvent les objets d'art industriel (Kunst und Gewerbe) appartenant au XVIe siècle (1500—1600), c'est-à-dire à la première période du style Renaissance, depuis le „retour de l'antique" ou l'imitation des œuvres de l'art grec et de l'art romain, qui se substitua au style gothique.

Puis, plus loin: Dans les salles VIII à XV se trouvent les objets „d'art industriel" appartenant au XVIIe siècle (1600—1700), c'est-à-dire à la deuxième période de la Renaissance et à l'avènement du style Rococo ou Rocaille.

Plus loin encore: Les salles XVI à XVIII comprennent les années 1726 à 1799, c'est-à-dire la deuxième

période du style Rococo et le commencement du style Empire.

Et enfin : La salle XIX comprend les années 1800 à 1825, dans lesquelles la mode s'inspira des goûts en vogue pendant le règne de Napoléon Ier, et créa le style Empire.

Ainsi, quelques mots suffisent pour instruire le public et guider ses recherches. Les détails relatifs aux objets exposés se trouvent en outre résumés d'une façon aussi complète que possible sur les étiquettes dont ils sont tous munis. De plus, les gardiens des salles sont tenus de fournir tous les renseignements et toutes les explications qu'on leur demande; il ne leur faut pour cela qu'un peu d'intelligence et un peu de mémoire.

Quant au classement, il est simple et naturel. Les meubles sont rangés généralement autour des salles affectées à l'époque à laquelle ils appartiennent. Au milieu, dans des armoires vitrées de tous côtés, sont réunis, ordinairement d'après la matière dont ils sont faits ou l'usage auquel ils sont destinés, les objets précieux ciselés en or, en argent, en ivoire, les émaux, les bijoux, les manuscrits, les objets de parure et de toilette, et mille autres menues curiosités. Enfin, le long des murs pendent les tentures historiées, les tapisseries de haute et de basse-lisse, ainsi que des portraits et des tableaux intéressants sous le rapport des costumes ou de l'aménagement intérieur des habitations.

Passons au premier étage du Musée bavarois.

Cet étage renferme les armes et amures, les instruments de musique, les tissus, la céramique, la verrerie et quelqùes autres objets d'un intérêt principalement historique.

La céramique et la verrerie sont rangées par ordre de lieu de fabrication et, en même temps, autant que possible, par ordre chronologique, c'est-à-dire que les produits des fabriques qui ont prospéré dans un temps plus éloigné figurent les premières ; les plus récentes sont les dernières. Ainsi, les poteries romaines, grecques et étrusques viennent d'abord ; puis les faïences de Nuremberg, les faïences rhénanes (1500—1600), les majoliques italiennes, les porcelaines de Delft, de Cologne, de Saxe, de Nymphenbourg, de Sèvres, de Paris, de Berlin et enfin de Vienne. Chacune de ces collections occupe séparément une ou plusieurs vitrines, et dans chacune d'elles les spécimens sont disposés à leur tour dans l'ordre chronologique. De même pour la verrerie : les verreries romaines sont les premières, puis celles de la Renaissance, puis celles de Venise, puis les verreries bavaroises.

Le classement des armes et armures, des instruments de musique et des arts textiles pouvait être soumis à un ordre chronologique plus rigoureux. C'est ce qui a été fait. Dans la première salle, on voit, par exemple, des dalmatiques des épées, des casques, des fers de lances, etc., du IXe siècle jusqu'au XIVe, et l'on passe ainsi successivement, à mesure que l'on avance dans les salles suivantes, par toutes les variétés d'armes et d'amures qui ont précédé et suivi l'invention de la poudre jusqu'au

XIXe siècle. Les canons sont représentés par de petites réductions en bois et en fer.

Les instruments de musique occupent une salle du musée. Les produits des arts textiles en occupent plusieurs ; les plus anciens sont des tapisseries et des habits sacerdotaux, soit entiers, soit en fragments, datant de 1380 à 1400. Ensuite viennent des échantillons de tapissseries, d'étoffes et d'autres tissus, toujours disposés chronologiquement et conservés chacun sous verre comme une simple gravure. La série se termine par les broderies d'or et enfin par les dentelles, dont il y a des pièces originales ou des photographies.

C'est principalement dans les collections du premier étage que le mobilier qui sert à la conservation et à l'exposition de toutes ces richesses mérite une attention spéciale, non pour leur luxe, mais pour leur simplicité, leur confortable et, par cela même, leur utilité pratique. Les objets de petites dimensions, les objets précieux. nous l'avons vu déjà, sont placés dans de petites armoires ou vitrines, ouvertes aux regards de tous côtés, très-légères, très-simples et très-pratiques. Ces trois conditions ont été partout, en cette matière, la régle absolue. Toutes les pièces du mobilier, quelle que soit leur forme, sont en bois, blanc, peint en imitation de chêne, sans sculptures ni ornements, et il s'en dégage comme un parfum de propreté et de confortable qui plaît. On a tenu avec raison à ce que les frais du mobilier n'absorbassent point les ressources mieux employées à augmenter les collections ; on a voulu aussi que ce mobilier fût facilement trans-

portable d'un lieu à un autre, quand les besoins fréquents de déplacement l'exigeraient.

Ainsi, les casques, les cuirasses, les dalmatiques sont accrochés le long des barres transversales de grands châssis placés contre les murs. Au milieu des salles, les lances et les épées, puis plus loin, les instruments de musique et les échantillons de tissus, encadrés comme je l'ai dit plus haut, sont posés sur des espèces de chevalets non moins simples et non moins légers. Seuls, les armes de luxe et les tissus riches reposent dans les armoires vitrées."

In gleichem Sinne sprach sich Herr Marius Vachon in Paris aus, der in amtlichem Auftrage unser Museum im Jahre 1881 besuchte.

In welcher Weise die wichtigsten Kunstwerke unseres Museums, welche in Sculpturen und plastischen Arbeiten jeder Art bestehen, nach allen Gegenden ihre Wirksamkeit entfalteten, zeigen die Namen der Bildungs- und Lehranstalten, welche sie bereits in grösseren, mitunter sehr bedeutenden Sendungen bezogen haben. Der Raum würde nicht ausreichen, auch die Kunstwerkstätten zu erwähnen, welche sie ebenfalls zu Zwecken des Studiums anschafften.

Die Wirksamkeit eines Museums ist ferner aus der Stärke seines Besuches zu ermessen. — Das nur oberflächlich schaulustige Publikum bildete hier, wie bei allen ähnlichen Anstalten, den grösseren Theil. Doch ist auch dieses nicht zu unterschätzen; denn wir sehen in auffallender Weise, wie oft die niedere Volksklasse durch den Besuch des Museums von gemeinen Unterhaltungen abgezogen und dem Interesse für das Schöne

und der Achtung vor dem, was menschlicher Geist und Fleiss leistet, zugeführt werden. Selbst unter jener Masse ist es besonders die Jugend, bei welcher durch Betrachtung des Vielen und Vielseitigen oft schlummernde Talente geweckt werden, die für den künftigen Lebensberuf entscheidend sein können.

Der andere Theil der Besucher besteht in jenen, welche studiren und kopiren, theils in den Sälen der Sammlung, theils im Kopirzimmer, oder in der Fachbibliothek. Diese Klasse, nach Verhältniss auch in grosser Zahl, ist die wichtigste, weil sie nicht nur den Nutzen aus dem Museum schöpft, sondern ihn auch weiterhin verbreitet. Ausserdem ist es für die Besucher des Museums eine oft wiederkehrende Erscheinung, dass ganze Kurse von der Universität und den Militärlehranstalten beginnend bis zu den Elementarschulen herab unter Leitung der Professoren und Lehrer ihre Studien in dem Nationalmuseum durchmachen, und häufig werden auch Schüler und Schülerinnen auswärtiger Lehranstalten durch die Sammlungen geführt.

Ferner hat es sich schon oft wiederholt, dass hervorragende Industrielle aus manchen deutschen Städten, und insbesondere aus Frankreich, England und Russland, wie auch auswärtige Verleger von Kunstjournalen, Zeichner auf längere Zeit zu uns schickten, um gute Muster für ihre Zwecke zu erhalten.

Da nach der oben beschriebenen Aufstellung die Kunstgegenstände leicht an Ort und Stelle zu kopiren waren, so konnte man selten durch die Räume gehen, ohne Kopisten anzutreffen; es war daher die geringste Zahl, welche sich die Gegenstände in das dafür be-

stimmte Zimmer bringen liess, und dennoch stand dasselbe selten leer.

Alle Einrichtungen waren nur darauf berechnet, ein solches Resultat zu erzielen, doch dachten wir dabei nicht, dass diese Einrichtungen, welche wir als Mittel zum Zwecke betrachteten, selbst eine Wirksamkeit nach aussen erhalten würden. Aber es wurden Organisation und Pläne unseres Museums vielfach von grösseren und kleineren Museen des In- und Auslandes verlangt, und was die von mir konstruirten Glasbehälter und Gestelle zum Aufstellen und Ordnen der einzelnen Gruppen betrifft, so begnügten sich die meisten Museen nicht mit deren Aufzeichnung oder Skizzirung allein, sondern es mussten für sie die Modelle zu München in Originalgrösse und Holz zum Auseinandernehmen, Zusammenlegen und Versenden, angefertigt werden.

Wir nennen hier: South-Kensingtonmuseum und Fabrik Elkington in London, Industriemuseum in Haarlem, Museum in Darmstadt, Museum in Philadelphia, in Moskau, Stockholm, Cincinnati, Dresden, Frankfurt am Main, Hanau, das paläontologische Museum in Wien und noch eine Reihe kleinerer Städte und Privatsammlungen.

Da sonach Einrichtungen und Pläne unseres Nationalmuseums schon vielfach von auswärtigen Museen und ähnlichen Anstalten in Anerkennung und Wohlwollen als Vorbild benutzt wurden, so möchte ich doch noch Folgendes hervorheben. Bei einem Museum, welches künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken dienen soll, ist es Hauptsache, dass man schon beim Eintreten den Eindruck erhält, dass alles darauf be-

rechnet ist, in erster Linie dem Zweck zu dienen, dass die Kunstschätze klar übersichtlich, zugänglich, nach Möglichkeit im günstigsten Licht aufgestellt sind, dabei aber ein jeder Anschein dekorativer Wirkung oder künstlerischer Genialität vermieden wird. Der Zweck und die Aufgabe eines Museums, wie einer jeden Lehranstalt, ist Lehren und Lernen, Wahrheit und Klarheit zu fördern. Wie das daraus Gewonnene und Erlernte der Geschichts- und Kunstforscher, der Künstler und Gewerbsmann für seine Zwecke benutzt, das ist seine Sache.

Nach dieser sachlichen Abschweifung kehre ich wieder zu meinen persönlichen Angelegenheiten zurück.

XLI. Das Jahr 1870 und die folgenden Jahre.

Bei Herannahen des Krieges war ich in grosser Aufregung zwischen Hoffen und Fürchten für das theuere Vaterland und meine Familie. Mein ältester Sohn Franz war Jurist, mein zweiter, Emil, Oberlieutenant bei der 8. Batterie des 2. Artillerie-Regiments „Brodesser." Mein dritter Sohn Friedrich war damals, als Leiter der Konstruktions-Abtheilung der Firma Siemens und Halske in Berlin, vielfach in der Herstellung von Apparaten für Vaterlandsvertheidigung thätig.

Mein Sohn Emil war bei Anfang des Krieges mit seiner Batterie in der Reserve; viel lieber hätte er in vollem Feuer gekämpft, als das Elend und den Jammer auf den Schlachtfeldern anzusehen, über welche er ziehen musste, ohne viel helfen zu können.

Bei dem Schlusskampfe vor Sedan griff die ganze bayerische Artillerie des zweiten Armeecorps auf das Wirksamste ein. Mein Sohn kommandirte dabei die achte Batterie, da sein Hauptmann Hausmann krank war.

Napoleon ergab sich. Die Zusammenkunft zwischen König Wilhelm und Napoleon fand im Schlosse Bellevue bei Donchery vor Sedan statt. Mein Sohn rief seinen Leuten zu: „Eilet herbei, Ihr werdet sehen, was keiner mehr sehen oder erleben kann.“

Sogleich nach diesem grossartigen historischen Ereigniss schrieb mein Sohn u. A.: „Vom höchsten bis zum gemeinsten Mann hat bei uns die Verehrung und Begeisterung für König Wilhelm keine Grenzen mehr.“

Obschon der Krieg damit noch nicht beendet war, stieg in mir ein Gefühl auf, wie ich es bisher noch nicht kannte, da ich fast von meiner Kindheit an bis in mein Alter in dem Jammer über mein misshandeltes Vaterland lebte, wobei ich immer mehr begriff und fühlte, was es sein könnte und sein sollte. Ich konnte die Wahrheit des Geschehenen kaum fassen. König Wilhelm mit Bismarck und allen seinen Bundesgenossen und Helden, welche ihn mit der Macht des Geistes und des Schwertes unterstützten, schwebten mir Tag und Nacht als überirdische Retter vor Augen.

Es folgte darauf die Belagerung von Paris; die Bayern lagen im Süden der Stadt und besonders vor den Forts Issy, Vanves, Montrouge und Bicètre, mein Sohn hatte sein Quartier in Chatillon. Die Belagerung war anfangs sehr Nerven aufregend, denn fast täglich flogen einige Granaten aus Paris, welche von Seiten der Unserigen noch nicht erwidert werden konnten.

Erst mit dem 5. Januar 1871 begann die allgemeine Beschiessung von Paris; mein Sohn hatte dabei den Schmerz, einen Kameraden und Landsmann, den Oberlieutenant Helfreich aus Aschaffenburg betrauern zu müssen, dem am 17. Januar eine Granate den Kopf zerschmetterte.*) Die Uebergabe erfolgte am 28. Januar. Nachdem der Friede geschlossen war, blieb mein Sohn vorläufig bei der Besatzung in Frankreich, zuletzt verweilte er in Sablonière. Bei Rückkehr der Truppen war er so nervenleidend, dass er sein Pferd nicht mehr besteigen konnte; sein älterer Bruder, der stets mit inniger Liebe an ihm hing, kam ihm in Würzburg entgegen und brachte ihn zu uns nach München.

Die Bayern, an deren Spitze Friedrich, der Kronprinz des deutschen Reiches, zogen am 16. Juli 1871 in Triumph mit Jubel empfangen zu München ein.

Von nun an führte das von König Ludwig I. erbaute Siegesthor mit Recht seinen Namen.

Der Anblick war für mich erhebend und ergreifend; dabei die schweren Sorgen um meinen Sohn, es war mir, als verliere ich meine Sinne; die Hoffnung, welche die Aerzte gaben, wurde schwächer. Generallieutenant Excellenz von Brodesser, Inhaber des zweiten Artillerieregiments, in seinem 76. Jahr noch aktiv, erschien in voller Uniform bei meinem Sohne und verkündete ihm, dass er das eiserne Kreuz 2. Classe erhalten habe. Das war meines Sohnes letzte Freude; er starb den

*) Vergl. Schlaginweit, Geschichte des königlich bayerischen 2. Fuss - Artillerie-Regiments und seiner Stamm - Abtheilungen München 1892. Seite 162.

11. August 1871 in seinem 32. Lebensjahre an eingetretener Lungenlähmung. Um diesen Jammer noch zu vergrössern, starb auch mein ältester Sohn drei Jahre später, an einem Lungenleiden, als Landgerichts-Assessor in Aibling. Nur wer Kinder besitzt, oder gar Aehnliches erlebte, kann sich meinen und meiner armen Frau Jammer vorstellen.

Wir hatten Erholung dringend nöthig und reisten daher, in Begleitung einer Nichte, nach Tirol. In Bruneck hielten wir uns einige Tage auf und besuchten von da aus manche schöne Gegend und bestiegen gegen 20 Burgruinen, welche mir viel Interessantes boten. Die wenigen noch darin erhaltenen Räume sind meistens von ganz armen Leuten bewohnt; ich nenne davon nur Sonnenburg, Georgenburg, Lambrechtsburg, Taufers. Letztere überraschte mich in hohem Grade, sie gab mir vielen Stoff zum Nachdenken und zwar in architektonischer wie geschichtlicher und malerischer Hinsicht. Ich war im Stande. zur Erinnerung einzelne Bautheile aus den verschiedenen Entstehungsperioden zu skizziren. Der Eindruck der Burgen und Schlösser, einst in Glanz und Pracht von stolzen Geschlechtern bewohnt, jetzt in Trümmern und ringsum Todesstille, stimmte ganz mit den Gefühlen, von welchen unser Innerstes durchdrungen war.

Das Schloss Edelsberg, nahe bei Franzensfeste, blieb in dem Besitz einer alten adeligen Familie erhalten. Den jetzigen Besitzer Grafen Kinigl besuchte ich und fand freundliche Aufnahme, er ist im Besitz sehr wichtiger Urkunden für die Geschichte Tirols.

Eine für mich sehr interessante Bekanntschaft machte ich in Innsbruck an Grafen Enzensberg, einen Mann mit vielen Kenntnissen, er war K. K. Conservator der Alterthümer und Kunstdenkmale von Nordtirol. Derselbe lud mich mit Frau und Nichte auf sein herrliches Schloss Tratzberg nahe bei Jenbach ein. Auch dieses Schloss war schon dem Verfall anheimgegeben, der Graf stellte es aber mit vieler Sachkenntniss in seinem ursprünglichen Zustande wieder her, es enthält manche mittelalterliche Kunstschätze und gewährt einen wundervollen Blick in die Ferne; es bildet einen Glanzpunkt Tirols. Auf dieser Burg fühlte ich mich ganz in das Mittelalter versetzt, jedoch nur in die poetische Seite desselben, da ringsum Ruhe und Friede herrschte. Graf Enzensberg besuchte mich später im Nationalmuseum, wo er an meinem Schaffen grossen Antheil nahm.

Von hoher Wichtigkeit für mich war Brixen,*) daselbst der Dom mit seinen merkwürdigen Deckenmalereien aus dem 14. Jahrhundert, die vielen für tiroler Ritterthum und Heraldik so interessanten Grabsteine, unter ihnen der des Oswald von Wolkenstein. Besonders sprach mich auch der Domschatz an, darunter der „Adlerornat" aus dem 10. Jahrhundert, derselbe besteht in einem Messgewand („Casula oder planeta"), von starkem violettem Seidenstoff mit 4 grossen eingewirkten schwarzen Adlern, der Schnitt in Radform; bei den kirchlichen Verrichtungen wurde es auf beiden Seiten in die Höhe gezogen und bildete

*) Vergl. Riehl, Berthold. Die Kunst an der Brenner-Strasse. Leipzig 1898. 8°. Seite 126—156.

dann reichen, malerischen Faltenwurf. Die sehr gefällige Geistlichkeit gab mir diese Kostbarkeit mit in das Gasthaus, wo ich sie in voller Ruhe mit grösster Genauigkeit kopiren konnte.*)

Ebenso war für mich von grösstem Interesse Neustift, Kloster und Burg zugleich, für die Geschichte Tirols von hohem Werth. Es befinden sich daselbst höchst merkwürdige Grabsteine, mit dem 14. Jahrhundert beginnend. In dem Gartenraum daselbst steht eine gothische Kapelle wohl aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, und zwar in Form einer Rotunde, in baulicher Hinsicht eine grosse Seltenheit. Ich sah auch in dem Kloster Rüstungstheile und Waffenstücke aus dem 14. Jahrhundert, welche jetzt sehr selten sind und zu den historischen Kostbarkeiten gehören; sie dienten im Mittelalter der Mannschaft, welche Kloster und Burg zu vertheidigen und zu schützen hatte.

XLII. Die Wiener Welt-Ausstellung 1873.

Was ich früher von der Wiener Weltausstellung gesagt habe, betraf nur das bayerische Nationalmuseum, dem füge ich noch Anderes bei. Ein Jahr vor jener Weltausstellung wurde eine Versammlung von Fachleuten nach Berlin berufen, die über eine Kunstgewerbe-Ausstellung des deutschen Reiches in Wien zu berathen hatte. Diese sollte entweder in einem be-

*) Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften. 2. Aufl. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1879. Tafel 20. Ebenda Tafel 40 das Chorgewand des Mainzer Erzbischofs Willegis.

sonderen Raum der allgemeinen Ausstellung oder in einem eigens zu erbauenden Glaspalast stattfinden.

Vorsitzender dieser Versammlung war Oberregierungsrath und Ministerialdirektor Moser, welcher auch das Jahr darauf bei der deutschen Jury in Wien einen Vorsitz erhielt. Die Vertreter ihrer Staaten waren a) für Preussen: die Direktoren des Kunstgewerbemuseums in Berlin, Grunow und Dr. Julius Lessing; b) für Bayern: meine Wenigkeit; c) für Nürnberg allein: Direktor Dr. Essenwein; d) für Sachsen: Hofrath Dr. Zahn; e) für Württemberg: Dr. Wilhelm Lübke. Bei den Berathungen betonte ich die deutschen Erfindungen, welche zu oft dem Auslande zugeschrieben werden, und sprach den Wunsch aus, dass man an diese die einzelnen Zweige der Kunstindustrie anschliessen möge, wobei ich lebhaft unterstützt wurde. Die Beschlüsse der Sitzungen waren mir von hohem Interesse, wenn sie auch auf andere Weise in Anwendung kamen, da in Wien weder ein eigener Raum vorhanden war, noch die Kürze der Zeit es zuliess einen besonderen Palast zu bauen.

Bei jenen Sitzungen und Berathungen war auch der reiche Kunstfreund Ravené betheiligt, derselbe lud uns vor der Abreise von Berlin in seinem Palais zu einem glänzenden Souper ein. Wir sahen daselbst in allen Räumen Kunstschätze. In einem Salon befand sich eine Sammlung von Gemälden moderner Meister. Ich erwähne davon nur „Die Weinprobe“ von Hasenclever, sie erinnerte mich an frühere Zeiten, wo ich dieselbe bald nach ihrem Entstehen in Düsseldorf sah.

Als ich nach Wien zur Ausstellung reiste, begleitete mich meine Frau dahin, wir kamen daselbst mit unserem Sohne Friedrich zusammen, welcher damals Vorstand der Konstruktionsabtheilung der grossartigen Anstalt von Siemens und Halske in Berlin war. In der Gruppe dieser Firma stellte er auch Produkte seiner eigenen Erfindungen aus und erhielt er von der Jury, die aus Vertretern aller Nationen zusammengesetzt war, hohe Anerkennung und Ehren. Der Professor der Physik an der technischen Hochschule in München, Dr. von Jolly, war auch Juror bei dieser Gruppe, derselbe interessirte sich schon von früher Zeit an für das Studium meines Sohnes und gab bei dieser Gelegenheit der Freude über den Erfolg desselben in Begeisterung Ausdruck. Ich musste dieses um so mehr in Dankbarkeit und Rührung anerkennen, als Jolly selbst einen Sohn verloren hatte, der Fachgenosse meines Sohnes gewesen war, was doch bei dieser Veranlassung schmerzliche Erinnerungen in dem Vaterherzen wachrufen musste. Ich hoffe, dass man mir es nicht verübeln wird, wenn ich bei dieser Gelegenheit noch eine andere Ehrung meines Sohnes erwähne, die ihm bei der internationalen elektro-technischen Ausstellung in Paris im Jahre 1881 zu Theil wurde. Hier waren ebenfalls seine Erfindungen von der Firma Siemens und Halske ausgestellt. Nach den Statuten konnten aber nur die Aussteller und nicht die Erfinder prämiirt werden. Da dieses die französische Jury als ungerecht erkannte, bemühte sie sich, einen Modus zu finden, durch welchen mein Sohn als deutscher Erfinder den ersten Preis, d. h. die grosse goldene

Medaille, erhielt. Ich sah also auch hier aufs Neue, wie Männer von Bedeutung in Kunst und Wissenschaft, das Verdienst ihrer Fachgenossen einer jeden anderen Nation vorurtheilsfrei und wohlwollend anerkennen.

Ich komme nun wieder auf Wien zurück. Nicht nur in meiner Jury der Gruppe 22, sondern auch in der allgemeinen, machte ich in hohem Grade interessante Bekanntschaften und Beobachtungen. Vieles Merkwürdige boten mir auch die Feste in der Kaiserburg, in dem Schlosse zu Schönbrunn und bei einigen Erzherzogen. Auch diesmal gab Ravené der Jury für Kunst und Museen ein Abschiedsfest, an dem auch die Damen theilnahmen; ich traf daselbst Karl von Piloty aus München, Ludwig Knaus aus Berlin, Professor Reuleaux und Andere.

Viele Jurymitglieder besuchten mich auf ihrer Heimreise über München im Nationalmuseum, darunter ein Japaner und Perser, die in ihrer Heimath Ministerstellen einnahmen. Besonders als mich die beiden Letzteren mit „mon cher collège" ansprachen, empfand ich aufs Neue, wie die Weltausstellungen die Völker einander näher führen.

XLIII. Kaiser Friedrich und Gemahlin.

Einem jeden guten Deutschen sind die hohen Verdienste und edlen Eigenschaften unseres Kaisers Friedrich wohl bekannt; ich will daher nur Einiges von dem berichten, was ich in seiner und seiner Gemahlin nächster Umgebung erlebte.

Schon von dem Jahre 1870 an zeigte mir das hohe Fürstenpaar grosse Theilnahme und herzliches Wohlwollen, und erwies mir nur Angenehmes und Ehrendes, wohl auch in Folge seines hervorragenden Interesses für Kunst und Kunstgewerbe aller Zeiten, insbesondere für deren Nutzanwendung in unseren Tagen. Mit Vorliebe besuchten sie das bayerische Nationalmuseum. Hauptsächlich war der Kaiserin daran gelegen, dass das reiche Material als Lehrmittel für die weibliche Jugend verwendet, und diese dadurch in den Stand gesetzt werde, sich, ihren verschiedenen Befähigungen angemessen, eine Existenz zu verschaffen. Das war ein Thema, welches die hohe Frau vielfach beschäftigte, auch trug sie Sorge, dass die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses Interesse an Museen, oder vielmehr an menschlicher Thätigkeit der Gegenwart wie der Vergangenheit, gewannen.

Als Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, das Nationalmuseum zum ersten Mal besuchte, zeigte er grosses Interesse und verliess es nicht vor einbrechender Dunkelheit. Er forderte mich besonders auf, in meinem Streben, deutsche Kunst, Erfindungen und Gewerbe zu Geltung zu bringen, nicht nachzulassen. Ich war sehr überrascht, als er später, noch daran denkend, mich durch eine hohe Auszeichnung an meinem 80. Geburtstag ehrte.

Kaiser Friedrich bewies auch grosse Theilnahme an meiner Stellung als Landesconservator und zeigte mir durch Beispiele, wie er in eigener Person erfahren habe, mit welchen Schwierigkeiten man dabei gegen Dummheit, Zerstörungswuth und Modesucht zu kämpfen

habe. Er hörte auch oft darüber die Klagen meines Freundes und Kollegen Ferdinand von Quast, mit welchem er sich über Vieles und besonders über die Restaurirung der berühmten Marienburg benahm.*)

Einst wünschte Kaiser Friedrich Notizen über Kunstwerke in Bezug auf Brandenburg in meiner Vaterstadt Aschaffenburg, da er dahin reise. Ich erfüllte diesen Wunsch; als er wieder nach München zurückkam, staunte ich, dass er in so kurzer Zeit so viel gesehen hatte, nicht minder war ich aber auch über dessen ausserordentliches Gedächtniss erstaunt. Er bewunderte die schönen Monumente der Stiftskirche, das des Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, des Georg von Liebenstein, des Brendel von Homburg, des Melchior von Grönroth, des Künstlers Hieronymus Hack und untersuchte den Sarkophag (Reliquienschrein) der heiligen Margaretha, der auf einem Unterbau von vier Säulen ruht, eine Gussarbeit des Hermann Vischer, eines Sohnes des Peter Vischer. In der Schlossbibliothek interessirten ihn besonders unter den vielen Pergament-Manuscripten mit Miniaturen von dem 10. bis in das 16. Jahrhundert das grosse Missale des Albrecht von Brandenburg mit den Gemälden des Nikolaus Glockendon und die beiden Gebetbücher desselben Kurfürsten mit wunderbaren Gemälden des Hans Sebald Beham.

---

*) Vergl. Steinbrecht: die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses 1896; Tepsdorf: die Wiederherstellung der Marienburg 1895; Pederzani: die Marienburg 1886; Bergau: das Ordenshaupthaus Marienburg 1871; Witt: Marienburg etc. 1854.

Unter dem 5. November 1875 wurde ich durch Ministerialrescript aufgefordert, ein Gutachten über einen Plan zur Restaurirung der Stiftskirche zu Aschaffenburg, welchen ein Architekt Dr. Schwarz entworfen hatte, abzugeben. Nach diesem Plane wäre die schöne Stiftskirche vollständig ruinirt worden, da der Architekt nach demselben vor hatte, die ganze Kirche in romanischem Stil, von welchem verhältnissmässig nur noch wenige Reste in ihr vorhanden sind, herzustellen und alle Monumente, welche aus späterer Zeit stammen und in denen der Hauptwerth und die Bedeutung dieses Bauwerkes besteht, hinauszuschaffen. Mein Gutachten, in welchem ich mich mit aller Entschiedenheit gegen diese Barbarei aussprach, liess ich autographiren und schickte ein Exemplar an Ferdinand von Quast, der in allem Aehnlichen mein Gesinnungsgenosse war, derselbe erklärte, dass es auch anderwärts Anwendung fände, und übergab es daher in Berlin dem Kronprinzen Friedrich, der mir, als er wieder nach München kam, grosse Befriedigung darüber äusserte und den Wunsch aussprach, dass es veröffentlicht werde, weil man nicht oft und eindringlich genug die darin enthaltenen Wahrheiten wiederholen könne. In gleichem Sinne sprachen sich Quast, wie die geschickten Architekten Gottlieb Neureuther und Denzinger in München aus. Das Wesentlichste meines Gutachtens gegen jenen Ruinirplan habe ich bereits in Bezug auf die Kirche in Rimpar bei Würzburg und die Restauration der Frauenkirche in München ausgesprochen. Das vollständige Gutachten lasse ich im Archiv meiner Vaterstadt aufbewahren.

Im Jahre 1879 war ich mit meiner Frau in Berlin auf Besuch bei unserm Sohne Friedrich. Es waren die Feierlichkeiten zur goldenen Hochzeit des Kaisers Wilhelm I. Kurz vorher war der 12jährige Prinz Waldemar gestorben. Das Elternpaar, Kronprinz Friedrich und Gemahlin, war in tiefer Trauer.

Als mich der Hofmarschall Graf Seckendorf in Potsdam zur Tafel geleitete, fragte ich, ob ich den Trauerfall berühren dürfe, worauf er erwiderte: „Sorgen Sie nicht dafür, das hohe Paar nannte oft ihren Namen, indem es sagte: „nur ein Mann, der ähnlichen Jammer erlebte, kann unsern Schmerz begreifen.“ Ich wurde in grosser Rührung empfangen. Nach der Tafel lud mich die Kronprinzessin ein, ihre Kunstsammlung im Prinzenpalais anzusehen, sie werde nächsten Freitag nach Berlin fahren und mir dieselbe zeigen. Sie hatte diese Räume seit dem Tode des Prinzen Waldemar nicht mehr betreten und sagte, wenn sie mich daselbst empfange und über Kunst mit mir spräche, so würde ihr der erste schmerzliche Eindruck gemildert.

Als sie erfuhr, dass auch meine Frau in Berlin sei, lud sie dieselbe ebenfalls zu der Kunstbeschauung ein. Nachdem wir eine Stunde daselbst verbracht hatten und uns verabschiedeten, übergab sie meiner Frau ihre Photographie, worauf sie in Trauer erscheint, mit den Worten: „Wenn Sie an Ihren schmerzlichen Verlust denken, so schauen Sie dieses Bildniss an und denken, unter allen Verhältnissen des Lebens gibt es Mütter, welche ähnlichen Jammer erlebt haben.“

Während dieses meines Aufenthaltes in Berlin traf ich auch wieder mit dem Kommandanten des könig-

lichen Zeughauses, Excellenz Generallieutenant von Ising, zusammen. Dieser hatte im Feldzuge des Jahres 1864 den linken Arm verloren, und zeigte sich später als ungemein rühriger und thätiger Vorstand dieser reichen Sammlung in dem herrlichen Bau des berühmten Architekten und Bildhauers Andreas Schlüter. Ich hatte ihn bei einem früheren Aufenthalte in Berlin kennen gelernt, wo er äusserst freundlich gegen mich war und mir seinen werthvollen Katalog der Sammlungen des Zeughauses verehrte. Er blieb mir bis zu seinem Ende freundschaftlich gesinnt. Zwei Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1896, traten wir noch in nähere Beziehungen zu einander und zwar in dem damals von ihm neu gegründeten Verein für historische Waffenkunde, dessen erster Vorstand er wurde, während man mich als einen der ersten, der sich ernstlich mit der Geschichte der Waffenkunde beschäftigt habe, über Verdienst so hoch ehrte, dass ich zum Mitglied der Direktion und zum ersten Ehrenmitglied ernannt wurde. Ising hatte sich als Vorsitzender bei der Hauptversammlung dieses Vereins im Jahre 1898 sehr angestrengt, so dass er bald darauf starb. Ich hatte ihm noch Zeichnungen von Waffenstücken des 14. Jahrhunderts gesandt, um Näheres darüber zu erfahren, leider aber konnte er nichts mehr darüber schreiben.

Später im Jahre 1885 kam ich wieder nach Berlin zu meinem Sohn. Mein erster Gang war in das Kunstgewerbemuseum, an dem ich stets vielen Antheil nahm. Es war gerade daselbst in dem Parterre-Raum eine Ausstellung von Zeichnungen und Aquarellen der

Schüler, welche die Vorbilder dieses Museums zu ihren Studien und Kompositionen benützt hatten. Da sah ich schon von Ferne den Kronprinzen Friedrich; er durchwanderte mit mir die Räume, um die Kunstschätze zu besichtigen. Als ich mich verabschiedete, sprach der hohe Herr; „Diesmal werden Sie nicht mich, aber doch meine Frau in Potsdam sehen, denn ich werde nach Sigmaringen reisen, da der Fürst Karl Anton von Hohenzollern im Sterben liegt.“ Ich konnte mich eines Ausrufes des Schmerzes nicht enthalten. Bald darauf erhielt ich mit meinem Sohne von der Kronprinzessin Friedrich eine Einladung nach Potsdam, wir trafen daselbst auch den Direktor des Kupferstichkabinets, Dr. Friedrich Lippmann, den ich schon in Wien kennen gelernt hatte, wo er für das dortige Kunstgewerbe-Museum thätig war.

Wie die Kaiserin schon von früh an Theilnahme und Interesse für Erfindungen zum Nutzen der Menschheit und deren Fortschritt zeigte, so bewies sie auch grosse Theilnahme an dem Schaffen meines Sohnes. Es wurde nun gerade um diese Zeit die elektrische Beleuchtung der Leipziger Strasse und des Potsdamer Platzes nach dem System und unter der Leitung meines Sohnes hergestellt. Als die hohe Frau bald darauf nach München kam, sprach sie uns Eltern ihre grosse Freude an dem Gelingen jenes bedeutenden Werkes aus und sagte unter Anderem: „er macht uns ja allen Ehre“, denn sie wusste, dass dieses den Elternherzen wohlthun musste.

Im September des Jahres 1885 kam Kronprinz Friedrich wieder nach München, er wünschte bei

dieser Gelegenheit die Abformungen deutscher Meisterwerke aus Spanien zu sehen, welche Kreittmayr gefertigt hatte.

Der junge König Alfons XII. von Spanien hatte den Formator bei seiner Arbeit, für welche er viel Interesse zeigte, zweimal besucht und ertheilte ihm die Erlaubniss, auch Kunstschätze in seinen Wohnzimmern abzuformen; er ehrte ihn durch den Isabellenorden und sagte zu ihm: „Sie werden gewiss in Ihrer Heimath mit Freuden und Ehren empfangen, weil Sie so viel zur Ehre Ihres Vaterlandes mitbringen."

Nun war ich dem Kronprinzen Friedrich gegenüber in Verlegenheit; meine Stelle als Direktor des Nationalmuseums hatte ich kurz vorher niedergelegt, und Kreittmayr musste seine Werkstätte im Museum verlassen und durfte nicht mehr, wie bisher, jeder Zeit auswärtige Museumsvorstände und Kunstfreunde zu seinen Werken führen, und zwar nachdem er, wie bereits gezeigt, so viel zur Zweckerfüllung und Ehre des Museums beigetragen hatte, auch wurde ihm nicht gestattet, die herrlichen Werke, welche er aus Spanien mitgebracht hatte, im Museum aufzustellen. Er war gerade damit beschäftigt, diese Abgüsse in den Kellerräumen, des Auszuges wegen, zu verpacken. Dessen ungeachtet führte ich den Kronprinzen durch den Garten zu den Kellerräumen; Kreittmayr wollte, des Staubes und des Schmutzes wegen, die Abgüsse ins Freie schaffen. Der hohe Herr aber sagte: „Da bin ich, einer guten Sache halber, schon über anderen Schmutz gestiegen." Er zeigte grosses Wohlgefallen an den schönen Werken und sprach seine Verwunder-

ung darüber aus, dass man bisher von diesen deutschen Meistern bei uns so wenig gehört habe und dass deren Werke noch so häufig den Italienern, Franzosen oder Spaniern zugeschrieben würden.

Das letzte Mal weilte Kaiser Friedrich noch als Kronprinz in München bei der Beerdigung unseres unglücklichen Königs Ludwig II. Damals ahnte er wohl nicht, dass man ihn selbst zwei Jahre später in der Gruft seiner Väter beisetzen werde. Sein frühzeitiger Tod erweckte in mir die tiefste Trauer. Schmerzlich berührt, wie auch freudig bewegt, war ich, als mir an meinem 80. Geburtstage zum Andenken an den edlen Verstorbenen die Kaiserin mit einem ausserordentlich liebenswürdigen Schreiben zwei Medaillen zusandte, die sein und ihr Bild von Künstlerhand gefertigt trugen.

XLIV. Ende König Ludwig II.

Wie ich bereits geschildert, war der grossartig angelegte König für Kunst, Geschichte und alles Schöne noch geraume Zeit empfänglich, als sein Geist für so manches Andere schon umnachtet war. Ueber sein tragisches Ende habe ich nichts mehr zu berichten, da Allen, welchen es in dieser Sache um die Wahrheit zu thun ist, die darauf Bezug habenden Umstände längst bekannt sind.

Im Mai 1886 hielt unsere „zwanglose Gesellschaft“, wie alljährlich, in Feldafing am Starnbergersee ein Frühlingsfest zum Schlusse unserer Zusammenkünfte, welche im Winter stattgefunden hatten. Vorstand der Gesellschaft war um diese Zeit Dr. Gudden, Direktor

der Irrenanstalt; bei der Heimfahrt sass ich an seiner Seite, er, wie die ganze Gesellschaft war in der heitersten Stimmung.

Es erschütterte uns alle aufs Tiefste, als bald darauf am 13. Juni die Kunde von dem beklagenswerthen Ende des Königs und Gudden's zu uns drang. Der traurige Zustand des Königs hatte uns schon längst mit schmerzlicher Betrübniss erfüllt. Tief zu Herzen ging uns der Verlust Gudden's, er war noch in vollster Lebenskraft, ein Mensch der edelsten Art, mit grossem Wissen, ein wahrer Freund und Wohlthäter der Menschheit, der aus Pflichtgefühl in den Tod ging.

Bald nach jenem unglückseligen Ereigniss befragte ich Professor Dr. Rüdinger, der die Sektion der königlichen Leiche in Gegenwart mehrerer Aerzte vorgenommen hatte, nach dem Resultat. Er sagte: „Ich bin mit grosser Bangigkeit an das Werk gegangen, denn es kam schon oft vor, dass man bei vollständig Wahnsinnigen gar kein Symptom ihres Zustandes in dem Gehirn fand; wäre das hier der Fall gewesen, so hätte Dummheit und Bosheit aufs Neue das Gerücht verbreitet, der König sei nicht irrsinnig gewesen, sondern man habe ihn erst dazu gemacht. Statt dessen habe ich aber im Gehirn und an der Hirnschale fünf Symptome gefunden, wovon eines schon hinreichend gewesen wäre, einen Menschen wahnsinnig zu machen.“ Dadurch erhielt ich den, wenn auch traurigen Trost, dass durch keine andere Lebensweise, wie durch keine menschliche Kunst und Weisheit, das geistige Unglück des Königs hätte ferne gehalten werden können.

Ich fühle mich hier veranlasst, über das Kunstverständniss und den Kunstsinn des Monarchen meine Ansicht auszusprechen, zumal nur zu oft falsche Gerüchte darüber verbreitet werden, und zwar von Menschen, welche von Kunst nichts verstehen, oder, auch glauben, es müsse Alles, was von dem unglücklicken König ausgehe, absonderlich sein. In seinem Kunststreben nahm erst nach und nach die Vorliebe für die Periode Ludwig XIV. zu. Wenn ihn auch dabei der Luxus und Glanz eines absoluten Königthums zu sehr anzog, so erkannte er doch auch in dieser Richtung das wirklich Schöne. In der Stilart einer jeden Periode unterscheidet man wohl, was nur nach einer Modeschablone der Zeit oder unter Einfluss eines bedeutenden Künstlers seiner Zeit geschaffen wurde. Dass der König bei seinen Kunstschöpfungen nicht einseitig war, zeigt, dass er auch Kunstwerke älterer Zeit anschaffte, welche ebenso in einem Museum sein könnten, dafür spricht ferner das Schloss Neu-Schwanstein, wobei ihm die Poesie des deutschen Mittelalters und die Romantik einer Ritterburg vorschwebte. *)

Für die vielseitige Kenntniss des Königs in Kunst und Geschichte spricht auch vorzüglich die kolossale Masse kleinerer Kunstwerke in einer jeden Stilart

---

*) Siehe „Romanische Wandmalereien der k. b. Burg Neuschwanstein, nach den Entwürfen von Julius Hofmann, k. Oberbaurath. 40 Tafeln in Lichtdruck von J. Albert, Kunstverlag, München. Ferner „König Ludwig II. und die Kunst" von Louise von Kobell. München 1898. 8⁰.

jeder Technik, wie in einem jeden Material, welche er durch vorzügliche Künstler und Gewerbetreibende ausführen liess.*) Es ist auch gewiss nicht zu verkennen, dass die vielen Aufträge, welche der König ertheilte, wesentlich zur Hebung des Kunstgewerbes beitrugen. Ich konnte nichts Anderes erwarten, als dass nach dem Ableben des Königs diese Meisterwerke eine Fortsetzung des Nationalmuseums oder ein Museum, etwa unter dem Namen Ludovicum, bilden würden, was für den unglücklichen König, den wir ebenso bewundern wie bedauern müssen, ein bleibendes geistiges Denkmal gewesen wäre, allein es geschah, was ich nicht für möglich gehalten hätte; Alles bis auf ein Minimum wurde aufs Eiligste verkauft. Ich wie Andere, konnten nicht erfahren, ob diese Schätze vorher einem Fachmann zur Begutachtung oder Schätzung vorgezeigt wurden. Bis heute werden fortgesetzt damit im Auslande grosse Geschäfte gemacht.

XLV. Schluss und Rückblick.

Im Jahre 1881 besuchten wir manche Städte Oberitaliens, wobei uns unser Sohn aus Berlin begleitete. Es war gerade um diese Zeit in Venedig der internationale geographische Congress, wobei ich, wie mein Sohn manche Bekannte trafen. Auf das viele Herrliche, das wir in Kirchen, Museen und Gallerien mit grossem Interesse sahen, hier näher einzugehen, wäre nicht der

*) Vergl. hierüber das vortreffliche Buch von Louise von Kobell, König Ludwig II. und die Kunst.

Platz; auch sind mir darin schon bedeutende Fachleute vorausgegangen. Ich konnte wohl noch meine Erfahrungen bereichern, aber doch nicht mehr, wie in früheren Jahren, Vieles davon für meine Arbeiten benützen.

Als natürliche Folge der vielen Drangsale und Unglücksfälle, welche über mich hereingebrochen waren, überfiel mich eine schwere Krankheit, welche im Nachlass aller Kräfte bestand; vier Monate konnte ich das Bett nicht verlassen, die Aerzte betrachteten meinen Zustand als sehr bedenklich. Meine Frau hatte ein schweres Herzleiden, dem sie am 31. Mai 1887 zu meinem namenlosen Jammer erlag.

Mein einziger mir gebliebener Sohn Friedrich, der mir durch sein Schaffen Freude und Ehre macht, wohnt in Berlin, wo er seinen Wirkungskreis und sein Haus besitzt, mit seiner Frau Johanna, Tochter des verstorbenen Direktors der Akademie der bildenden Künste, Karl von Piloty und seinen vier Kindern, drei Mädchen und einem Knaben.

Wenn ich auch meine amtlichen Stellen aufgegeben habe, so bin ich doch in München durch meinen Wirkungskreis so eingewöhnt, dass ich es nicht mehr leicht verlassen könnte. Leider ist das Zusammensein mit meinen Kindern und Enkeln nur jährlich auf kurze Zeit beschränkt, wo ich mich alsdann an deren Gedeihen und Fortschritten erfreue.

Für mich in meinem hohen Alter sorgt die Tochter eines Freundes meiner Familie; sie war schon die treue Pflegerin meiner Frau; sie ist mir jetzt Stütze und nimmt warmen Antheil an meinen Interessen und Arbeiten.

Nach meiner Wiedergenesung arbeitete ich mit verdoppeltem Eifer, wobei mich auch die Sorge antrieb, dass mein Werk über mittelalterliche Kunst unvollendet bleiben könnte; glücklicherweise gelang es mir, dasselbe im Jahr 1889 mit dem 10. Bande abzuschliessen, wie auch den 2. Band meiner Eisenwerke des Mittelalters und die Goldschmiedwerke der Renaissanse, welche einen Band umfassen.

Ich empfand dabei aufs Neue, dass Arbeit das Einzige ist, was Kummer und Schmerz erträglich machen kann.

Minister von Lutz starb im Jahre 1890, sein Nachfolger wurde Ludwig August von Müller. Bald nachdem derselbe das Kultusministerium übernommen hatte, und ich ihn persönlich noch gar nicht kannte, überraschte er mich durch einen Besuch. Er zeigte vieles Interesse an meinen Arbeiten und sprach sich überaus günstig über mein langjähriges Wirken für das bayerische Nationalmuseum aus. Ich erkannte darin, dass er sich mit dem, was schon vor seiner Amtsthätigkeit geschehen war, in der kurzen Zeit bekannt gemacht hatte, was nicht genug anzuerkennen ist. Sogleich nach diesem Besuche wurde ich zu meiner Ueberraschung am 3. Februar 1891 von S. K. H. dem Prinz-Regenten zum k. Geheimen Rath ernannt.

Am 20. Mai 1891 war mein 80. Geburtstag; da ich so vieles Traurige erlebt und die meisten meiner Freunde überlebt hatte, dachte ich, diesen Tag im Stillen zuzubringen, allein er wurde durch die Feder des Freundes Carriere bekannt. Einige hohe Herren,

welche sich schon früher für mein Schaffen interessirt hatten, ehrten mich durch hohe Auszeichnungen, und viele Freunde und Bekannte erfreuten mich durch den Ausdruck herzlicher Theilnahme.

An dem Abend des 20. Mai erhielt ich in der „Zwanglosen Gesellschaft“, deren ältestes Mitglied ich bin, ein prachtvolles Album mit den Bildnissen der 60 Mitglieder mit Namensunterschriften, sinnigen Mottos und guten Wünschen. Der Einband dieses Albums ist ein Meisterwerk feinsten Geschmackes, auf demselben steht in goldenen Buchstaben: „Ihrem lieben Hefner-Alteneck zum 80. Geburtstag die zwanglose Gesellschaft.“ Diese einfache Widmung, besonders von solchen Männern ausgehend, musste mich aufs Innigste erfreuen.

Am 1. Januar 1894, nachdem ich schon 42 Jahre Aschaffenburg verlassen hatte, wurde ich zum Ehrenbürger dieser meiner Vaterstadt ernannt. Das Diplom ist ein wahres Kunstwerk in der Form eines Triptychons, in der Mitte die Schrift, d. h. das Dekret, daran hängend das Stadtsiegel, darüber die Totalansicht der Stadt Aschaffenburg, auf der einen Seite die Ansicht der Stiftskirche, in welcher ich oft gearbeitet, auf der andern mein Wappen mit dem Ritter Georg von Liebenstein als Schildhalter, in den beiden Seitenflügeln rechts das kurfürstliche Schloss, aufgenommen von dem Fenster meines ehemaligen Arbeitszimmers, links das frühere alte malerische Herstallthor. Die vortreffliche Aquarellmalerei auf Pergament ist ein Werk von der Hand meines geschickten Landsmannes Adalbert Hock, der Einband

in gepresstem Leder u. s. w. mit dem Stadtwappen ein Meisterwerk des Buchbindermeisters Friedrich, der sich schon viele Verdienste um die Denkmale und Geschichte meiner Vaterstadt erworben hat. Das Ganze begleitete ein sehr ehrendes Schreiben des Herrn Bürgermeisters Hofrath Medicus. Abgesehen von der Ehre, welche mir dadurch erwiesen wurde, freute es mich sehr, dass meine Vaterstadt solche Kräfte besitzt.

Am Ende meiner Darstellung angelangt, möchte ich nur noch in einem kurzen Rückblick verschiedener Männer gedenken. In meine Jugendzeit zurückgehend, sei bei dem schon genannten Dompropst Dumetz (Dumeix) erwähnt, dass dieser würdige Mann derselbe ist, mit welchem, als er noch Propst des Leonhardstiftes in Frankfurt a. M. war, der junge Goethe verkehrte.*) Johann Peter Melchior hat von ihm ein Medaillonportrait angefertigt, dessen Thonmodell sich jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Berlin befindet.**)

Von meinen Freunden aus früherer Zeit möchte ich noch nennen meinen Landsmann Kaspar Braun, den nachmaligen Mitbegründer der „Fliegenden Blätter, ferner Christian Brentano, den Bruder von Clemens und Bettina. Letzterer war mir während meines Aufenthaltes in Aschaffenburg ein wahrer und wohlwollender Freund, der mir in vielen Angelegenheiten treu zur Seite stand. Durch ihn lernte ich in Frankfurt noch andere Angehörige dieser genialen Familie

---

*) Goethe's sämmtliche Werke. Berlin, Hempel. Bd. XXII. Seite 130 und 381.

**) Zais, Ernst. Die Porzellan-Manufaktur zu Höchst. Seite 111.

kennen, die mir mit ausserordentlicher Liebenswürdigkeit Einblick in ihre reichen Kunstschätze gewährten. Unter diesen sind namentlich die herrlichen 40 Miniaturen zu nennen*), die Jean Fouquet von Tours, Hofmaler des Königs Ludwig XI., für den Schatzmeister Estienne Chevalier gemalt hatte. Bekanntlich wurden „diese Perlen altfranzösischer Kunst“ vor einigen Jahren von Dr. Louis Brentano an den Herzog von Aumale um eine hohe Summe verkauft.

In Frankfurt lernte ich ausserdem noch kennen den Kupferstecher Eugen Schäffer, ferner Johann David Passavant, den verdienstvollen Inspektor des Städel'schen Kunstinstituts, und dessen Nachfolger Gerhard Malss. Von den dortigen Malern zählten zu meinen Bekannten und Freunden Alfred Rethel, Moritz Oppenheim, Otto Cornill, der jetzige Conservator des städtischen historischen Museums, der originelle Karl Ballenberger, und Carl Theodor Reiffenstein. Letzterer war ein um Frankfurt's Topographie hoch bedeutsamer Künstler; seine mit grösster Genauigkeit, dabei aber auch mit künstlerischem Verständnisse, aufgenommenen Zeichnungen und Aquarelle von Bauten und Bautheilen aus dem alten Frankfurt bilden heute einen werthvollen Bestandtheil des oben genannten Museums. In weiteren Kreisen machte er sich durch seine „Bilder zu Goethe's Dichtung und Wahrheit“ bekannt, von denen er auch mir ein Exemplar in freundschaftlicher Gesinnung zusandte.

---

*) Vergl. Gwinner, Ph. Friedrich. Kunst und Künstler in Frankfurt am Main etc. Frankfurt a. M. 1862. 8⁰. Seite 544.

Von den dortigen Kunstfreunden wären zu nennen der bekannte Dürer-Sammler Heinrich Anton Cornill-d'Orville, der Vater des oben erwähnten Otto Cornill, ferner Georg Wittemann und Karl Anton Milani.

Unter anderen hervorragenden Persönlichkeiten, die ich im Laufe meines langen Lebens kennen lernte, möchte ich vor allen noch den Dichter Ludwig Uhland erwähnen, dessen Bekanntschaft ich der Versammlung deutscher Geschichtsforscher in Ulm im Jahre 1857 zu danken hatte.

Von denjenigen, die ich zu meinen Fachgenossen zählen konnte, nenne ich den Verwalter der Waffensammlung des Prinzen Karl von Preussen, den sehr kenntnissreichen Schauspieler und Romanschriftsteller Georg Hiltl, der mir die Beschreibung der Waffen des Prinzen Karl in einer Prachtausgabe verehrte. Dann wären noch die beiden hervorragenden Wiener Quirin von Leitner und Wendelin Boeheim zu nennen. Von weiteren Freunden, denen ich zu Dank verpflichtet bin, möchte ich den Grafen von Meran und den Grafen Hanns von Wilczek erwähnen. Beide hohe Herren sind Freunde und Kenner des Lebens der deutschen Vorzeit, von denen der Erstere es durch seine Beschreibung des Landes-Zeughauses zu Graz und der Letztere durch Wiederaufbau der Burg Kreuzenstein bewiesen hat. Beide übersandten mir in freundlichster Weise die darüber erschienenen Veröffentlichungen.*)

*) Die Waffen des Landes-Zeughauses zu Graz von F. G. v. M. (Grafen von Meran). Graz 1880. 4°. — Paukert, Johann. Kreuzenstein. Historisch-topographische Skizze. Wien 1899. 8°.

Zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens rechne ich, dass es mir vergönnt war, den Traum meiner Jugend, ein einiges deutsches Vaterland, verwirklicht zu sehen, ferner zähle ich dazu die fortschreitende Entwicklung des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, das ich unter Leiden und Sorgen seines Gründers Hans von Aufsess entstehen sah. Zu meiner grossen Freude konnte ich noch erleben, dass es nicht nur nach dem Wunsche seines Stifters ein wirklich germanisches Museum geworden ist, dass es von allen deutschen Staaten unterstützt und erhalten wird, sondern auch, dass man es jetzt ein Museum für die ganze gebildete Welt nennen kann. Seit seinem Entstehen dem Verwaltungsausschuss angehörend, bin ich alljährlich zu dessen Sitzungen erschienen und habe dort viele bedeutende Männer kennen gelernt, unter ihnen in den letzten Jahren einen, welchen ich schon längst als einen hervorragenden Freund aller Kunstbestrebungen rühmen hörte, den ehemaligen preussischen Kultusminister und jetzigen Oberpräsidenten von Gossler, der als eines der thätigsten Mitglieder im Ausschusse waltet. Ebenso wie ich dem germanischen Nationalmuseum noch meine Dienste widmen kann, freue ich mich, noch im Stande zu sein, soweit als thunlich manchem Vereine, trotz meiner hohen Jahre, meine Thätigkeit zuwenden zu können.

Obwohl ich in meinem Leben gar manchmal die trübsten Blicke in die Abgründe der Menschheit werfen musste, habe ich doch bei allem dem Traurigen und Schmerzlichen, das ich erlebte, die Beruhigung, dass

ich stets als Freunde Männer von Bedeutung gefunden habe; denn die wahre Freundschaft entsteht nur durch Arbeit, wie auch das höchste Verdienst, das sich der Mensch erwerben kann, nur durch Arbeit zu erringen möglich ist. Arbeit ist der Genuss des Lebens, ohne Arbeit ist das Leben todt.

Meinen Enkeln und Enkelkindern möchte ich deshalb als Merkwort zurufen:

„Arbeit gibt Muth, verscheucht alle Sorgen,
Fleiss schafft die Lust, am Leben sich zu freu'n.“



Namen- und Ortsregister.

Zusätze.

Zu Seite 181 wäre als Anmerkung hinzuzufügen:

Lebschée, G. A. Thurnau und seine Umgebungen. 40 Blätter in Lithographie. München, gedruckt bei S. Minsinger. Quer Folio.

Zu Seite 184 ebenso:

Vergl. Bode, W. Geschichte der deutschen Plastik, Berlin 1885, gr. 8⁰ Seite 214, wo Konrad Meit zu Mainz (sic!) erwähnt. und dabei bemerkt wird: „Die gleiche Behandlung und dieselbe Formengebung (wie dessen Judith im Nationalmuseum) zeigen die mit Recht so berühmten, früher dem Dürer zugeschriebenen Buchsbaumstatuetten von Adam und Eva im Museum zu Gotha, die ich deshalb für Arbeiten desselben Meisters halte."







